This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Enk von der Burg, Michael

Dorat's Tod.

Von

M. Enk.

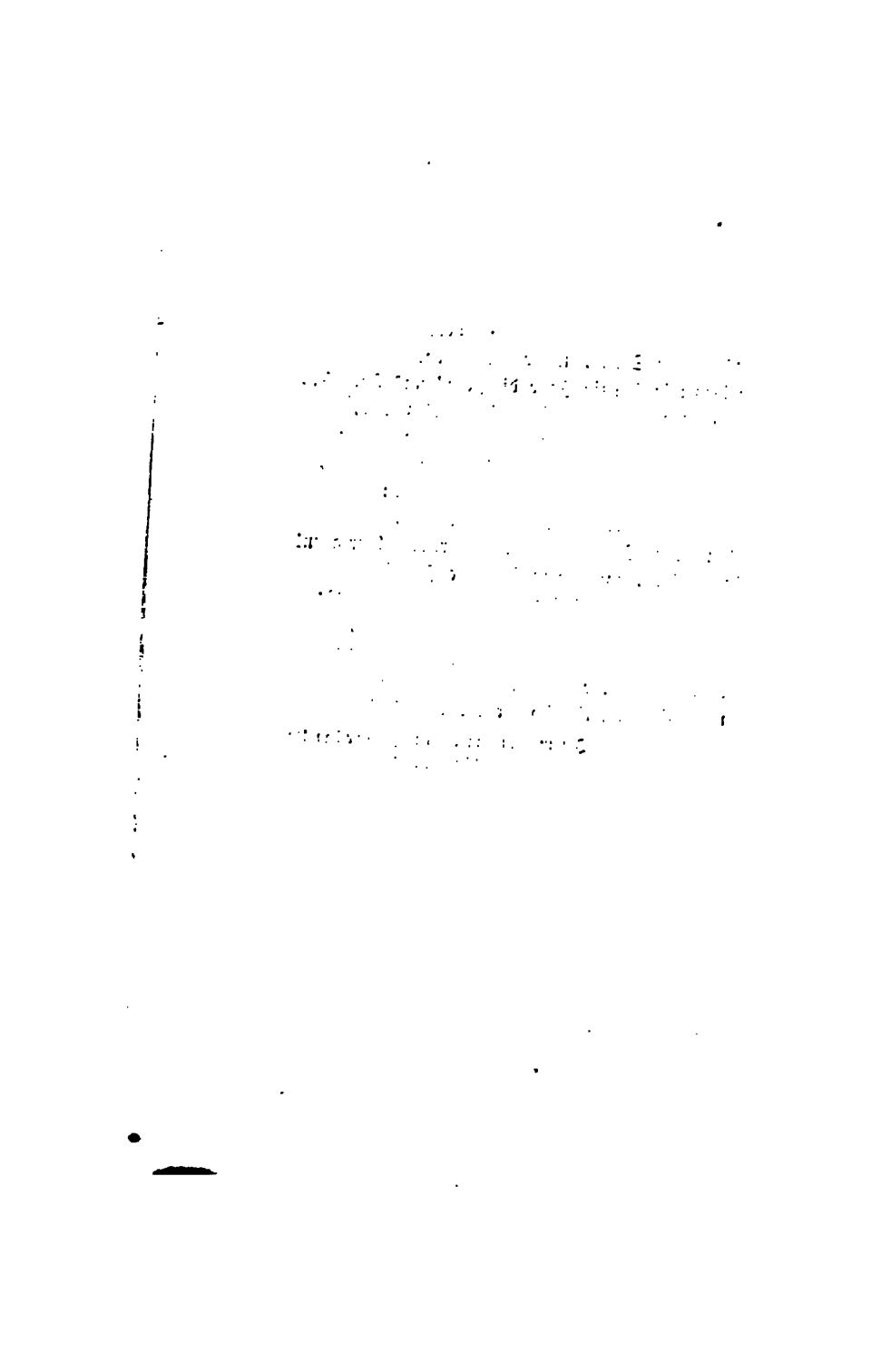
Wien.
Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.
1833.

STANFORD
LIBRARIES

OT 1858
E 768 06

— Leben?
Das iſt der Stein, uns vorgeworfen,
An dem wir fünfzig Jahr die Zähn' uns ſtumpfen.
Ein albern Schaugepräng, ein fades Elend,
Ein hohler Sarg, um welchen Satyrn tanzen,
Ein Garten, vollgepfropft mit matten Freuden,
Von ſcharfen Reuethränen bald ertränkt:
Ein müder Zirkellauf von kranker Luſt,
Und wildem Schmerz und wimmerndem Verzagen!
Ein Räthſel, von Verzweiflung aufgelöſt,
Der wüſte Traum des tollgewordnen Staubes;
Zu leer, als daß man d'rüber reden möchte,
Zu ſchwer, als daß man davon ſchweigen kann;
Ein Seufzer, über Gräber hingeweht,
Ein Klägliches, unſäglich bitt'res Nichts!

Immermann: König Periander
Vierter Akt.



Der Zweifel.

Am 15. September des verflossenen Jahres, ungefähr um zehn Uhr Vormittags, trat ich in das Zimmer meines Freundes Ewald. Ich fand ihn, wie gewöhnlich um diese Zeit, vor seinem ziemlich altväterischen Pulte sitzend. Er schien mir, wie schon mehrere Tage her, so auch heute wieder, in ein mehr trübes als ernstes Nachsinnen versunken zu seyn. Ein Band der Biographie universelle lag aufgeschlagen vor ihm auf dem Pulte.

»Die Cholera ist nun leider auch in Wien ausgebrochen,« sagte ich, indem ich mich neben ihn an das Pult setzte.

»»So,«« entgegnete er, ohne vom Boden aufzusehen.

»Nun, wir stehen alle in Gottes Hand,« fuhr ich fort; »ich, meines Theils, bin gerüstet zum Leben, wie zum Sterben.«

»»Leben! Sterben!«« wiederholte er, wie vor sich hin. »»Leben? Vielleicht auch träumen!««

»Sehr pathetisch!« erwiederte ich. »Du bist doch in dem Buche, das ich da schon einige Tage aufgeschlagen sehe, ohne daß Du, wie es scheint, im Lesen weiter rücktest, nicht auf einen Commentar über Hamlets Monolog gestoßen?«

»» Das nicht; aber auf etwas Anderes bin ich ſtoßen, was mich ein wenig ergriffen hat. Du ken doch den franzöſiſchen Dichter Dorat?««

» Nun ja; was weiter? «

»» Er gehörte zu den Menſchen, die ein feindſeli Dämon antreibt, durch ihr ganzes Leben keuchend, ni dem Ruhme, ſondern dem Schatten des Ruhmes na zulaufen; wenn gleich dieſer ſelbſt mit Recht ein blo Schatten genannt werden könnte. Ohne zu den ern ren Wiſſenſchaften je eine Neigung empfunden, oder geſchickt gemacht zu haben, der Geſellſchaft auf irge eine Weiſe nützlich zu werden, wendete er Alles darc für einen ausgezeichneten Dichter zu gelten: da doch Natur die Weihe dazu ihm ſtrenge verſagt hatte. De von allen dem, was ſelbſt bei Vielen, welchen es ni erlaubt iſt, am Ziele nach dem Kranze zu greifen, m deſtens den urſprünglichen Beruf zum Dichter beurk det, von reger Empfänglichkeit für große und erhabe Ideen, von dem kühnen Schwunge einer ſchöpferiſch Einbildungskraft, und von Tiefe des Gefühls, ſind ihm nur wenig Spuren anzutreffen. Sein höchſtes St ben blieb einzig darauf gerichtet, in ſeinen Gedich jene leichte, oder um es beſſer zu ſagen, jene frivole bensphiloſophie abzuſpiegeln, die damals in Paris der Tagesordnung war, und die er auch in der Geſe ſchaft affektirte. Affektirte, ſage ich; denn ſeine Ro mochte ihm ſchwer genug werden. Von allen Sei nämlich fiel man ihn mit feindſeligen, zum Theil ſe hämiſchen Kritiken an, die ihn in endloſe Zänkereien u Streitigkeiten verwickelten, bei welchen das Publik

auf ſeine Koſten lachte, und ihn zum Theil mit ſchonungsloſer Härte mißhandelte. Von ſeinen theatraliſchen Arbeiten vermochte ſich keine länger, als ein Paar Abende durch, auf der Bühne zu erhalten; obwohl er die Schwachheit hatte, ſein Vermögen zu verſchwenden, um den Beifall zu erkaufen, welchen er nicht zu erringen wußte. Den ganzen Tag trieb er ſich in Geſellſchaften und Zerſtreuungen herum, und machte ſeine Verſe des Nachts, damit man glauben ſollte, ſie koſteten ihm keine Anſtrengung. So wurde der Mann faſt fünfzig Jahre alt. Faſt fünfzig Jahre!««

»Nun, und was befremdet Dich an allem dem ſo ſehr? Haben wir in Deutſchland nicht poetiſche Gecken genug, um dem franzöſiſchen alles Befremdende zu nehmen?«

»»Ja, obwohl die poetiſche Geckerei bei uns einen größeren Zuſchnitt hat, und, wenn ich ſo ſagen darf, poetiſcher, darum aber freilich auch nicht ſelten um deſto bizarrer und lächerlicher ausſieht. Doch das iſt es nicht. Aber denke Dir! der Mann wird krank; die Ärzte ſprechen ihm das Leben ab; und nun zwei Stunden vor ſeinem Tode —««

»Macht er noch Verſe?«

»»Daß er es gethan hätte! Zwei Stunden vor ſeinem Tode, kaum mehr fähig ſich auf den Füßen zu erhalten, läßt er ſich — friſiren, und ſetzt ſich in ſeinen Fauteuil um zu ſterben.««

»Albern genug.«

»»Albern? Mich überlief ein Schauder, als ich es las. Läßt ſich friſiren, um zu ſterben! Der Tod muß

ſein Narr ſeyn. Und was iſt der Tod nicht für ein jämmerlicher Geck, wenn er der Geck eines ſolchen Gecken ſeyn muß? Und was iſt nun das Leben, wenn der Tod eine bloße Geckerei iſt?««

»» Es iſt offenbar,— «« ſagte er langſam, wie für ſich hin, indem er wieder abbrach.

»Was iſt offenbar?« fragte ich.

»» Es iſt offenbar, man kann athmen, eſſen, trinken, ſchlafen, Verſe machen, ſich in Geſellſchaften herumtreiben, und zur Noth ſogar ſeine eigenen oder anderer Leute Geſchäfte beſorgen — denn das hat der ehrliche Dorat doch Alles wirklich gethan —: man kann das Alles thun, ohne — zu leben. Und ſo iſt mir denn dieſe Tage her der Zweifel aufgeſtoßen, ob denn ich ſelbſt wirklich lebe.««

»Ich ſollte doch meinen,« ſagte ich.

»» Meinen,«« wiederholte er; »» das heißt annehmen, etwas ſey ſo, oder ſo. Sage mir beſtimmt und nett: was heißt leben: ſo will ich Dir all' Dein Meinen ſchenken; und wenn Du, wie ich glaube, jetzt auf die Poſt gehſt, ſo vergiß nicht zu fragen, ob ſie auch für mich Briefe mitgebracht habe.««

Der Hauptmann Belling.

Der Zweifel hat etwas Anſteckendes, beſonders wenn man ſo ſehr zum Zweifeln geneigt iſt, wie ich es von jeher geweſen bin. Zwar war Ewald ſo urban geweſen, nur von ſich zu ſprechen, und die Frage, die ihm ganz gewiß eingefallen war: ob denn ich ſelbſt wirklich lebe, zurückzuhalten; aber ich kannte ihn gut genug, um

zu wiſſen, daß er ſich dieſe Frage geſtellt hatte. Ich konnte alſo nicht umhin, ſie mir ſelbſt zu ſtellen.

Wenn ich es mit einer Frage zu thun habe, mit der ich nicht am beſten auszukommen hoffe, ſo mache ich es damit immer wie ein träger Jagdhund, der nicht viel Luſt hat, mit dem in der Mitte der Bahn noch ruhig liegenden Eber, Bären oder Luchſe anzubinden; das heißt, ich kreiſe um dieſelbe herum; und da ich die Kreiſe dabei immer weiter ziehe, ſo gelingt es mir auf dieſe Art häufig, die fatale Frage gänzlich aus den Augen zu verlieren. So dachte ich es auch dießmal zu machen.

»Grillenfängerei iſt's!« ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich durch den Garten ging.

»Bloße Grillenfängerei iſt's,« wiederholte ich laut, als wenn ich die Sache mir ſelbſt, oder einem Andern bekräftigen wollte.

Man ſieht, ich war auf dem beſten Wege, mit Ewalds Frage, wie mit jeder andern auf Gottes weitem Erdboden ins Reine zu kommen. Nun wollte ich einen noch weiteren Kreis beſchreiben.

»Der thörichte Menſch!« rief ich, mit ſeinem: »Sage mir beſtimmt und nett: was heißt leben!« — »Beſtimmt und nett!« wiederholte ich kleinlaut; denn dieſe paar Worte erinnerten mich an den Hauptmann Belling; und geſchehen war es um mein ganzes feines Kunſtſtück.

Hauptmann Belling war im Frühjahre auf ſeiner Durchreiſe nach der Schweiz bei uns geweſen. Der wackere, heitere Mann hatte mich ſchon bei früherer Bekanntſchaft lebhaft angezogen, und ein kleiner Dienſt,

den ich ihm erwieſen hatte, mich mit ihm in ein näheres Verhältniß gebracht. Über Tiſch geriethen wir in einen lebhaften Streit mit einander. Er wollte eine meiner Behauptungen nicht gelten laſſen, und forderte mir, um mich in die Enge zu treiben, eine Definition des Gegenſtandes derſelben ab, den ich jetzt in der That vergeſſen habe. Ich gab, und er beſtritt ſie. Er behauptete hartnäckig, man habe von einer Sache ſo lange keinen beſtimmten Begriff, als man ſie nicht ſtreng definiren könne.

»Ich habe einen hinreichend beſtimmten Begriff von einem Seſſel,« ſagte ich, »und doch wär' ich in Verlegenheit, wenn ich Ihnen gleich auf der Stelle eine Definition davon geben ſollte.« »»Auf einem Stuhle ſitzen Sie, nicht auf einem Seſſel;«« entgegnete er. »»Wollen Sie das nicht zugeben, ſo müſſen Sie mir zeigen, daß ein Seſſel kein Stuhl iſt, und das werden Sie, ohne richtig zu definiren, nimmermehr im Stande ſeyn.««

Der Seſſel, der Stuhl, der Fauteuil, die Bergère, das Tabouret, das Sopha, die Ottomane, das Kanapé, das Ruhebett und die Ofenbank kamen jetzt nach einander an die Reihe.

»Sie haben gewiß einen beſtimmten Begriff von Tapferkeit, Herr Hauptmann,« ſagte ich; »ſagen Sie mir, was iſt die Tapferkeit? Da Sie ſelbſt als ein ſehr tapferer Offizier bekannt ſind, ſo werden Sie mir von dieſer militäriſchen Tugend die allerbeſtimmteſte Erklärung geben können.« Er gab eine Definition, die nicht übel war, an der ſich aber, wenn man darauf ausging, es recht genau zu nehmen, immer noch etwas ausſetzen

ließ. Jetzt war ich im Vortheil, und nun wollte ich ihm noch Härteres aufzuknacken geben. »Was iſt die Zeit, Herr Hauptmann!« fragte ich.

»»Das weiß ich,«« entgegnete er, indem er Meſſer und Gabel weglegte, und mich mit einem triumphirenden Lächeln anſah »Wiſſen denn Sie es?«

Wie jede Quaestio ad hominem hätte ſich auch dieſe übel nehmen laſſen; allein der Ausdruck freundlicher Gutmüthigkeit, mit dem ſie gethan wurde, entfernte jede Empfindlichkeit. Ich kam alſo ganz gelaſſen, und, wie ich glaubte, meiner Sache vollkommen ſicher, mit Kant angezogen.

»Das iſt nichts!« ſagte mein Gegner lebhaft; »den Philoſophen von Königsberg wollen wir hier ganz aus dem Spiele laſſen. Sie werden meine Definition von Zeit in keinem Lehrbuche der kritiſchen Schule finden. Auch iſt ſie nichts weniger als leicht zu finden; und es hat mich Jahre gekoſtet, damit ins Reine zu kommen. Ihnen geb' ich Zeit bis zu meiner Rückkehr, um ſie zu ſuchen. Denn man muß ſie durchaus ſelbſt ſuchen und finden, wenn man wahren Vortheil davon haben ſoll.«

Zu ſuchen hatte ich noch am nämlichen Tage angefangen. Da ich aber nicht ſo leicht fand, was ich ſuchte, ſo hatte ich die nächſten Tage bei meinem Suchen ſo weite Kreiſe beſchrieben, daß ich den Hauptmann Belling und ſeine Definition glücklich darüber aus den Augen verloren hatte. Jetzt, als ich durch den Garten ging, fielen mir der werthe Mann und ſeine Behauptung, daß man von einer Sache, die man nicht defini-

ren könne, auch keinen beſtimmten Begriff habe, rechnet zur Unzeit wieder ein.

»Da wüßte ich ja in der That nicht, ob ich wirklich lebe,« ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich ſchon an der Thüre des Expeditions-Zimmers ſtand.

Der Traum.

Briefe waren ſowohl für mich, als für Ewald angekommen; aber weder die einen noch die andern enthielten viel Erfreuliches. Alſo hatte ich doppelte Veranlaſſung zum Verdruße. In unmuthiger Unthätigkeit brachte ich den Reſt des Tages hin, und erſt gegen Mitternacht gelang es mir einzuſchlafen.

Da träumte mir, ich mache in Geſellſchaft des liebenswürdigen Dichters B—f—ld meine Ferienreiſe nach Wien. In einem eleganten Schwimmer rollten wir den Niederberg hinab, und koſeten gar traulich von Dieſem und Jenem. Die Sonne ſchien ſo warm und hell, daß ſie ſogar mir hell und warm genug ſchien, und ich war in der glücklichſten Stimmung. In Burkersdorf ſpeiſten wir zu Mittage, und trieben tauſend Poſſen. Raſch ging es nun der Kaiſerſtadt zu. Allein wie ganz anders war es nicht jetzt, als Vormittags. Das Geſpräch ſtockte, und während ich einige Augenblicke ſeitwärts aus dem Wagen ſah, hatte ſich mein Reiſegefährte aus dieſem verloren, ohne daß ich errathen konnte, wo er hingekommen ſeyn mochte. Verſchwunden war jener helle Sonnenglanz, der mich Morgens und vor Tiſche ſo ſehr erfreut hatte, und hatte jener trüben Beleuchtung Platz gemacht, die wir ſehen, wenn im Sommer

die Sonne vor einem Gewitter ſich hinter den Wolken verbirgt. Je näher ich der Stadt kam, deſto mehr ſchien mir das Licht zu erbleichen, und als ich zur Linie hinein fuhr, war eine vollkommene Dämmerung eingetreten. »Sonderbar!« ſagte ich, indem ich auf die Uhr ſah, »kaum drei Uhr, und es fängt ſchon an Nacht zu werden.«

Als ich in die Stadt kam, ſchien mir die Düſterheit der Dämmerung noch zugenommen zu haben. Es war nicht Nacht: aber es war, als wenn die Nacht jeden Augenblick ihr ſchwärzeſtes Leichentuch über die Stadt ausbreiten wollte. Nirgends brannte eine Laterne; nirgends ein Licht an den Fenſtern. Die Läden ſtanden zwar offen, aber ich ſah nur ſelten in einem oder dem andern einen Käufer. Stumm und ſchweigend gingen die Menſchen an einander vorüber, den Ausdruck dumpfen Schmerzes oder banger Bekümmerniß im Geſichte. Geräuſchlos rollten die Wagen über das Pflaſter, als wenn dieſes lockerer Lehm geweſen wäre.

Faſt gleich beim Ausſteigen begegnete ich meinem Freunde Kern. »Nun, wie geht es,« fragte ich ihn. »»Das iſt eine ſonderbare Frage,«« entgegnete er, »»wenn es ſo geht. Sie ſind wohl noch nicht lange hier?««

»Eben angekommen,« erwiederte ich; »morgen Nachmittags beſuche ich Sie.«

»»Wenn wir Beide morgen noch leben: ſo ſoll's mich freuen,«« ſagte er, und eilte weiter.

»Morgen noch leben!« wiederholte ich, indem ich ihm nachſah. »Was ihm nur einfällt. Ich denke noch hundert Jahre zu leben, und er hoffentlich auch. Gerne

ſollen ſie ihm gegönnt ſeyn; und möge es ihm nur recht wohl ergehen.«

Ich ging nun gleich meine übrigen Freunde und Bekannten aufzuſuchen. Herz und Geſinnung derſelben fand ich unverändert; aber ihr Benehmen war anders, als ſonſt. Jeder zog ſcheu ſeine Hand zurück, wenn ich ihm die meinige reichte; jeder ſprach ſo dumpf und leiſe, als wenn er mich in einer Krankenſtube empfinge; und auf jedem Geſichte lag der Ausdruck ſcheuer Zurückhaltung und banger Beſorgniß.

»Sonderbar!« ſagte ich, »was dieſe Menſchen nur alle haben. Wie dumpf und grämlich ſie mir alle vorkommen. Ich will heute gar keine Beſuche mehr machen, ſondern lieber gleich anfangen mein Geld für bedrucktes Papier wegzuwerfen. Freilich mag es ſchon nahe an Mitternacht ſeyn. Deſto hübſcher, daß noch alle Antiquare auf den Beinen ſind; um ſo unverzüglicher kann ich mein bischen Barſchaft los werden.«

Mit Haſelmeyer in der Schullerſtraße, den ich nebſt dem jovialen Gräffer unter ſeinen Collegen für einen der billigſten und unterrichtetſten halte, wollte ich den Anfang machen. Ich ſah ihn ſchon von weitem aus dem Thürfenſter ſeines engen Gewölbes blicken, das, ſo eng es iſt, ſeltene literäriſche Schätze verſchließt.

»Haben Sie etwas für mich zurückgelegt?« fragte ich, als ich in ſeine Nähe kam.

Schweigend, und ohne zu öffnen, bog er ſich zurück, und langte mir nun ein Buch nach dem andern aus dem Fenſter. Ich wählte, und verwarf. Da kollerte ein ſchwerer Wagen dröhnend die wüſte Straße herauf.

» Was iſt denn das für eine wunderlich gebaute Maſchine? « fragte ich den Antiquar.

» Das, « gab er mir faſt tonlos zur Antwort, » iſt der Wagen, in welchem man die an der Cholera Verſtorbenen aus der Stadt ſchafft. «

Jäh durchzuckte es mich. Feſt drückte ich mich an die Wand, daß der furchtbare Wagen, aus dem ein Modergeruch mich anwehte, mich nicht berühren ſollte. Bebend ſtürzte ich fort aus der engen Straße, auf den verödeten Stephansplatz hinaus, mit namenloſer Angſt vorwärtsſtrebend, und dennoch nicht von der Stelle kommend; immer das furchtbare Geraſſel in meinen Ohren, immer umweht von Leichengeruch. Ich blickte zum Himmel auf. Die ſchwarze Finſterniß, die ihn umhüllte, ſenkte ſich in dichten Wolken herab, und verſchlang den letzten Reſt der zweifelhaften Dämmerung. Rings umgab mich Nacht. Mit ſchwankenden Schritten gelangte ich bis zur Vorderſeite der St. Stephanskirche. Ich wollte vorübereilen; da ſah ich durch das weit geöffnete Hauptthor das Innere des Tempels hell erleuchtet, und den Prieſter am Altare ſtehen. Dicht geſchaart kniete die Gemeinde der Gläubigen, und hob flehend die Hände zu Gott empor. Von den tiefſten Tönen der Orgel begleitet ſchwoll, wie ſchwere Wogen, der Bußgeſang, der aus der angſterfüllten Bruſt hervordrang. Schone, tönte der Geſang!

Schone Herr! — Erbarmer! ſchone;
Halt den Rächerarm zurück:
Sieh auf uns mit mildem Blick,
Nicht nach unſern Sünden lohne!

»Schone,« rief ich, »Erbarmer,« und ſtürzte zitternd mit emporgerungenen Händen auf die Knie.

Der Morgen.

In Schweiß gebadet erwachte ich. Wie es bei einem ſehr lebhaften Traume wohl zu geſchehen pflegt, bedurfte ich einige Zeit, um mich vollſtändig zu beſinnen, daß ich bloß geträumt hatte. Mit der Rückkehr der Beſinnung ſchwand auch das Nachgefühl jener Bangigkeit, die ich im Schlaf empfunden hatte, und wovon ich beim erſten Erwachen noch befangen geweſen war. Ich vermochte jetzt über meinen Traum ſelbſt nachzudenken.

Das Merkwürdigſte daran war mir die Unbefangenheit, mit der ich meinem gewöhnlichen Treiben nachgegangen war, während Alles um mich her ein düſteres, unheilverkündendes Ausſehen angenommen hatte. Anſtößig war mir einen Augenblick die Enttäuſchung durch einen ſo proſaiſchen Gegenſtand, wie ein Leichenwagen iſt: aber — »Biſt du nicht ein Thor,« fragte ich mich, »mit deiner Poeſie? Die wahre Poeſie eines großen Unglücks liegt in ſeiner Wirklichkeit. Der Dichter mag es in einen ſchwarzen Schleier hüllen, und unter dieſem das Entſetzliche uns ſchaudernd ahnen laſſen: aber wenn es uns jetzt wirklich nahe tritt mit unaufhaltbaren Schritten; wenn wir es in ſeiner furchtbaren Nacktheit ſchauen, und ſein eiſiger Blick ſtarr ſich auf uns heftet: dann fühlen wir unſer Innerſtes erbeben; wir erkennen in ihm das Walten einer höheren Macht, wir fühlen die Nichtigkeit unſrer Kraft, und heben — das aber iſt wohl die höchſte Poeſie — in Demuth, Ergebung und inniger

Andacht Aug und Herz zum Himmel empor; zu Ihm, der den Sturm ſendet, wie das laue Lüftchen, das unſre Wange umſpielt; der den Segen herabſchüttet, wie das Verderben nach den unerforſchten Rathſchlüſſen ſeiner ewigen Weisheit. — Du biſt da wieder einmal im Traum vernünftiger geweſen, als im Wachen,« ſetzte ich hinzu, »und das macht dir gar wenig Ehre.«

Ich ſtand auf, und, noch im Nachtkleide, öffnete ich das Fenſter. Friſch und erquickend wehte es mich an, und mit gelöſter Bruſt ſog ich den Strom der Lüfte in mich: während das Auge heiter über die Donau und das jenſeitige Ufer hinſchweifte, die im roſichten Licht, nur von einzelnen Nebelſtreifen unterbrochen, vor mir lagen. Es war einer jener lieblichen Morgen, wo die Natur ſich wie eine glückliche Braut für den nahenden Tag mit all' ihren Reizen zu ſchmücken ſcheint. Mein Blick fiel auf das mir ſchräg gegenüber liegende Emmersdorf. Ich erinnerte mich des Morgens, an welchem es die Feinde angezündet hatten, und das Wehgeſchrei ſeiner mißhandelten Einwohner vernehmlich herüber ſcholl. Wie hatten in dieſer einzigen Scene des Jammers damals nicht alle Schrecken des Krieges meine Phantaſie ergriffen! wie hatte jenes Geſchrei und der Anblick der nackten Brandſtätte nicht mein jugendliches Gefühl erſchüttert! und mit welcher Freude hatte ich nicht die Spuren der Zerſtörung verſchwinden, und die glänzenden Dächer aufs neue luſtig ſich aufbauen ſehen!

»Auch dieſer Jammer,« ſagte ich jetzt, »wird vorüber gehen, und keine Spur von ihm zurückbleiben. Die Pulſe des Lebens, die jetzt bange zu ſtocken ſcheinen,

werden wieder raſcher rollen; und die Erinnerung an dieſe Zeit wird ſeyn, wie die Erinnerung an einen ſchweren Traum.«

Sehr zur Unzeit war mir hier die Vergleichung mit einem Traume eingefallen. Man hat das Leben ſelbſt ſo oft mit einem Traume verglichen, und dieſe Vergleichung iſt ſo bekannt, daß ich durch die Erinnerung daran ſogleich auf Ewalds Frage zurückgeführt wurde.

»Es iſt ſchade,« ſagte ich, »daß ich da den Bedienten draußen ſchon mit Schalen und Löffeln klappern höre; ich wäre in der glücklichſten Stimmung, um zu einem Reſultate darüber zu gelangen.«

Der kleine Willy.

Weil das Wetter ſo ſchön war: ſo beſchloß ich noch vor Tiſche an der Donau hinauf einen kleinen Spaziergang zu machen. Ich ſteckte alſo ein Buch zu mir, und da mein Weg mich durch den Flecken führte: ſo trat ich bey meinem Freunde ** in das Haus, um den kleinen Willy zu beſuchen.

Der kleine Willy iſt jetzt ungefähr fünfzehn Monate alt, und ein ſo friſcher, freundlicher, gutartiger Knabe, als man in allen deutſchen Landen nur irgend einen antreffen mag. Darum iſt er auch, ob ich gleich nie ein beſonderer Kinderfreund geweſen bin, mein entſchiedener Liebling, und ich verſäume nie eine Gelegenheit, ihm Leckereien oder Spielzeug zuzuſtecken, weil ich ſtarke Gründe habe zu vermuthen, daß dieſes die ſicherſte Art ſey, mir auch an ſeine Zuneigung vorhältige Anſprüche zu erwerben. Ich habe nämlich die Bemerkung gemacht,

Daß er dann immer am gutlaunigſten iſt, wenn er ſich mit jenen beyden Stücken am reichlichſten verſorgt findet; und daß ſeine Freundlichkeit gegen mich immer dann am lebhafteſten hervorbricht, wenn ich in die Taſche greife.

Auf der Hausflur hatte man mir geſagt, der Kleine ſey im Garten. »Einem ſo friſchen, wähligen Jungen,« ſagte ich auf dem Wege dahin, »würde Ewald ſelbſt nicht das Herz haben, es abzuſprechen, daß er lebe. Wohl; er lebt alſo. Warum aber ſage ich mit ſo unbedenklicher Sicherheit, er lebe? warum würde ſelbſt Ewald dieſes zugeben? und was iſt alſo das Leben?«

Im nämlichen Augenblick, als ich mich ſo fragte, hörte ich meinen kleinen Freund hinter einer Hecke. Ich bog die Zweige aus einander, und ſah ihn in einem ſchneeweißen, von einem blauen Seidenbande zuſammengehaltnen Kleidchen im Graſe ſitzen, während ſeine Wärterin von einem nahen Baume Äpfel brach. Er hatte ſein Spielzeug von ſich geworfen, und behalf ſich bloß mit den Händen, mit welchen er gar artig geſtikulirte, indem er dabei fröhlich um ſich blickte, und zu wiederholten Malen laut aufjauchzte.

»Gefunden!« rief ich laut aus, und ließ die Zweige zuſammenſchnellen, denn das Intereſſe an dem Reſultat, das ich ſo plötzlich erhaſcht hatte, hob das an dem kleinen Willy auf der Stelle auf; »gefunden,« rief ich; »und war ich nicht ein Thor, mich von Ewalds Frage ſo lange zum Beſten haben zu laſſen! Gefühl des Daſeyns iſt das Leben; das iſt Alles. Oder iſt es etwas Anderes, was aus dem kleinen Willy jauchzt? iſt es etwas Anderes, was meine werthen Freunde D...

und R... antreibt, Chamillenthee viertelcentnerweiſe einzukaufen, große Flaſchen Räubereſſig bereitet zu halten, und ſich bei guter Zeit die ſtärkſten Karrenſchieber zu dingen, um ihnen die Fußſohlen zu reiben, als die Sorge, ſich das zu retten, worin allein ihr Leben beſteht, — das Gefühl ihres Daſeyns.«

»Ich glaube, Hauptmann Belling ſelbſt würde an meiner Definition nichts auszuſetzen haben,« ſagte ich, indem ich den Garten verließ.

Meeresſtille.

Es begegnet mir manchmal — und wie ich ziemlich häufig bemerke, geht es andern wackeren Leuten gerade auch nicht anders — daß ich ganz ſicher ein zuverläßiges Reſultat gefunden zu haben meine, und, wenn ich es mir dann genauer beſehe, es als unſtatthaft wieder wegwerfen muß. War das nun auch dießmal der Fall: ſo habe ich mindeſtens eine Entſchuldigung dafür anzuführen.

Es gibt nämlich in der That Augenblicke, es gibt Stunden, und wohl auch Tage in unſerem Leben, wo dieſes ſich vollkommen in das bloße Gefühl des Daſeyns aufzulöſen ſcheint. Ich weiß ſie mit nichts zu vergleichen, als mit einer gänzlichen Meeresſtille an einem heitern Abend, wenn die letzten verglimmenden Strahlen der Sonne dem weſtlichen Himmel jenen weichen Farbenton mittheilen, den man bei einem Sonnenuntergange nur zur See gewahr wird. Dieſe Augenblicke, dieſe Stunden haben immer etwas von einer religiöſen Feier, und ſind zu köſtlich, um nicht ſelten zu ſeyn. Am vollkommenſten genießen wir ſie vielleicht bei der Wie-

Genesung von einer schweren Krankheit, wenn wir aufs neue in die freie Natur hinaustreten. Welche Vorstellung, welche Empfindung uns dann auch erfülle: sie geht rein auf in dem bloßen Gefühle unsers Daseyns, und wirkt nicht stark genug auf uns, um uns ihren Widerspruch oder Gegensatz gewahr werden zu lassen; gerade wie bei eintretender Meeresstille die plätschernden Wellen nicht mehr an den Fels hinanreichen, den sie sonst unaufhörlich peitschen und erschüttern.

Jedem Alter, aber jedem Alter nur sparsam, gönnt der Himmel solche Augenblicke. Nur selten werden sie dem Manne zu Theil; nur dann, wenn er aus dem ungestümen Gedränge des geschäftigen Lebens sich zurückzieht in den Schatten seiner eigenen Bäume, und unter den schirmenden Fittich seiner Hausgötter; wenn er den feindseligen Kampf widersprechender Pflichten und Interessen geschlichtet, und das unruhige Begehren des Ehrgeizes in seiner Brust zur Ruhe gewiesen hat: nur selten dem Greise, wenn er am Abend des mühevollen Lebenstages die Sonne am Rande des Horizonts schweben sieht, und still sich freut, daß noch eine Stunde der Ruhe sein ist, eh' die gefürchtete Nacht mit ihren dunklen Schatten heraufzieht. Auch dem Jüngling schenkt die Huld des Himmels solche Augenblicke; ihm, dem sie ja jede köstliche Blüthe des Daseyns bestimmt hat. Aber auch bei ihm haben sie den Charakter einer stillen Feier. Nicht das rasche Feuer jugendlichen Kraftgefühls ist es, was in ihnen seine Brust schwellt, wie die Gluthfülle der Blätter in der frischen Rosenknospe schwillt: ein heiteres Gefühl des jugendlich harmlosen Daseyns hebt

ſie in ſanften Wellen, und eine unbeſchreiblich ſüße, ihrer ſelbſt ſich noch nicht klar bewußte Sehnſucht. Von dieſer erfüllt blickt er mit froher Ahnung auf das unendliche Meer des Lebens hinaus, das ihn, ſo truglos ſcheinend, einladet, ſich ihm zu vertrauen. Blau iſt der Himmel, und blau ſind die gekräuſelten Wellen; im hellen Sonnenglanz ſchwimmen hier, und dort wieder, grünende Eilande; immer noch blumenreichere Geſtade, immer noch dichtere Haine entdeckt des Spähenden Auge in duftiger Ferne; und leiſe, kaum ihm ſelbſt vernehmbar, ſteigt aus ſeiner Bruſt der Ausruf: O wie ſchön iſt nicht das Daſeyn!—

Mäcenas.

Auch das *Dum vita est, bene est,* des Cajus Cilnius Mäcenas fiel mir bei; und wenn irgend ein Mann einem ſolchen Ausſpruch Geltung verſchaffen konnte: ſo war dieſer Mann Mäcenas.

Freilich, wenn Mäcen wirklich der verächtliche Weichling war, als welchen Seneca ihn ſchildert: ſo würde jener Ausſpruch ihn nur noch verächtlicher machen. Aber war er das? Seneca ſelbſt geſteht ihm einen männlichen, großer Ideen empfänglichen Geiſt zu*). Der Weichling iſt nichts, als weichlich. In ihm iſt durchaus keine Kraft; ſelbſt nicht in ſeinem Streben nach Genuß. Wenn ihm der Becher des Lebens von den erbleichenden Lippen weggezogen werden ſoll; wenn ſein blödes Auge mit matter Sehnſucht am Rande deſſelben

*) Epist. 92.

hängen bleibt, und er die erkaltenden Hände zitternd aufhebt, um ſich nur noch einen Tropfen zu erbetteln: ſo erregt er uns nur Ekel und Widerwillen. Seine ſtumpfen Nerven haben den Geiſt dieſes Trankes nie empfunden. Wie kann er ein Urtheil über etwas haben, was er nie gekannt hat?

Es iſt kein ſo gar ſeltener Fall, daß wir Energie und Weichlichkeit, die Kraft zum Handeln mit der Neigung zu ſinnlichen Genüſſen vereinigt finden. Aber nur äußerſt ſelten finden wir ſie mit jener weißen Mäßigung, mit jener ruhigen Beſonnenheit verbunden, die wir bei dem Mäcenas antreffen. Wenn er bei dem weichlichen Hange zum Vergnügen öfters über dieſe Linie hinausſchweifte: ſo dürfen wir dieſes in den Jahren jugendlicher Kraft auf die Rechnung der Jugend, bei dem alternden Mäcen auf Rechnung des Alters ſetzen. Dabei blieb ihm bis in's höchſte Alter jene feinere geiſtige Senſibilität für die Reize des Vergnügens, von der Philoſophen von Seneca's Schlage meiſtens keinen Begriff haben. Wenn nun ein ſolcher Mann nicht ohne Schmerz von dem Becher des Lebens ſcheidet: ſo ſcheidet er auf andere Weiſe davon, als der Weichling. Er hat die Süßigkeit deſſelben genoſſen, und weiß genau, wie viel jeder Tropfen werth iſt, den er ungekoſtet darin zurücklaſſen muß.

Noch ein Tropfen! — Aber haben denn die zitternden Hände noch Kraft genug, um den Becher zum Munde zu führen; die bleichen, bebenden Lippen Kraft genug, um jenen letzten Tropfen einzuſchlürfen? — Und dennoch meinte er, Alles ſey gut: ſo lange der Tod ſeine Lippen

nicht für immer verſiegelt, und dieſes durch Schmer und Entbehrung peinvolle Daſeyn ihm nur nicht gänzlich entriſſen habe!

Windſtöße.

Wenn ich eines gefundenen Reſultates recht ſicher zu ſeyn glaube: ſo laß ich mich's nicht verdrießen, mir ſelbſt dagegen Einwürfe zu machen. Denn wie junge Bäume durch mäßige Windſtöße feſter werden: ſo gewinnt auch die Wahrheit durch Zweifel und Einwürfe feſtere Wurzeln. Dabei trage ich inzwiſchen immer Sorge, den Wind nicht ſtärker wehen zu laſſen, als es meine Bäumchen erleiden mögen.

»Es iſt wahr,« ſagte ich — denn ſo hebe ich bei jedem Einwurfe an, den ich mir mache, um mir ſelbſt meine Unbefangenheit vorzudocumentiren; — »es iſt wahr,« ſagte ich: »es hat zu allen Zeiten Menſchen gegeben, die aus Begeiſterung ihr Leben für eine große Idee aufopferten, oder es aus Leidenſchaft an eine thörichte wegwarfen. Aber die höchſte Begeiſterung, wie die höchſte Leidenſchaftlichkeit, ſtreben beide nach Unbedingtheit, in welcher, wenn auch nicht das Gefühl des Daſeyns, doch jede, durch dieſe uns an das Leben kettende Vorſtellung rein aufgeht.

Da dieſer Windſtoß dem Baume, welchen ich eben gepflanzt hatte, offenbar und nicht viel ſchaden konnte, ſo glaubte ich wenig zu wagen, wenn ich ihn einem ſtärkeren ausſetzte. Ich ſtieg alſo hinab unter die Erde in die Höhlen des Jammers wo nie ein Strahl der Sonne leuchtet, und in welche ſich nur durch eine enge Ritze

eine kümmerliche Dämmerung ſtiehlt; in die ſo wenig ein Schimmer heiteren Lichtes, als ein Schimmer der Hoffnung, ein Laut des Mitgefühls, oder ein Wort der Tröſtung dringt; und die ewig nur von den Seufzern des Grams, von den Flüchen der Verzweiflung und vom Geraſſel der Ketten wiederhallen. Auf morſchem Stroh, an naſſen Wänden liegen jene Unglücklichen, die eigene oder fremde Verbrechen ſeit Jahrzehenden hier angekettet haben. Indem ich an ihnen vorübergehe, ſetze ich neben jeden einen gefüllten Becher. Ich ſeh' es, ſie verſtehen den Blick des Erbarmens, mit welchem ich den heilenden Trank vor ſie hinſtelle. Raſch ſtreckt ſich ihre Hand darnach aus, als ich ihn kaum noch hingeſetzt habe: aber bald zieht ſie ſich wieder zurück. Ich kehre nach Tagen, nach Wochen, nach Monaten, nach Jahren wieder: und noch immer ſteht der Becher unberührt. Und dennoch iſt ihr hoffnungsloſer Jammer um Monate und Jahre älter geworden; dennoch hat die Empfindung ihres Elendes, dennoch haben Schmerz, Reue, Troſtloſigkeit, Erbitterung über ihr Schickſal, und tauſend qualenvolle Erinnerungen jede Stunde ihr Herz entweder mit der wilden Wuth der Verzweiflung angefallen, oder mit ſcharfem Zahn unabläßig daran fortgenagt; dennoch hat der Schmerz jede Secunde dieſer Stunden zu einer Ewigkeit ausgedehnt, und ſie haben die Dauer derſelben nur nach ihren Seufzern berechnet. Was ſonſt alſo iſt es, was ihren Bart und ihre Nägel ſo lang werden, und ihr Elend graues Haar bekommen läßt, als das bloße Gefühl ihres Daſeyns: denn was ſonſt könnte ſie abhalten, nach dem milden Tranke zu greifen, den ich ihnen geboten habe?

Utopia secunda.

»Ganz richtig alſo,« fuhr ich nicht ohne einige Selbſtgefälligkeit fort; »ganz richtig alſo hat mich mein Gefühl bei der Schöpfung meines Utopiens geleitet.«

Dieſes Utopien — Utopia secunda, wie ich es zum Unterſchiede von den Utopien des Kanzlers Morus genannt habe — iſt eine große Inſel in der Südſee, unter dem freundlichſten Himmel gelegen, von der Natur mit allen ihren Schätzen auf das reichlichſte ausgeſtattet, und von ſo glücklichen Menſchen bewohnt, wie man ſie, nicht bloß in jedem unſerer fünf Welttheile, ſondern ſelbſt in den erträumten Rupubliken Plato's, Thomas Morus, Campanella's, und aller derjenigen, welche ihnen nachgepfuſcht haben, vergebens ſuchen wird. Was den Republiken jener Herren ihr Daſeyn gegeben hat, gab auch der meinigen ihre Entſtehung. Wenn nämlich jene Philoſophen der Albernheit, Geckerei, Verkehrtheit und Niederträchtigkeit gar zu viel um ſich her gewahr wurden, und deßwegen der Plackereien, der Zwietracht, der Gehäßigkeiten, des Mißvergnügens und des Elendes nirgends ein Ende ſahen, ſo ſchufen ſie ſich eine Welt, aus der ſie alle jene Plagen zu verbannen ſuchten, von welchen ſie in ihren Umgebungen das Leben vergiftet ſahen. Gerade ſo habe ich es nun auch gemacht. Worauf ich mir aber bei meiner Schöpfung am meiſten zu guten thue, iſt, daß ich ſie mit einem ſo geringen Aufwande von Erfindungskraft, und dabei dennoch ohne alle ſclaviſche Nachahmung zu Stande gebracht habe. Im Allgemeinen nahm ich den Zuſchnitt nach dem goldenen Zeitalter des Heſiodus.

Wie Götter lebten da die Menſchen, kummer-
Und ſorgenlos, und ohne Weh' und Leid;
An Händen und an Füßen friſch und fröhlich.
Kein düſt'res Alter überſchlich ſie da.
Sie ſtarben wie vom Schlummer hingenommen;
Und alles Gute hatten ſie. — Jeder konnte ruhig
Mit guten Leuten ſeines Weſens pflegen.

Um nun meine Utopier eben ſo glücklich zu machen, als es die Menſchen im goldenen Zeitalter waren, habe ich mich nicht im geringſten abgequält, wie meine Vorgänger, Geſetze und Inſtitutionen für ſie auszuklügeln, nach welchen ſie ihre Ehen ſchließen, ihre Kinder erzeugen, ihre Geſchäfte treiben, die Verwaltung ihres Gemeinweſens einrichten; durch welche Belohnungen ſie zur Tugend ermuntern, und durch welche Strafen ſie vom Laſter abſchrecken ſollten; mit einem Wort, ich habe mir nicht die geringſte Mühe gegeben, für meine Utopier irgend ein phantaſtiſch-philoſophiſches Gängelband dieſer Art zu weben: ſondern ich habe mich begnügt, ihnen einen hinreichend geſunden, unbefangenen Sinn zu geben, um einzuſehen, daß ſie, um

an Händen und an Füßen friſch und fröhlich

zu leben, mäßig und nüchtern leben; und um

mit guten Leuten ihres Weſens ſich zu freuen,

einander nicht haſſen, nicht beneiden, nicht verleumden, nicht verläſtern dürften: ſondern daß ſie ſich wechſelſeitig lieben und unterſtützen, ſich wechſelſeitig ertragen, und jeder ſich gegen den andern ſo wohlwollend und theilnehmend erweiſen müßten, als jeder wünſchte, daß es alle übrigen gegen ihn thun möchten; und da es zuletzt bei Plato's Rupublik um kein Haar weniger, als

bei der meinigen auf einen bloßen Akt träum
Willkür hinausläuft, ſo wird ſich mindeſtens nich
nen laſſen, daß ich mir bei der Schöpfung de
gen — viel unnützes Kopfbrechen erſpart habe.

Vermöge eines ſolchen Aktes träumeriſcher V
ſchien es keine ſehr ſchwere Aufgabe, meinen Ut
eben ſo leicht über den Tod wegzuhelfen, als üb
Leben. Inzwiſchen machte mir die Löſung derſelbe
noch nicht geringe Mühe. Wann ſollten ſie zu
aufhören? Ein Ziel des Lebens mußte ich ihnen de
cken, und wie weit ich dieſes auch hinausſetzen n
jeder Tag brachte ſie demſelben näher. Sie fing
zu rechnen; erſt nach Jahren, dann nach Monden
Tagen, nach Stunden: und Jahre, Monden,
Stunden lang fühlten ſie dann mit immer zunehm
Bitterkeit den Schmerz der Trennung von denje
welche ſie liebten. Wie leicht ich ihnen den Tod
auch machen mochte: dieſen bitterſten Tropfen in
Kelche vermochte ich ihnen nicht zu verſüßen. Alle
lich erwogen, fand ich es zuletzt am beſten, mich
ſtäblich an den Text meines Autors zu halten.
glücklichen Bewohner Utopiens ſinken dem zu Fo
der ſchweigenden Nacht aus den Armen des einen
ders in die des anderen. Greiſe und Jünglinge, M
und Knaben, glückliche Mütter und blühende B
wiſſen recht gut, wenn ſie Abends ihr Lager ſuchen
der Schlummer, welcher ſich auf ihr Auge ſenken
ihr letzter ſeyn kann: aber dieſe Sorge vermag ihn
eine Minute lang von ihnen fern zu halten; ihre
ſchlagen darum nicht im mindeſten ſchneller, und

nicht die geringſte Regung von Schmerz oder Schwermuth beklemmt ihren Buſen. Aber deſto raſcher ſchlagen alle ihre Pulſe, deſto freier und kräftiger hebt ſich ihre Bruſt, wenn ſie dann Morgens friſchgeſtärkt das Auge aufſchlagen, und im heiteren Gefühl ihres Daſeyns dankbar den Blick zum Himmel erheben!

Der Steinbrecher.

Unter dieſen Betrachtungen war ich auf die Straße gekommen, und ging nun an der Donau hinauf, ohne viel links oder rechts zu ſehen, als mich jemand grüßte. Es war ein armer Steinbrecher, der hier arbeitete, und mit welchem ich ſchon vor ein paar Tagen Bekanntſchaft gemacht hatte. Die redliche Miene des ſchwachen Mannes, der eine ſo harte Arbeit verrichtete, hatte mich angezogen, und ich hatte mich mit ihm in ein Geſpräch eingelaſſen. Er ſey aus Budweis, hatte er mir geſagt; zu Hauſe ſey keine Arbeit zu finden, und das Fortkommen gar zu ſchwer geweſen; da ſey er denn mit ſeinem Weibe zum Schnitte herausgekommen, dieſes aber ſey bei der Großen Hitze während des Schnittes krank geworden, und er ſey nun froh, hier Steine brechen zu können.

Heute nun hatte er ſein Weib bei ſich. So kränklich ſie auch noch ausſah, ſo hatte ſie doch eine Haue in der Hand, um das Gerölle wegzuräumen, und hin und wieder einen lockeren Stein auszuwiegen. Ich fragte ſie, wie viel ſie für die Kubikklafter der gebrochenen Steine bekämen. »Es laſſe ſich freilich wenig verdienen,« meinte der Mann, »da das Geſtein ſo ungemein hart ſey. Es ſey nur, um das Leben durchzubringen.«

Seitwärts ſtand an einem Feuer ein eiſerner Topf mit Kartoffeln, und in einer Vertiefung des Bruchs ein Tragkorb, der die ganzen Habſeligkeiten des Ehepaars in ſich faßte. Ich trat näher dazu hin, denn oben lag etwas aufgebunden, was ich nicht gleich unterſcheiden konnte. Es war ein Kind von ungefähr fünf Monaten, in die gröbſten Linnen gewickelt, und durch einen bedeckten Reifen dürftig gegen den Wind geſchützt, der trotz des ſchönen Tages an dieſer Stelle nicht allzu lau wehte.

»Armes Geſchöpf!« ſagte ich, »dich haben ſie nicht ſo weich gebettet, wie meinen kleinen Freund Willy. Auch haben ſie weit weniger Sorge getragen, dich mit Bändern und Schleifen ſo nett und zierlich herauszuputzen, wie jenen. Die Lappen, in welche ſie dich dürftig eingehüllt haben, ſind rauh genug, um für ſich allein dir Schmerz zu machen; und wenn dieſer, oder irgend ein anderer Schmerz dich zu ſchreien zwingt, ſo werden nicht gleich zehn geſchäftige Mägde herbeilaufen, um zu ſehen, oder zu errathen, was dir fehle. Zwar haſt du eine Mutter; aber ſie kann nichts mit dir theilen, als ihre Armuth und ihr Elend. Wenn du einmal anfängſt zu denken, ſo wird dieſes die erſte Vorſtellung ſeyn, die ſich bei dir entwickelt, daß du beſtimmt biſt zu entbehren, die Willkür und die Härte Anderer zu ertragen und dabei auch nicht durch einen Laut zu verrathen, daß ſie dir wehe thun. Kaum wirſt du einen eigenen Willen, und noch weniger Wünſche und Launen haben dürfen, wie einſt jener kleine Schreier, der ſchon jetzt die ganze Welt, mich mit eingeſchloſſen, den ſeinigen dienſt-

bar gemacht hat. Wenn du nun herangewachsen in Dumpfheit des Geistes, den niemand zu entwickeln Sorge trägt, so wirst du, wie dein Vater, im Schweiße deines Angesichtes ein kümmerliches Brod essen; du wirst ein Weib nehmen, um mit ihr zu darben: und Kinder zeugen, um sie, wie dein Vater dich, zum Elend aufzuziehen. So wirst du dein Leben einige Decennien durchbringen, und dich dann hinlegen, um es auszuathmen, ohne eine seiner Freuden genossen zu haben. Armes Geschöpf!« wiederholte ich, »Gott gebe dir die leidende Geduld deines Vaters, damit es dir nie einfallen möge, du hättest noch andere Ansprüche an das Leben machen können, als diesen einzigen: »es durchzubringen.«—

Die Studien.

Ich schenkte den Leuten eine Kleinigkeit, und ging zurück. Dieser Windstoß war etwas zu stark, als daß ihn mein eben gepflanztes Resultat hätte aushalten sollen.

»Das Leben durchbringen?« wiederholte ich mir zehnmal;«— nichts weiter?—— Gefühl des Daseyns? Das haben ja die da unten auch in ihren feuchten, kalten Gewölben. Und um das nicht zu verlieren, mochten sie meinen Becher nicht trinken? Auch jene beide armen Menschen würden ihn zurückweisen, und alle die Millionen der Söhne und Töchter des Unglücks, die da großgesäugt werden, um fremder Willkür unterthan zu seyn, sich abzumüden für fremde Wünsche, zu entbehren und zu dulden, und sich plagen zu lassen, und endlich sich hinzulegen und zu sterben, ohne ihres Daseyns auch nur einmal froh geworden zu seyn. Wenn das Leben

nichts weiter iſt, als Gefühl des Daſeyns: ſo hatte Ewald ſehr Unrecht, Anſtoß daran zu nehmen, daß Dorat ſich friſiren ließ, und die Falten ſeines Schlafrockes zurecht legte, um zu ſterben.«

»Hohl ihn dieſer und jener mit ſeinen Grübeleien!« rief ich, als ich nach Hauſe kam, unwillig aus; ihn, und den Hauptmann Belling dazu. Der eine chicanirt mich mit ſeiner Definition von Zeit, und der andere hebt mit contemplativer Altklugheit ſein weiſes Haupt in die Höhe, und ſpricht: Sage mir einmal — was heißt Leben. Was weiß ich: die Zeit vergeht, und das Leben iſt —

»Was?« fragte ich mich.

In der Verzweiflung meines Herzens griff ich nach dem hinter mir auf dem Bücherbrete ſtehenden Converſations-Lexikon.

»Die Idee des Lebens,« las ich, »kann nur ergriffen, nicht begriffen werden.«

»Schön!« rief ich, »es geht doch nichts in der Welt über eine gute, und vor allem nichts über eine klare Diſtinction. Alſo nur ergreifen läßt ſich das Leben, nicht begreifen. Wie konnteſt du nur auf den Einfall kommen, den Begriff von etwas zu ſuchen, was ſich nicht begreifen läßt. Beim Himmel! dieſe Diſtinction iſt ihr Geld werth! Sie läßt zwar einige Dunkelheiten zurück; aber was das betrifft, ſo will ich noch meine Studien darüber machen.«

Der Ausdruck: ich will künftig über einen Gegenſtand meine Studien machen, iſt der letzte und äußerſte Kreis, in welchem ich um denſelben herumgehe, und eine

Art von Receß, bei dem ich, wenn ich nichts ausgemacht habe, mich treuherzig vertröſte, daß die Sache künftig ganz gewiß noch einmal zur vollkommenen Zufriedenheit meines philoſophiſchen Gewiſſens in's Reine gebracht werden ſolle.

Rolands Knappen.

Ich fand mich Nachmittags allzu verſtimmt, um irgend eine Arbeit mit Erfolg vornehmen zu können. Alſo gab ich, wie gewöhnlich, meiner Laune nach, und griff nach einer Erheiterungslectüre. Dießmal nach Muſäus. Tauſendmal ſchon hat er die Falten von meiner Stirn, den Unmuth aus meiner Bruſt getrieben. Ein guter Geiſt lebt in ſeinen Märchen, gegen welchen der böſe Geiſt des Unmuths nicht leicht Stand halten wird. Darum habe ich ihn ins Herz geſchloſſen, wie wenig andere deutſche Schriftſteller. Auch darum, weil er uns ſo ganz eigen angehört, und deutſchen Sinn und deutſche Gemüthsart ſo treu und rein abſpiegelt. Mehr, als irgend ein anderer Dichter, iſt auch jederzeit der humoriſtiſche volksthümlich. Die Eigenthümlichkeit des Humors kann nämlich nur auf der Baſis einer beſtimmt ausgeſprochenen Eigenthümlichkeit nationeller Sinnes- und Gemüthsart gedeihen, und daher immer auch nur von dem Volke des Humoriſten recht genoſſen und gewürdigt werden. Deßwegen werden auch die Werke des liebenswürdigſten aller deutſchen Dichter den Ausländern jederzeit eben ſo ſehr ein verſchloſſenes Buch bleiben, als es ihnen deutſche Sinn- und Gemüthsart überhaupt noch immer zu ſeyn ſcheinen.

Ich halte die Melechſala für des Dichters Mei-

ſterſtück, und glaube, nach dieſer, dem Schatzgräber die zweite Stelle einräumen zu müſſen. Dießmal aber ſchlug ich Rolands Knappen auf. Mit großem Vergnügen las ich, wie die drei wackeren Knechte, nachdem ihr Herr — ſattſam bekannt aus Meiſter Ludwigs unſterblichen Geſängen — in der Schlacht von Roncesvalles das Zeitliche geſegnet, lange in den Pyrenäen herumſtreifen, bis ſie zur Hütte der Mutter Trude gelangen, von der ſie für die ſchwere Arbeit, ſie jeder ſeinerſeits um dreißig Jahre zu verjüngen, auf das herrlichſte beſchenkt werden: Andiol, der Schwertträger, mit einem verroſteten Kupferpfenning; Amarkn, der Schildhalter, mit einem ſauber gewaſchenen Tellertüchlein; und Sarron, der dem Paladin die goldenen Spornen anzuſchnallen pflegte, mit dem Däumling eines ledernen Handſchuhes. Erſt wiſſen die wackeren Geſellen mit den geheimnißvollen Gaben durchaus nichts anzufangen, und glauben ſich von der Mutter Trude für die eingefangene Katze und den ſchweren Verjüngungsprozeß ſchmählich gehänſelt und gehohnneckt: aber bald lernen ſie den Werth der verachteten und leichtſinnig weggeworfenen Geſchenke beſſer kennen, und keiner von ihnen würde das ſeinige jetzt für ein Königreich weggegeben haben.

Es iſt begreiflich, daß Andiol nach langem Herumirren in den Gebirgsſchluchten der Pyrenäen, in welchen er nur Wurzeln und Beeren für ſeinen Hunger fand, und nach der kargen Bewirthung der Mutter Trude, dem Tellertüchlein der Letzteren Ehre machte. »Keinen Leckerbiſſen gab es, keine Koſtbarkeit,« ſagt ſein glaubwürdiger Geſchichtſchreiber, » die er ſich nicht auftiſchen ließ; und ſechs

Mahlzeiten des Tages waren das Wenigſte. Das Wenigſte! — Warum nicht? — Ich ſchließe den Ausgang des Keſſelthals, in dem er ſich gelagert hat, mit einem bis an die Wolken reichenden Felſen, und laſſe auch die übrigen Berge, die daſſelbe einſchließen, ſich noch höher und unerſteiglicher erheben, als ſie bereits ſind. Der wackere Knappe weiß oder ahnet, welche Aufnahme und welches Glück, im Beſitze ſeines Talismans am Hofe zu Aſtorga ihn erwarte; auch hat er anfangs wirklich den Plan, ſich dahin zu begeben. Er ſpäht eifrig nach einem Ausgang umher, indem er ſich noch ziemlich klar der Wahrheit bewußt iſt, daß dort, wo ſich ein Eingang gefunden habe, ſich auch ein Ausgang finden müſſe. Er verſucht es, eine Bergwand zu erſteigen! Ach, wie ſteil iſt ſie nicht! welche Mühe macht es ihm nicht, ein paar Klafter in die Höhe zu klimmen! Er wiederholt mit immer ſchwächerer Anſtrengung den Verſuch zum zweiten, zum dritten und vierten Male; und jedesmal gelingt dieſer ſchlechter. Nach jedem Verſuche kehrt er unter die Bäume zu ſeinem Tellertuche zurück, um ſich für ſeine Anſtrengung zu entſchädigen, und neue Kräfte zu ſammeln; immer ſchwerer wird es ihm, ſich von der dampfenden Majolika zu trennen; immer lauer wird die Luſt, jenes Wagſtück aufs neue zu beginnen. Nur das Auge erhebt er noch manchmal ſchwerfällig zu den Höhen, welche ihn von aller menſchlichen Geſellſchaft trennen. Kaum denkt er noch klar den Satz, der ihn früher zum Aufſuchen eines Ausganges beſtimmte. Bald denkt er gar nichts mehr, und alle Lebensthätigkeit concentrirt ſich in ſeinen Beißmuskeln und in ſeinem Magen. Jetzt

verläßt er den Umkreis der Bäume nicht mehr, unter denen er ſich gelagert hat; er hält den Tag über nicht mehr ſechs, er hält nur eine einzige ununterbrochene Mahlzeit, die erſt dann endet, wenn tief in der Nacht der Schlaf ihm gewaltſam das miteſſende Auge zudrückt. Er kaut und kaut, und ſchlürft und kaut, bis ein unverhältnißmäßig großer Biſſen ihm im Schlunde ſtecken bleibt, und, in ſo fern das Leben der Gegenſatz des Todes iſt, ſeinem Leben ein Ende macht.

Himmel! welch' ein Abſtand zwiſchen einem Freſſer wie Andiol und einem *Grimod de la Reynière*! nicht geringer, als zwiſchen einem Faun und dem Apoll vom Belvedere. Jener erregt durch ſeine thieriſche Freßluſt unſern Ekel: dieſer reißt uns durch erſtaunenswerthe Ausbildung ſeines Geſchmackſinnes zur höchſten Bewunderung hin; ein Geſchöpf, wie Andiol, das immer ißt, ohne ſelbſt eßbar zu ſeyn, ſcheint uns zum Nachtheil der ganzen Menſchheit geboren: dieſer wird durch ſeinen Almanac des Gourmands einer ihrer preiswürdigſten Wohlthäter, und durch ſein Manuel des Amphytrions der Leitſtern unzähliger Empörkömmlinge, indem er ſie die Kunſt lehrt, ihr Vermögen auf die angenehmſte und genußreichſte Weiſe durchzubringen; jener kaut ſich ſtumpfſinnig und zum trägen Erdenkloße: dieſer erhebt ſich ſo hoch über die Erde, daß er nur noch ſeine Caſſerole im Auge behält, und über alle Schrecken des Todes. Wir werden es nicht müde, den Philoſophen zu preiſen, der dem Tode mit Gleichmuth ins Auge ſieht. Welche Bewunderung verdient nun nicht Grimod! Er thut, was nie einem Philoſophen zu thun einfiel; er höhnt

Die Schrecken des Todes; er ſcherzt damit, und läßt im Rocher de Cancale hinter ſich und jeden der eingeladenen Gäſte einen ſchwarz ausgeſchlagenen Sarg ſtellen, ohne dadurch im Genuſſe ſeiner Tafelfreunden nur einen Augenblick geſtört zu werden.

Aber darf es der Sterbliche wagen, den Lebensgöttern mit ſo frechem Übermuth zu trotzen? Die unterirdiſchen Grüfte, über welchen die genußſüchtigſte Stadt der neueren Zeit erbaut iſt*), ſtürzen ein; unter brauſenden Stürmen berſten die verborgenen Waſſerbehälter der Erde, tauſend und wieder tauſend Ströme brechen ſprudelnd daraus hervor, um ſie zu bedecken; höher und immer höher ſchwillt die Fluth, immer wilder raſt der Orkan; die waldbewachſenen Häupter der Berge wanken, und ſo weit das Auge aus den Fenſtern des Rocher de Cancale zu reichen vermag, erblickt es nur Trümmer. Jetzt erblaſſen ſie, die eben erſt in behaglicher Sicherheit den Wohlgeſchmack einer neu erfundenen Sauce prüften: da aber läßt die Hand einer freundlich geſinnten Fee Andiols Nachlaß, das unſchätzbare Geſchenk der Mutter Trude, in ihre Mitte herabfallen, und ruhig, wie die Weisheit, ſehen ſie mit friſch gerötheten Wangen und neu erregter Eßluſt lächelnd hinaus in die allgemeine Verwüſtung. —

Der Heckthaler.

Wenn ich den Schildhalter Amarin eben ſo in ein Keſſelthal einſchließen wollte, wie den Schwertträger

*) S. *Mercier*, Tableau de Paris. Tom. I.

Andiol, ſo würde er mit ſeinem Heckpfenning, und ich mit ihm nichts anzufangen wiſſen. Ihm alſo mag der Ausgang unverſchloſſen bleiben. Er hat ſich von ſeinen Gefährten weit weggeſchlichen, die, nachdem ſie ihn hundert Mal vergeblich gerufen und geſucht haben, der verlornen Mühe überdrüßig, ihres Weges ziehen. Ohne Leid ſieht er aus dem Buſch, hinter welchem er ſich verſteckt hat, wie ſie einen Berg erklimmen, und jenſeits deſſelben verſchwinden. Dort ſitzt er jetzt, unter tiefem Schweigen, raſtlos ſeinen Pfenning umwendend. So oft er ihn umwendet, glänzt ihm ein neues Goldſtück entgegen; ſo hell und funkelnd, als ob es eben erſt aus der Münze käme. Schon haben ſie ſich zum Haufen aufgethürmt, ſchon fühlt er die Kraft ſeines Armes ermatten: da fällt ihm ein, daß es eine Unmöglichkeit ſey, ſeinen Schatz von der Stelle zu bringen. Tief ſeufzt er auf bei dieſem Gedanken, mit trüben Blick füllt er ſeinen Wadſack mit ſo viel Goldſtücken als dieſer zu faſſen, er zu ertragen vermag, und wirft nun den Reſt mit abgewendetem Blicke in eine tiefe Kluft; tief genug, daß nie ein menſchliches Auge ihn entdecke, nie ein menſchliches Herz ſich daran erfreue. Kaum vermag ihn der Gedanke zu tröſten, daß ja der immer neugebärende Prägſtock ihm bleibe. Aber Himmel! — indem er nachforſcht, ob er ihn auch gut genug verwahrt habe, entdeckt er, daß er ihn verloren hat. Vergebens ſucht er ihn zum hundertſten Male in allen Taſchen, vergebens zwiſchen allen Grashälmchen, vergebens wendet er jedes abgefallene Blatt um: das unerſetzliche Kleinod iſt und bleibt verloren; er hat es

Wie Götter lebten da die Menſchen, kummer-
Und ſorgenlos, und ohne Weh' und Leid;
An Händen und an Füßen friſch und fröhlich.
Kein düſt'res Alter überſchlich ſie da.
Sie ſtarben wie vom Schlummer hingenommen;
Und alles Gute hatten ſie. — Jeder konnte ruhig
Mit guten Leuten ſeines Weſens pflegen.

Um nun meine Utopier eben ſo glücklich zu machen, es die Menſchen im goldenen Zeitalter waren, habe mich nicht im geringſten abgequält, wie meine Vor- iger, Geſetze und Inſtitutionen für ſie auszuklügeln, h welchen ſie ihre Ehen ſchließen, ihre Kinder erzeu- , ihre Geſchäfte treiben, die Verwaltung ihres Ge- inweſens einrichten; durch welche Belohnungen ſie zur gend ermuntern, und durch welche Strafen ſie vom ter abſchrecken ſollten; mit einem Wort, ich habe mir ot die geringſte Mühe gegeben, für meine Utopier end ein phantaſtiſch-philoſophiſches Gängelband die- Art zu weben: ſondern ich habe mich begnügt, ihnen en hinreichend geſunden, unbefangenen Sinn zu ge- , um einzuſehen, daß ſie, um

an Händen und an Füßen friſch und fröhlich

leben, mäßig und nüchtern leben; und um

mit guten Leuten ihres Weſens ſich zu freuen,

ander nicht haſſen, nicht beneiden, nicht verleumden, ot verläſtern dürften: ſondern daß ſie ſich wechſel- ig lieben und unterſtützen, ſich wechſelſeitig ertragen,) jeder ſich gegen den andern ſo wohlwollend und ilnehmend erweiſen müßten, als jeder wünſchte, daß alle übrigen gegen ihn thun möchten; und da es zu- t bei Plato's Rupublik um kein Haar weniger, als

zu machen, zu praſſen und zu ſchwelgen, und koſtſpie
lige Feſte zu geben. Kein Bettler in ganz Byzanz leb
dürftiger, als er. Trockenes Brot iſt ſeine Nahrung
Waſſer ſein Trank, und nie erſcheint ein Ton der Freud
in ſeinem Hauſe: denn er kennt keine Freude, als ein
ſam in den weiten Gewölben deſſelben herumzuſchleichen
und ſeinen Reichthum zu überrechnen. Da ſtößt er eine
Tages in einem abgelegenen Winkel jener Gewölbe a
ſeinen ſchon lange vergeſſenen Wadſack. Tief ſeufzen
hebt er ihn auf, und als er ihn wieder hinwirft, roll
der verlorne Pfenning vor ſeine Füße. Sprachlos i
die Empfindung des Überraſchten, ſeine Bruſt verma
ſie kaum zu faſſen; ſchwer und langſam athmet er au
und braucht eine lange Zeit um ſich zu erholen. Haſti
ſtürzt er jetzt die Treppe hinauf, um nachzuſehen, o
der Eingang zu dem Gewölbe feſt verſchloſſen ſey; e
durchſpäht jeden Winkel, er ſieht nach jeder Ritze, durc
die ein Strahl des Lichtes ſich hereinſtehlen könnte. Jet
kehrt er mit der ſpärlich leuchtenden Lampe in das mit
telſte und raumreichſte der Gewölbe zurück, ſetzt ſich a
den Boden, und prüft unter bebender Angſt, und kaum
noch athmend, den wiedergefundenen Talisman, ob e
nichts von ſeiner vorigen Kraft verloren habe. Scho
iſt der Boden rings um ihn her mit Goldhaufen bedeckt
und nur immer haſtiger wendet er den Pfenning, un
ſie noch höher aufzuthürmen. Raſtlos prägt und präg
er; die Kraft ſeiner Muskeln erſtarrt, er vermag der
Arm nicht mehr zu bewegen, uud nimmt den verhäng
nißvollen Pfenning zwiſchen die Enden der Finger, um
ihn mit dieſen umzuwenden. Da durchzuckt ein ſtechen

der Schmerz ſeine Bruſt; krampfhaft zieht ſie ſich zuſammen, wie von den Knoten einer Schlange umwunden; das weit geöffnete Auge ſtarrt brechend auf die mächtigen, matt beleuchteten Goldhaufen; noch ein Seufzer drängt ſich aus dem erblaſſenden Munde des Unglücklichen: die Leuchte erliſcht; und mit ihr der letzte Funke von dem Gefühle ſeines elenden Daſeyns.

Sarrons Däumling.

Ich finde mich oft verſucht — weit öfter vielleicht, als mir gut iſt — ſehr geringſchätzig von der Weisheit der Philoſophen zu denken; aber ich habe immer ſehr hoch von der Weisheit des Volkes gedacht. Die Stimme des Volkes iſt Gottes Stimme, ſagt ein Sprichwort; alſo die Stimme der Weisheit. Laut und deutlich ſpricht die Letztere in jedes Menſchen Bruſt; allein über dem Geplapper der Schulen, über dem Gezänke der Stimmführer, über den dünkelhaften Anſprüchen an eine höhere Bildung, und über dem Eigenſinn philoſophiſcher Geckerei verlernen wir es, ſie zu hören. Das Volk, unbekannt mit den Spitzfindigkeiten, mit den Anmaßungen und mit der Geckerei einer ewig mit ſich ſelbſt im Widerſpruche liegenden Philoſophie, hört nur auf dieſe Stimme, und ſie wird ihm die Dolmetſcherin der tiefſten Geheimniſſe des Lebens.

Dieſe Stimme wiederklingt faſt in allen Dichtungen, die wir Volksdichtungen zu nennen pflegen. Darum muß häufig die erſte Quelle ſolcher Dichtungen mehr in den tiefern Wahrnehmungen über unſere innere Natur, und über die Myſterien derſelben, die ſich auch

dem unbefangenen Sinne des Ungelehrten aufschließen, als historisch in einem Äußeren gesucht werden. Denn welche Abstammung und Verzweigungen bei solchen Volksdichtungen man auch immer nachweise, oder nachzuweisen glaube: ihre letzte Wurzel wird man, da ihnen nichts Wirkliches entspricht, jederzeit in jenen Wahrnehmungen suchen müssen. Auch konnten sie beim Volke überall nur auf diese Art tiefere Wurzel schlagen, und nur so ihre poetische Ausbildung gewinnen. Wenn die Macht, welche die Leidenschaft über das Herz des Menschen gewinnt, ihre kecke Nichtachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze, ihr verwegener Trotz, ihr frecher, oft bis zur wildesten Wuth, bis zur sinnlosen Raserei sich steigernder Übermuth, und vor Allem die furchtbare Schnelligkeit, mit welcher sie ihren Raub bis zum Gipfel der Verruchtheit und an den Abgrund des Verderbens mit sich fortreißt — wenn diese Macht der Leidenschaft den berechnenden Scharfsinn des Philosophen in Erstaunen setzt, und ihm in tausend Fällen als ein unbegreifliches Räthsel erscheint: so schreibt der ungebildete Mensch die unbegreifliche Erscheinung dem Einflusse bösartiger Dämonen zu. Wenn er es auch nicht klar erkennt, wie wenig es bedarf, um diese aus ihrem Schlummer zu wecken, so ahnt er dieses darum nicht minder richtig. Er findet in seiner eigenen Brust Wünsche und Begierden, die, einmal entzügelt, mit unbändiger Wildheit über jede Schranke hinausstürzen werden. Das helle Licht des Tages ist es, was sie scheu macht; das Auge des Richters, der strafende Blick des Freundes, der lauernde des Feindes. Er bricht in Gedanken diese

Schranke weg; er gibt der ſcheuen Begierde unbedingte Sicherheit: und — ſchaudert bei dem furchtbaren Nachtſtücke, das vor ſeinem Blick auftaucht. Er hält ſeine Wahrnehmung feſt, und gibt ihr eine poetiſche Geſtaltung. Gleichviel aber iſt es, ob er dabei wie Plato, als Talisman einen magiſchen Ring erfindet, oder die Sache mit einem ledernen, freilich etwas unpoetiſchem, Däumling abthut.

Die Feen.

In Glück und Unglück zerfällt das Leben, und unter wohlthätige und unheilbrütende Dämonen theilt der Volksglaube die Herrſchaft des Lebens. Plötzlich und ungeahnt zermalmt das Verderben den Glücklichen, und am liebſten überraſcht es ihn im Schooße harmloſer Ruhe. Darum ſchreibt es der beſchränkte Verſtand des Ungebildeten dem Einfluſſe feindſeliger, tückiſcher Zauberer zu. Was aber auf einer ſpäteren und höheren Stufe der Bildung der Philoſoph klar erkennt, daß es zunächſt unſere Leidenſchaften ſind, welche das Unglück herbeiziehen; ihre ungeſtüme Gierde, und ihre abenteuerlichen, bald durch Überreiz, bald aus Überſättigung erzeugten Ausſchweifungen und Gelüſte: das ſchwebt auch Jenem, wenn gleich nur in dunklen und unbeſtimmten Vorſtellungen, vor der Seele, und wird von ſeiner regſamen Phantaſie leicht zu einer entſprechenden Dichtung geſtaltet. Der tückiſche Gnome, der die Schätze der Erde bewacht, ſtürzt den allzugierigen Bergmann in verborgene Abgründe, oder öffnet die Schleußen unterirdiſcher Bergwaſſer, um ihn zu erſäufen; Lamien berücken durch be-

zaubernde Schönheit das Herz junger Männer, um ihnen das Blut auszusaugen; Nixen ziehen sie in die Tiefe des Stromes hinab, um sie nicht wieder von sich zu lassen; die Eule nährt sich von der ekelhaften Speise faulender Leichname; und in der Feier des Hexensabaths sprengt die Begierde jede Fessel, und rast in zügelloser Unbändigkeit, und in der wildesten Tollheit.

Dagegen walten in heiterer Anmuth, in der Fülle überirdischen Reizes, den Sterblichen mild und freundlich gesinnt, die wohlthätigen Feen. In der Tiefe der Ströme und Seen wohnen sie, in krystallenen Grotten, oder in Palläſten, aus Gold erbaut und aus edlen Steinen; auf fernen Inseln oder im Schooße verborgener Thäler. Wie farbiges Feuer glühen die Blätter und Früchte der Bäume; immer frisch hervorquellende Blumen erfüllen die Luft mit würzigen Düften; überall wiegen sich bunte Vögel unter lieblichen Gesängen auf den schwanken Zweigen, laden schattige Lauben zum Ausruhen, und kühle Fluthen zum Baden ein. Eine ununterbrochene Kette der reizendsten Genüsse ist das Leben für diejenigen, welchen jene freundlichen Wesen ihre Gunst geschenkt haben. Nur zum Scherz tritt ihnen die Gefahr entgegen: denn sie haben von ihren mächtigen Beschützerinnen immer irgend einen Talisman erhalten, der es ihnen leicht macht, aus jeder Fährlichkeit mit heiler Haut wegzukommen. Ohne Anstand reiten sie über Brücken, nicht breiter, als die Schneide eines Scheermessers; die grimmigsten Drachen, die ganze Ströme Feuers von sich speien, werden so zahm, wie Schooßhündchen, wenn sie ihnen den magischen Ring zuwenden; und schlaftrunken

ſenken die tölpelhaften Mohren ihre ehernen Keulen, ſobald ſie ihnen die Spitze des gefeyten Speeres unter die Naſe halten. Sind ſie nun auf ſolche Weiſe in das Innere eines bezauberten Pallaſtes gedrungen, ſo haben ſie nichts weiter zu thun, als etwa eine mit magiſchen Zeichen bekritzelte Tafel umzuſtürzen, oder irgend einem ſchlafenden Gnomen den Kopf abzuſchneiden, um den Zauber zu löſen, und zum Lohne ihrer Heldenthaten ein Königreich und die Hand einer Prinzeſſin von ſo außerordentlicher Schönheit davon zu tragen, daß alle übrigen Schönen des Erdbodens ſich nicht viel beſſer, als Affenweibchen dagegen ausnehmen.

Auch dieſe Zauberwelt ſproßte aus einem Keime, der tief in unſerem Innern wurzelt. Nichts iſt dem Menſchen natürlicher, als ſich in der Phantaſie das Bild eines Glückes zu ſchaffen, das ihm die Wirklichkeit nicht bietet, und es ſo reich und glänzend auszuſchmücken, als ſeine Phantaſie es nur immer bezahlen kann. Denn nie, von der Wiege bis zum Grabe, verläßt ihn das Verlangen glücklich zu ſeyn, und nur durch das Glück gelangt er zum vollen Gefühl ſeines Daſeyns.

Poſidipp und Metrodor.

»Das Glück allein gibt dem Menſchen das volle Gefühl ſeines Daſeyns,« wiederholte ich; »und darum heißt Leben nichts anders, als glücklich ſeyn. Denn läßt ſich wohl von demjenigen mit Recht ſagen, daß er lebe, dem die Stunden in der trüben Befangenheit des Mißmuthes, des Grams, des Kummers und unter bänglichen Sorgen träge hinſchleichen. Er athmet, das iſt

Alles! Aber wie ganz anders iſt es nicht, wenn du mit geflügeltem Schritt uns naheſt, ſüße Freude! und an den Augenblick der gegenwärtigen Befriedigung die frohe Erwartung eines künftigen Genuſſes ſich anreiht. Wie raſch und kräftig ſchlagen dann nicht all' unſere Pulſe! wie leicht ſtrömt da nicht das Blut durch unſere Adern! wie muthig ſchwingt da nicht unſer Geiſt ſeine Fittiche! wie willig öffnet ſich dann nicht unſer Herz jeder milden, theilnehmenden Empfindung. Darum will ich mich nicht ſcheuen, dich, ſüße Freude! die Seele des Lebens zu nennen; denn nichts giebt uns ein ſo wohlthätiges Gefühl unſeres Daſeyns, wie du; nichts macht uns ſo menſchlich, und ich darf hinzuſetzen, nichts macht uns ſo gut und ſo weiſe, wie du; denn nur um das Haupt des Weiſen ſchlingſt du deine Roſen, und weit weg flieht dein Fuß von der Schwelle des Laſterhaften und des Thoren!«

»Finde ich alſo unter Blumen hier den Schmetterling, dem ich auf dürren Steppen vergebens nachjagte? Wohl! ich will ihm die Flügel binden,« ſagte ich, indem ich aufſtand, und vom Aufſatz meines Schreibpultes Brunk's Sammlung der griechiſchen Gnomiker herabholte.

»Hier,« ſagte ich, indem ich Poſidipp's und Metrodor's Gedichte aufſchlug, und die Hand auf das Buch legte,« hier ſind ein Paar Leute, die für vollwichtige Zeugen gelten können. Sie ſtimmen zwar ſehr ſchlecht zuſammen, aber deſto beſſer; deſto klarer wird durch den Gegenſatz die Wahrheit hervortreten.

Posidipp's Gedicht las ich zuerst *).

Welches Leben mag man wählen?
In der Bürgerwelt ist Lärm;
Eitler Hader, eitle Mühe
Häuslich Glück ist Unbestand.

Mit dem Schiffer fährt der Schrecken;
Schweiß bedeckt des Pflügers Stirn:
Um sein Erbe zagt der Reiche,
Und der Arme seufzt nach mehr.

Weiber mehren alle Plagen;
Traurig schleicht der Hagestolz:
Kinder bringen Sorg und Kummer,
Kinderlos gedeiht kein Mann.

Jugendsinn ist Traum und Thorheit,
Leeres Glück und leerer Wahn;
Und der Greis am kühlen Abend
Wankt zum Gängelband zurück.

Welches Leben mag man wählen?
Keines! Keines! Glücklich ist,
Wer das Licht nicht braucht zu sehen,
Oder stirbt sobald er's sieht.

»Grillen eines hypochondrisch gewordenen Philosophen!« rief ich; »ich will mich gar nicht dabei aufhalten. Metrodor's Lebensansichten klingen ganz anders; und da sie besser zu den meinigen stimmen, so ist kein Zweifel, daß er Recht hat.« Ich las:

Jedes Leben magst du wählen, —

*) Beide Gedichte werden hier nach Bouterweck's geistreicher Übersetzung gegeben.

»Jedes!« wiederholte ich laut, und betonte das Jedes ſo ſtark ich konnte; weil mir ganz zur Unzeit mein Steinbrecher einfiel. »Jedes!« wiederholte ich mit philoſophiſcher Verſtocktheit; »auch das Leben eines Steinbrechers!«

Wack're Bürger krönt der Ruhm;

»Wer dürfte daran zweifeln?«

Sanft empfängt dich von Geſchäften,
Deines Hauſes Ruheſtatt.

»Wie viele Parallelſtellen könnte ich hier nicht anführen! Wer lebt glücklicher, als wem der Himmel ein freundliches Landgut beſchieden hat, auf das er ſich aus dem Gewühl der Geſchäfte zurückziehen kann, um im Schooße ſeiner Familie, im Kreiſe gleichgeſtimmter Freunde, und in ſtiller Geiſtesſammlung einer heiteren Muße zu genießen?«

Perl' und Gold belohnt den Schiffer,

— welch beneidenswerthen Zug thut er nicht aus dem Becher des Lebens, wenn er mit Schätzen reich beladen, ohne Schiffbruch gelitten zu haben, ohne verſchlagen worden, oder einem Corſaren in die Hände gefallen zu ſeyn, in den Hafen ſeiner Heimath einläuft!—

Gold'ne Frucht den Ackersmann,

— wenn nämlich der Hagel ſeine Saat nicht zerſchlägt, und von ſeiner Ernte ihm ſonſt etwas übrig bleibt —

Seines Gut's genießt der Reiche,
Und der Arm' iſt ſorgenfrei.

Hier weicht die Überſetzung ein wenig vom Texte ab. Dieſer ſagt: Biſt du in der Fremde, und reich, ſo biſt du angeſehen; biſt du arm, ſo weißt du es allein. Das Letztere iſt freilich ein großer Troſt; denn Schmach

bleibt doch der bitterſte Kern der Armuth. Uberdieß hat nach einer geſunden Interpretation Metrodor's Armer gerade ſo viel, als er braucht. Denn im entgegengeſetzten Falle wäre er gezwungen, Andere um ihre Hilfe anzugehen, und dann wüßte er keineswegs mehr allein um ſeine Armuth.

Weiber mehren alle Freuden,
Und der Hageſtolz beſteht;

» Ja, er beſteht, der Hageſtolz, « ſagte ich. — » Was aber die Frauen betrifft — wo könnte ich einen ſchlagenderen Beweis für die Richtigkeit meines Satzes finden, das Leben beſtehe im Gefühle des Glückes, als in obigem Verſe, oder in allen Dichtern überhaupt, ſo viel ihrer ſeit Vater Homeros her Verſe gedrechſelt haben. Denn gibt es wohl unter hundert Dichtern auch nur einen, der nicht allen Athem, welcher ihm zu Gebote ſtand, daran gewendet hätte, die Liebe zu beſingen, und die große Wahrheit zu verkünden, daß es ohne Liebe kein Leben gebe. Und worin fühlen wir das Letztere mehr, als in der ſanften Wärme, welche die Liebe dem Herzen mittheilt; was ſonſt durchſtrömt uns mit einem ſo beſeligenden Gefühle unſeres Daſeyns, als ihre Entzückungen, und das raſche Wechſelſpiel von ſüßem Schmerz und ſcheuem Bangen, von muthiger Hoffnung und ahnungsvoller Erwartung, welches ſie in unſerem Herzen hervorruft; was ſonſt erfüllt uns mit ſo friſchem Lebensmuth, und begeiſtert uns zu ſo hohen Entſchlüſſen; mit einem Wort, was ſonſt wirft einen ſo reichen Mantel um die dürftige Blöße des Lebens, als die Liebe, und gießt einen ſo magiſchen Schimmer über die Gegenwart,

wie über die Zukunft.« — »Fürwahr!« ſagte ich, »Euer müßte verſtockt ſeyn, wenn er meine Löſung ſeiner Aufgabe nicht gelten laſſen wollte.«

Kaum mochte ich noch weiter leſen.

Lieblich lärmt der Kleinen Menge,
Doch auch Still' im Haus erfreut.

Wenn ſie ſo lärmen, wie mein guter Freund, der kleine Willy, ſo lärmen ſie etwas unlieblich; denn wenn der ſeinen Schreihals einmal aufſperrt, ſo unterbricht er die Stille im Hauſe auf eine ſo unerfreuliche Weiſe', daß ich mich, ſo ſchnell als möglich, aus ſeiner Nachbarſchaft entferne, um ihrer wieder ein wenig froh zu werden.

Jugendſinn iſt Kraft und Fülle,
Schöne Meldung ſchöner That;
Um des Greiſes ſüßes Nicken,
Lächelt Kind und Kindeskind.

Der Himmel gebe nur, daß die That der Meldung entſpreche, welche die Jugend unſerer Zeit von ſich thut; dann wird jene herrlich genug ausfallen, und dieſe bald wieder in ihren Angeln ſeyn.

Wähle darum jedes Leben,
Das dem Herzen wohlgefällt;
Wer vom Glück zu viel nicht fordert,
Den beſchenkt es überall.

»Wozu noch mehr! Sich in ſeinen Wünſchen beſchränken, heißt weiſe ſeyn. Nur von dem Weiſen kann man ſagen, er lebe; nur der Weiſe iſt glücklich. Glücklich ſeyn, und weiſe ſeyn, ſind alſo eines und daſſelbe. Wenn aber zwei Dinge einem dritten gleich ſind, ſo ſind ſie unter ſich ſelbſt gleich. Leben heißt alſo glücklich ſeyn.«

Und ſomit wäre die Sache ſogar nach einem unbeſtreitbaren mathematiſchen Grundſatze außer allen Zweifel geſetzt.

Ewald.

Ich hatte mein Manuſcript ſo zurechte gelegt, daß es Ewald, wenn er am folgenden Morgen zum Frühſtück kam, in die Augen fallen mußte. Auch griff er, als wir gefrühſtückt hatten, und ich, wie gewöhnlich ins Fenſter trat, um meine Vögel zu füttern, wirklich ſogleich nach dem Papiere, und fing an zu leſen. »Es wird ihn überraſchen,« ſagte ich zu mir ſelbſt, und ich wollte nur, daß ich mit der verwünſchten Frage des Hauptmanns Belling: Was iſt die Zeit? eben ſo gut in Ordnung wäre.« In der geſpannten Erwartung nun, bis auf welchen Grad Ewald angenehm überraſcht ſeyn würde, gab ich der Droſſel, den Grasmücken, und dem Vauban — ſo heißt ein prächtiger Rothkropf von dem berühmten Kriegsbaumeiſter gleiches Namens, mit deſſen Portrait ſeine Phyſiognomie eine auffallende Ähnlichkeit hat — mehr Mehlwürmer, als ſie ſonſt in einer ganzen Woche bekommen. Denn einer gewiſſen Verlegenheit konnte ich dennoch nicht Meiſter werden, von der ein Schriftſteller nie ganz frei iſt, wenn er ſeine Arbeiten vorträgt, oder Andere ſie muſtern ſieht. Ewald inzwiſchen las ruhig fort, ohne daß ich in ſeinen ſorgfältig beobachteten Geſichtszügen die geringſte Spur von Beifall oder Mißbilligung hätte gewahr werden können. Endlich legte er das Manuſcript weg, that einen langen Zug aus ſeiner Pfeife, blies den Rauch weit vor ſich weg, und — ſchwieg.

Da ich ſein Schweigen für ein ernſtes Nachſi
hielt, zu dem meine Ideen ihn angeregt haben kön
ſo unterbrach ich es mit der beſcheidenen Frage: »S
was ſagſt du zu dem Stück Arbeit?«

»Es überraſcht mich,« ſagte er nach einer P
in welcher er nochmals mit großer Apathie den R
vor ſich blies; »gar ſo etwas Schlechtes hätte ich dir
kaum zugetraut. Sage mir nur, wie du zu all
tollen Zeuge gekommen biſt. Von der Art, wie du
Gewebe an eine zufällige Äußerung von mir anhä
und nebenher den Hauptmann Belling auf die B
bringſt, will ich gar nichts ſagen; aber nun werden
Cholera, der kleine Willy, Mäcen, Utopi
und, Gott weiß, was ſonſt noch herbeigezogen, u
dem wichtigen Reſultate zu gelangen, die niedrigſte S
des Lebens ſey das bloße Gefühl des Daſeyns. Der
ſchnitt, den du: Meeresſtille, überſchrieben haſt, l
vielleicht noch erträglich ſcheinen, und was er ande
kann ſogar jenem an ſich ſelbſt gehaltloſen Reſu
Gehalt und Bedeutung geben; aber irre ich nicht, ſo
Andeutungen jener Art nur für die Wenigen, welch
Bedeutung derſelben bereits in ihrem eigenen In
gefunden haben, und ihrer alſo nicht bedürfen.

An der Geſchichte mit dem Steinbrecher lobe ich
nigſtens dieſes, daß ſie, vermuthlich gegen deinen
len, zum getreuen Abdrucke deiner geiſtigen Träg
wird, die ſich mit jedem Reſultate zufrieden gibt, n
ihr dieſes nicht durch einen zufälligen Stoß von a
her als ein unhaltbares nachgewieſen wird. Man
doch immer etwas, wenn man Andern von ſich ſelbſt

treues Bild gibt. Aber alles, was nun darauf folgt, kann mit Fug für eine heillose Arbeit gelten. Der letzte Abschnitt: Posidipp und Metrodor, kann es zwar zweifelhaft zu machen scheinen, ob du deine Leser, oder dich selbst zum Besten habest; allein ich kenne dich zu gut, um nicht zu wissen, wie es damit beschaffen ist. Denn viel zu nahe, als daß du mich täuschen könntest, liegt dir jene Ansicht, welche das Leben in das Bewußtseyn angenehmer Sensationen setzt; und die, wenn sie auch den groben Mißgriff vermeidet, welcher den Genuß zum Zwecke des Lebens macht, darum nicht minder fordert, daß ihr alles, selbst die Arbeit und Anstrengung zum Genusse werde. Wenn nun diese Ansicht des Lebens an und für sich selbst nichts werth ist, so ist die Art, wie du sie durchgeführt hast, gewiß noch weit weniger werth. Es ist in der That zum Verwundern, wie du dich so gar unbeholfen dabei benehmen konntest, besonders da dir alles so nahe lag. Mäcen zum Beispiel. Es mag dich einige Überwindung gekostet haben, ihm nicht eine größere Kerze anzuzünden. Wie billig; denn ein Mann, wie Mäcen, der jedem Tropfen des Lebens eine eigenthümliche Süßigkeit abzugewinnen, oder zu geben weiß, steht so hoch über dem Trosse der gewöhnlichen Lebemänner, wie diese selbst über dem unablässig kauenden Knappen Rolands. In der Gewandtheit, Vielseitigkeit und in der höheren Ausbildung seines Geistes, so wie in seiner feineren Sensibilität, wie du es nennst, findet er Quellen des Vergnügens, die jenen, bei dem geringeren Umfange ihrer Sensibilität und Bildung entweder ganz unbekannt bleiben, oder nur sehr

unvollkommen von ihnen benützt werden. Nicht in den Regionen des ſinnlichen Genuſſes allein bewegt er ſich er durchſtreift auch jene der Kunſt und der Wiſſenſchaft denn er weiß auch dieſe beiden zu Dienerinnen des Vergnügens zu machen. Selbſt ernſteren Geſchäften mag er ſich von Zeit zu Zeit hingeben. Wie der wacker Melek al Aziz Othmar deines Lieblingsſchreiſtellers, ſtatt auf weichem Raſen, mit Vergnügen einmal auf hartgeſtampftem Kieſe wandelt, weil dieſer ſeinen Füßen eine elaſtiſche Kraft mittheilt: ſo läßt auch er ſich's gefallen, manchmal auf der harten Bahn einer anſtrengenden Thätigkeit zu wandeln, um den Nerven ſeines Geiſtes wieder jene Spannkraft zu geben, welche ſie auf den blumichten Matten des Vergnügens, und nach langem Schlummer im Schooße wollüſtiger Ruhe verloren haben, und derer ſie zu neuen Genüſſen bedürfen. Da es überdieß dabei meiſtens auf ein bloßes Befehlen und Anordnen hinausläuft, und das Vergnügen, welches eine ſolche Thätigkeit einem der Regſamkeit und Umſicht fähigen Geiſte gewährt, die Anſtrengung für ſich ſelbſt ſchon bezahlt: ſo iſt dieſe für einen Mäcen eine recht zweckmäßige Gelegenheit, ſich über alle Forderungen die er ſelbſt an ſich ſtellt, oder die Andere an ihn machen könnten, auf die bequemſte und wohlfeilſte Art von der Welt abzufinden. Er darf dann in den Schooß des Vergnügens zurückkehren, und ſich ſagen, daß er die Ruhe auf eine höchſt ehrenvolle Weiſe verdient habe. Ein Mann von Mäcens Geiſte vermag ſogar noch mehr. Er vermag ſogar in der Aufwallung eines, allerdings ſehr rühmlichen Unmuthes dem Auguſt ſeine Schrei-

tafel mit dem berüchtigten: Surge tandem carnifex *)! in den Schooß zu werfen, und darf dann für einen ſolchen Heroismus, der ihm zwar die Freundſchaft des Auguſtus, aber nicht ſeine Palläſte, nicht ſeine Gärten, nicht ſeine Sänger und Tänzer, und nicht ſeine Schätze koſten kann, die Bewunderung der Mitwelt, wie der Nachwelt, — die deinige ganz insbeſondere mit eingeſchloſſen — in Anſpruch nehmen.

Inzwiſchen zu einem Manne, wie Mäcen, gehört ein nicht gewöhnlicher Grad von Beſonnenheit und Mäßigung. Die letztere iſt Beſchränkung aus Selbſtbeſtimmung, aber dennoch Beſchränkung. Wozu aber überhaupt eine Schranke? Weg mit jeder Schranke, welche die Begierde, und die Willkür der Begierde zügelt! Unmöglich konnte es deinem Scharfſinne entgehen, wie, wenn jede Schranke gefallen, wenn jeder Zügel weggeworfen iſt, und nichts die Leidenſchaft zurückhält von ihrer vollſten Erſättigung — wie eben dann alle Lebenspulſe im trunkenen Übermuth am raſcheſten und kräftigſten ſchlagen, und ſomit in der Auffaſſung eines ſolchen Zuſtandes auch der richtige Begriff des Lebens in ſeiner höchſten Potenz gefunden ſey. Auch iſt dir das gewiß nicht entgangen. Du haſt dich oft genug mit der Nachtſeite des Lebens beſchäftigt, und es verſucht, ſie poetiſch zu geſtalten. Dagegen läßt ſich nun allerdings nicht viel einwenden. Der Pſycholog ſoll ſeine Sonde nicht bloß in die eine Herzkammer ſenken; und was die Verſuche des poetiſchen Geſtaltens betrifft, ſo

*) Steh' endlich einmal auf, Henkersknecht!

haſt du dieſe bisher faſt alle im Pulte behalten. Warum aber, mein Guter! eine ſo herrliche Gelegenheit verſäumen, das Geſchaffene mit Vortheil an Mann zu bringen? warum nur ſchleichſt du, wie die Katze um den heißen Brei, ſo ſcheu und ſchüchtern um Sarron Däumling herum, ſtatt uns in einer poetiſch lebens kräftigen und conſequenten pſychologiſchen Darſtellung anſchaulich zu zeigen, wie viel des Giftes jene eine Herz kammer zu faſſen, und wie viel der Teufel bei guten Wetter daraus zu machen vermöge. Statt deſſen, « fuhr er fort, indem er langſam die Pfeife ausklopfte, » kommſt du mit der lahmen Reflexion angezogen, daß eine voll kommene Glückſeligkeit nur im Reiche der Phantaſie zu finden ſey, und machſt einen Abſtecher in das Feenland ohne irgend eine andere Veranlaſſung, als weil es dich ſelbſt von jeher ſo ungemein angezogen hat. Wie viel beſſer hätteſt du nicht gethan, mir ein gutes Wort zu gönnen, und mich zu fragen, ob mir nicht irgend ein Genie bekannt ſey, das die Kunſt verſtanden habe, ſich eine feenhafte Glückſeligkeit in der Wirklichkeit zu ſchaffen. Ein ſolches kenne ich nun in der That, und nicht Gold möchte ich für die Bekanntſchaft des Mannes geben Desyvetaux hieß der Treffliche. Er war in den letzten Jahren Heinrichs des IV. Erzieher des Duc de Vendôme und dann des Dauphins, Ludwig des XIII. Im Beſitz eines bedeutenden Vermögens zog er ſich ſpäterhin vom Hofe zurück, und lebte nur ſeinem Vergnügen. Einen Tages, als er aus dem Hauſe tritt, findet er vor demſelben eine junge Harfenſpielerin, die Schweſter eines Bierfiedlers, in Ohnmacht liegend, nimmt ſie zu ſich,

und macht ſie zu ſeiner Gemahlin. Vermuthlich war es der Beſitz dieſer liebenswürdigen Perſon, was den Wunſch in ihm erzeugte, daß es ihm vergönnt geweſen ſeyn möchte, in Arkadien zu leben, und ihn zu der genialen Idee begeiſterte, ſich ein ſolches Leben auf ſeine Rechnung zu ſchaffen. Dieſe Idee führte er denn auch aus. Wie ein Hirt aus dem goldenen Zeitalter gekleidet, und den Schäferſtab im Arme, ſtrich er einen guten Theil des Tages, eine kleine Heerde von Lämmern vor ſich hertreibend, in ſeinem Garten umher, und ſang Schäferlieder, die er ſelbſt gedichtet hatte, und die ſeine Gattin auf ihrer Harfe begleiten mußte. Mit welchem Entzücken ſehe ich ihn nicht im Geiſte zwiſchen den wohlbeſchnittenen Bäumen ſeines Gartens mit grauen Haaren herumwandeln, den Schäferſtab gegen den Wolf ſchwingend, der nirgends ſichtbar iſt, und die Nachtigallen anredend, die man mit unſäglicher Mühe abgerichtet hat, zu dem neuen Daphnis herabzufliegen, um aus ſeiner Hand ihr Futter zu empfangen! Wie Jammerſchade, daß er unſern Geßner nicht leſen konnte! Denn wie ſchön würde er nicht alle Idyllen deſſelben durchgeſpielt haben! — »Wo gehſt du hin, Chloe, das Körbchen am Arme? Willſt du nicht zu mir in dieſe Laube treten?« — Und wie lange glaubſt du wohl, daß er dieſes Spiel getrieben habe? Nicht kürzere Zeit, als volle fünf und dreißig Jahre. Ich glaube, es iſt nicht leicht möglich, einen ſtärkeren Beweis für den Satz zu finden, daß der Menſch ſein Schickſal ſich ſelbſt ſchaffe, und daß ſeine Glückſeligkeit größtentheils in der Einbildung beſtehe, als dieſen. Daß aber Desyveteaux bei ſeinen

arkadiſchen Promenaden ſich glücklich gefühlt, und mithin wahrhaft gelebt habe, wirſt du wenigſtens nicht zu beſtreiten begehren.

Dem letzteren Satz hätteſt du überhaupt mehr Aufmerkſamkeit ſchenken, und ihn ja recht ſorgfältig behandeln ſollen. Denn um des Steinbrechers gar nicht zu gedenken, ſo bleibt den meiſten Menſchen, wenn ſie nicht ein bedeutendes Vermögen beſitzen, wie Desyveteaux, in der That nichts anderes übrig, als ſich eine erträumte Glückſeligkeit zu ſchaffen; da ſie doch nur allein durch das Gefühl glücklich zu ſeyn, wahrhaft leben können. Auch warſt gerade du der rechte Mann dazu, dieſe Materie auf das allergründlichſte abzuhandeln. Denn ſeit deiner Kindheit her mit Fortuna über den Fuß geſpannt, haſt du dir mit der lobenswertheſten Beharrlichkeit immerfort die allerunverdroſſenſte Mühe gegeben, dein Leben, um es, wie du ſo gerne ſagſt, zu fühlen, mit einigen bunten Lappen herauszuputzen: ſo, daß du mir ganz eigens dazu berufen zu ſeyn ſcheinſt, über die Kunſt, dergleichen Lappen aufzufinden, zuzuſchneiden und aufzunähen, Andern erſprießliche Rathſchläge zu ertheilen.« —

Damit legte er die Pfeife auf den Tiſch, und ging zur Thüre hinaus.

Verſtockung.

Ich warf der Droſſel den Wurm, den ich ihr zuletzt hatte geben wollen, und den ich während Ewalds ganzer Rede, zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger gehalten hatte, an den Kopf, und ſandte dem Abgehenden einige Blicke nach, die gewiß nicht zu den freundlichſten gehörten.

»Brav und zuverläßig iſt er,« rief ich, indem ich anfing heftig auf und nieder zu ſchreiten; » aber grob wie Segeltuch, und ſauer wie ein Holzapfel. Und dabei hat er nicht einmal Recht. Ich bin es, der Recht hat. Immer und überall habe ich Recht, alſo auch dießmal. Das Leben in den bloßen Sinnengenuß zu ſetzen iſt mir nicht eingefallen, und er hätte ſich in dieſer Hinſicht ſeine lächerlichen Sarkasmen vom erſten bis zum letzten erſparen können. Und was kann er ſonſt gegen meine Behauptung einwenden? Was kann er dagegen einwenden, wenn ich das Leben in das Gefühl des Daſeyns, und zwar eines glücklichen Daſeyns ſetze. Freilich, Gefühl — Senſationen — das ſind Ausdrücke, bei welchen Philoſophen von Ewalds Schlage Krämpfe bekommen. Philoſophiſche Romane ſchreiben ſie nicht; aber machen ſie darum bei ihren Spekulationen den Menſchen weniger zum Gliedermann

— — — der ſo geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider ſich wehrt.

Vielleicht hätte ich ſagen ſollen: das Leben beſtehe im Gefühle der Kraft. Aber läuft das nicht im Grunde auf Eines hinaus? Wenn der Widerſtand, welchem die Kraft entgegenwirkt, ſo groß iſt, daß ſie ihn nicht überwinden kann, oder wenn keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß ſie ihn zu beſiegen vermöge, ſo wird die Kraft ſelbſt dadurch aufgehoben und vernichtet. Liegt nun das Leben im Gefühle der Kraft, ſo liegt es nur in ſo fern darin, als dieſe den Widerſtand entweder wirklich beſiegt, oder eine wahrſcheinliche Hoffnung eines ſolchen Erfolges vorhanden iſt. Befriedigung ihres

Strebens ist also jederzeit ihr Endziel; und was ist diese Befriedigung anders, als Glückseligkeit?

Apollonius von Thyana.

Recht hatte ich also offenbar; allein demungeachtet konnte ich den ganzen Vormittag durch einem gewissen Mißbehagen nicht ganz Herr werden, das schlimmer als der entschiedenste Ärger ist. Nachmittags ging es nicht besser. Ich nahm wieder ein Buch nach dem andern zur Hand, und kam nirgends bis zur zweiten Seite. Also griff ich zuletzt nach meiner Gewissenstafel. So oft ich nämlich in meinem Wissen eine bedeutende Lücke gewahr werde — und das ist weit öfter der Fall, als mir gerade lieb ist, — so bekümmere ich mich auf der Stelle darum, die Werke kennen zu lernen, durch deren Studium ich jene Lücke ausfüllen kann. Diese schreibe ich dann sorgfältig auf einen eigenen Zettel; und dieser Zettel ist es, den ich meine Gewissenstafel nenne, weil er mein Gewissen zu gleicher Zeit schärft und beruhigt. Denn sobald die Werke, die ich noch studieren soll, auf dem Zettel stehen, und ich den Vorsatz, mich nächstens daran zu machen, noch einmal recht feierlich erneuert habe, wird mein Gewissen auf der Stelle ruhig. Dabei lasse ich es aber gewöhnlich auch bewenden. Nur wenn mir das Gewissen einmal stärker schlägt, und ich zu meiner Ermunterung einer besonderen Anregung bedarf, wandere ich auf der Stelle in die Bibliothek, und schleppe mindestens mit großer Emsigkeit die Bücher zusammen, deren ich bedarf, um die fatale Lücke auszufüllen.

Das that ich denn auch heute. Eine böſe Lücke, die mein Gewiſſen ſchon hundertmal beunruhiget hatte, waren die Neuplatoniker. Nun ſollte es aber einmal auch recht ernſtlich darüber hergehen.

Dem zufolge begab ich mich unverzüglich in die Bibliothek, und ſtieg ſogleich in das Seitenkabinet hinauf, wo ich meine Leute zu ſuchen hatte. Den Plotin nahm ich zuerſt heraus; aber kaum hatte ich ihn hervorgezogen, und hin und wieder einige Stellen geleſen, ſo kam es mir vor, als röche er nach Rhebarber, und es wurde mir ungefähr ſo zu Muth, als ob ich Rhebarber einnehmen ſollte. »Ich will damit noch ausſetzen,« ſagte ich; »der Druck iſt ohnehin ſehr ſchlecht, und für jeden Fall zu klein, um ihn beim Lichte ohne Nachtheil der Augen leſen zu können. Lieber will ich mit dem Apollonius von Thyana des Philoſtratus anfangen.« Alſo nahm ich die Folioausgabe des Olearius von dieſem Schriftſteller herauf, und legte ſie auf die Tafel.

Wäre ich doch beim Plotin geblieben! Während ich in dem Buche meiner Gewohnheit nach vorläufig herumſtochere, ſtoße ich auf eine Stelle, die mir in dieſem Augenblicke ſehr unbequem kam, indem ſie mein ganzes Raiſonnement von heute Morgen über den Haufen warf. — »Um was bitteſt du die Götter?« fragt der Conſul Teleſinus den Apollonius, indem er mit ihm vor einen Altar tritt. »»Ich bethe,«« gibt ihm dieſer zur Antwort, »»daß Gerechtigkeit auf Erden walte, und das Geſetz unverletzt bleibe; daß der Weiſe arm ſey, Andere aber reich, doch ohne

Sünde *). «« Ich las die Stelle wohl zehnmal nach einander. »Was ſoll das heißen?« rief ich aus. Daß Gerechtigkeit auf Erden walte, daß die Geſetze unverletzt bleiben mögen; — recht gut! Aber nun dieſes: daß der Weiſe arm ſey, Andere aber reich; doch ohne Sünde. Warum ſoll der Weiſe arm ſeyn? Wer iſt es würdiger, als er, Reichthum zu beſitzen? und wer wird einen beſſeren Gebrauch davon machen? Iſt der Reichthum und ein vernünftiger Genuß der Güter des Lebens mit Tugend und Weisheit unverträglich? Davon ſoll mich niemand überreden; niemand, und Apollonius ſelbſt nicht. Auch glaubte er das ja nicht. Er wünſchte ja, daß Andere reich ſeyn mögen; doch ohne Sünde; alſo daß ſie tugendhaft ſeyn mögen. Tugend aber iſt die wahre Weisheit. Ohne Sünde! An einen groben Mißbrauch der Güter des Lebens, an eine grobe Verletzung der Ehrfurcht für die göttlichen und menſchlichen Geſetze dachte Apollonius dabei gewiß nicht: ſondern an einen ſolchen Genuß derſelben, wie er mit der Scheu vor den göttlichen und menſchlichen Geſetzen beſtehen kann. Und was vermag der Weiſeſte mehr zu thun, als dieſe unverletzt zu laſſen?

Ich ließ das Buch aufgeſchlagen liegen, und ging auf und nieder.

Die ganze Stelle hat offenbar gar keinen Sinn, oder ſie zeigt daß Apollonius das Leben des Weiſen, als eine höhere Potenz des Lebens betrachtete, als das anderer Menſchen. Es hat zu allen Zeiten Menſchen

*) Ed. cit. pag. 181.

gegeben, welche Armuth und Entäußerung von Allem, was wir erlaubten Lebensgenuß nennen, freiwillig zu ihrem Antheile gewählt haben. Eine Entäußerung dieſer Art muß alſo ein höheres Gut für ſie geweſen ſeyn, als jene Genüſſe. Viele von Ihnen waren Schwärmer, oder überſättigte Schwelger; aber nicht von allen läßt ſich dieſes ſagen. Es war alſo eine Kraft in ihnen, welche ſie über jene Genüſſe erhob, welche denſelben allen Reiz für ſie benahm, und bewirkte, daß ſie dieſelben verachten, oder ſie mindeſtens gegen die Erreichung eines höheren Zieles geringſchätzen konnten.«

»Gefühl der Kraft iſt das Leben,« wiederholte ich mir mit den Worten von heute Morgens; »Gefühl der Kraft in Beziehung auf ein beſtimmtes Streben, und Gefühl der Befriedigung in dieſem Streben. »Auch der Laſterhafte,« wendete ich mir ein, »der Wüſtling, der Gewaltthätige hat ein beſtimmtes Ziel ſeines Strebens; er fühlt in dieſem Streben ſeine Kraft, und findet darin ſeine Befriedigung.« — Wenn es ſo wäre; dann freilich — — Aber in der That fühlt er weder die eine, noch findet er die andere. Nur ſeine Ohnmacht fühlt er im Ankämpfen gegen das ewige, unerſchütterliche Geſetz der Sittlichkeit; nur Scheln iſt die Befriedigung, welche er ſich erringt, und nur ein ſchwerer, wüſter Fiebertraum ſein ganzes Leben. Von dieſem kann nicht die Rede ſeyn. Allein gehört mindere Kraft dazu, die Güter des Lebens mit weiſer Mäßigung zu genießen, als ſie zu verſchmähen; mindere Kraft dazu, den Becher mit fortwährender Selbſtbeherrſchung immer zur rechten Zeit wieder vom Munde zu ziehen, als den

Trank wegzuſchütten, und jede Verſuchung mit ei
Male zu entfernen. Überhaupt, nach wie vielen R
tungen kann die Kraft ſich nicht ausbreiten! wie vie
lei Ziele kann ſie nicht wählen! In welcher Richt
nun wird ſie ſich am leichteſten und freieſten entfalt
und bei welchem Ziele wird ſie die vollkommenſte
friedigung finden?«

Campanella.

Auf der Tafel lag ein Pack Bücher, welche
Buchbinder erſt vor Kurzem gebracht haben mo
und die deßwegen noch nicht eingereiht waren. Es w
zwei Lieferungen der Erſch- und Gruberiſchen E
klopädie, und ich nahm einen Band davon zur H
und blätterte gedankenlos darin herum. Mein A
blieb zuletzt an einigen Verſen hängen, die beim L
des Weiſen von Sillo eingeſchaltet waren.

In Banden frei, nicht einſam und doch einſam,
So ſitz' ich hier, doch meine Glocke klingt;
Der andern Welt ein Thor, und doch dem Auge
Göttlichen Sinns ein Weiſer. Himmelwärts
Schweb' ich empor mit Schwingen, ſo die Erde
Hernieder drückt; von außen tief bedrängt,
Traurig, gefangen; in mir froh und frei!

»Von außen tief bedrängt,« wiederholte ich n
Traurig, gefangen; in mir froh und frei.

»Und dennoch,« rief ich, »hatten ſie ihn d
volle fünf und zwanzig Jahre in einen elen
Kerker geſperrt; nicht weniger als ſieben Mal ihn
die Folter gebracht, mit zuſammengebundenen Hän
am Gewölbe ſeines Kerkers ihn aufgehangen, und ei

ſpitzigen Pfahl unter ihn geſtellt, den er ſich bei jeder Bewegung ins Fleiſch ſtieß! Apollonius zog herum in der ganzen römiſchen Welt, frei und geehrt wie ein Halbgott; und immerhin mochte er im Gefühle ſeines höheren geiſtigen Strebens auf die Genüſſe, die Reichthümer, die Villen, die üppigen Gaſtmähler, die Heere von reizenden Sclaven und Sclavinnen, welche die ſchwelgeriſchen Römer ſeiner Zeit unterhielten, mit Verachtung hinſehen. Das kann zuletzt ſogar ein Geck, der recht ernſtlich Luſt hat, den Philoſophen zu ſpielen. Wie aber kann dieſer Mann ſich frei nennen, und welche Urſachen kann er haben froh zu ſeyn? Sind die feuchten Wände eines unterirdiſchen Gefängniſſes, ſind die Schmerzen der Folter ſo wenig, daß der Menſch dabei ſagen kann: »wenn gleich tiefbedrängt und gefangen bin ich dennoch frei und froh?« und das ohne, wie Apollonius, eine Miſchung von Betrüger und Schwärmer zu ſeyn; mit dieſer heiteren Ruhe!

»Der Geiſt iſt frei!« rief ich jetzt mit Begeiſterung aus; »frei in ſeinem Streben nach Erkenntniß; kein Kerker, keine Feſſel kann ihn binden! und wenn ihn dieſes Streben über alle Martern der Folter weghebt, und ihn auch in Ketten noch froh ſeyn läßt: in was Anderem, als in dem Streben nach Erkenntniß könnte das Leben ſein Ziel, und ſeine volle Befriedigung ſuchen?«

Die Viſion.

Ich ſtieg nun in den großen Bibliotheksſaal hinab. Nie hatte ich mich darin ſo wohl befunden, wie heute.

Mit einer Art von heiliger Scheu betrachtete ich das Fach, welches die älteren und neueren Philosophen enthielt. Ich lehnte mich zuletzt demselben gegenüber an das Fach der Geschichte, und versank immer mehr in Gedanken. Schon fing es an schwach zu dämmern. Da glaubte ich von dem Schranke her, auf welchen ich den Blick geheftet hielt, erst ein leises Säuseln und Knistern, dann ein wundersames Flüstern und Rascheln zu vernehmen. Immer lauter und vernehmlicher wurden die Töne, die jetzt in helle, scharfe, unartikulirte Laute, und bald darauf in ein verworrenes Sausen und Brausen übergingen. Eben wollte ich nun hingehen, um zu sehen, was es gäbe: als erst einzelne Octav- und Quartbände, dann die größten Folianten aus ihren Fächern flogen. Bestürzt trat ich wieder zurück, und sah nun mit Erstaunen, wie jene Bände, theils in der Luft, theils auf der Erde, sich wie Kreisel herumdrehten; wie sie allmählich ihre Gestalt veränderten; sich reckten und streckten, in die Länge wuchsen und in die Breite, und wie aus den erst unförmlichen Massen menschliche Gestalten sich entwickelten. Ich blickte jetzt nach der rechten Seite hin, und gewahrte weder Kästen noch Wände mehr. Die letzteren waren eingesunken, das ganze Gebäude hatte sich gesenkt, und ich stand in einem offenen Saale an dem Gestade eines breiten Stromes, in dem ich die Donau und ihre Ufer nicht mehr erkennen konnte. Ich wendete den Blick zurück, und sah, daß jene Gestalten sich in hundert verschiedene Gruppen vertheilt hatten, die alle, wie es schien, so heftig unter sich selbst und gegen einander stritten, daß daraus ein

Chaos von Mißtönen entstand, gegen welches das Toſen des aufgebrachten Meeres Flötenmuſik zu ſeyn ſchien. Einige der Wortführer gingen nackt, andere trugen einen griechiſchen Mantel; andere kürzere Mäntel und Halskrauſen; andere Habite, und wieder andere Allongeperücken. Am merkwürdigſten war mir die hohe Geſtalt eines alten Mannes, der in einem Mantel von dunkler, ſchillernder Farbe zwiſchen allen dieſen Gruppen umherſchritt. Seine Stirne war hoch und frei, ſein Auge hell wie Kryſtall, ſein Blick ſcharf und ſtechend, und um den Mund ſchwebte ein halb höhniſches, halb wehmüthiges Lächeln. Wo er ſich immer einer Gruppe näherte: da verſtummte ihr Wortführer, und ſcheue Verlegenheit lagerte ſich, wie Nachtfroſt auf alle Geſichter. Mir zunächſt ſtand eine Gruppe eleganter Herrn, theils in modiſche Fracks, theils in hochzugeknöpfte Röcke gekleidet. Dieſe ſchrien am lauteſten, und geſtikulirten am heftigſten; und obwohl es mir vorkam, als ob ſie deutſch redeten: ſo klang ihre Sprache doch ſo barok und barbariſch, daß ich bald wieder zweifelhaft wurde. Während ich mich nun vergebens bemühte, aus ihrem Kauderwälſch einen verſtändlichen Sinn heraus zu bringen, bemerkte ich, daß dieſe Gruppe ſich gegen den Fluß zu bewegte, während die übrigen ſchon früher die nämliche Richtung genommen hatten. Was ſoll das bedeuten? fragte ich mich, und ſchlug einen Augenblick das Auge zu Boden. Allein als ich es wieder erhob, ſah ich ſie alle im Fluſſe ſtehen, und heftig, wie vorher, unter und gegen einander ſtreiten: aus düſterer Ferne aber rollten unter dumpfem Brauſen,

wie bei anſchwellender Fluth, Berge von Wogen daher, um alle dieſe Kämpfer zu begraben. Nur jener Alte ſtand feſt und ruhig auf einem hohen, aber kahlen und unfruchtbaren Felſen, während ſein weites, faltenreiches Gewand im Sturme hin und herflatterte. Hell glänzte durch die düſtere Nacht ein Strahl des Lichtes vom Himmel; allein nicht aufwärts zum Himmel hob er den Blick: nur abwärts heftete er ihn unter ſchneidendem Hohngelächter auf den allgemeinen Kampf der Zerſtörung. —

Da zog man draußen die Glocke.

Herr Eleutherius Quickſer.

Ich ging hinaus, und öffnete. Vor der Thüre aber ſtand Herr Eleutherius Quickſer, der auf ſeiner Durchreiſe nach St. Pölten mich beſuchen wollte. Da es ſchon ſtark dämmerte, ſo wollte ich aus der Thüre treten, um ihn auf meine Stube zu führen: er aber drängte hereinwärts in den Manuſcriptenſaal, legte, als wenn er ſich gleich in dieſem einquartiren wollte, Hut und Handſchuhe in eine Fenſtervertiefung, und, fing nun an, mir das Vergnügen zu ſchildern, welches er empfinde, mich wieder zu ſehen, und wie er ſich ſehr zierlich ausdrückte, mir aufwarten zu können

Herr Eleutherius Quickſer iſt vor mehreren Jahren mein Schüler geweſen, und ich hoffe der liebe Gott wird es mir an meinen Sünden abrechnen, quod in excolendo ingenio Quickseriano plurimum desudavi. Denn offenbar hat die Natur, als ſie ihn bildete, in einem Anfall von toller Laune den Verſuch gemacht,

ob es ihr nicht möglich ſey, das Quadrat mit dem Zirkel zu vereinigen; und obwohl ſie ſpäterhin an ihrem Werke nachgebeſſert hatte: ſo iſt doch an dem Schädel, wie an allen Gliedmaßen des Herrn Eleutherius Quickſer, die urſprüngliche Anlage zur viereckigen Form noch immer kennbar geblieben. Hingegen hat ſie ihm, um ihn für ihren Mißgriff zu entſchädigen, einen ſo unerſchöpflichen Fond von Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, und einen ſo brennenden Lerneifer mitgegeben, daß er, troß Allem, woran er ſonſt zu kurz gekommen ſeyn mag, keine gegründete Urſache hat, ſie einer ſtiefmütterlichen Härte anzuklagen.

Ich nahm ihn nun auf mein Zimmer, und, als ich Licht gemacht, und mich an mein Schreibpult geſetzt hatte, ließ ich ihn an der Seite deſſelben Platz nehmen, um mit Sammlung mir ſeine Lebensereigniſſe von ihm erzählen zu laſſen. Viel war da nicht zu erzählen. Er hatte unter Gottes unmittelbarem Beiſtande ſeine Studien hinter ſich gebracht, und darauf hatten ſie ihn in eine ſehr unerfreuliche Gegend an der Gränze des Mühlviertels geſetzt. Die Natur war unfreundlich, das Volk arm und etwas roh, die Nachbarn weit entfernt, und — proh dolor! das nämlich bezeichnete er als die härteſte ſeiner Bedrängniſſe — durch die Bank Leute, die entweder keine Bücher kauften, oder ſie nicht herliehen. So lebte denn der Arme in beſtändigem Mangel an dieſer Seelenſpeiſe; und wie ſehr ſein Heißhunger darnach geſtiegen ſeyn mochte, konnte ich daraus abnehmen, daß er nicht nur die Augen von den Titeln der auf meinem Pulte ſtehenden Bücher nicht wegwenden konnte,

ſondern auch gleich in den erſten Minuten, als ich nach etwas ſuchte, und ihm einen Augenblick den Rücken zukehrte, mit den Fingerſpitzen der verkehrten Hand verſtohlen den Deckel eines zugeſchlagenen Quartanten zu lüften ſuchte, um mit dem Inhalte deſſelben nähere Bekanntſchaft zu machen.

Auch des andern Morgens beim Frühſtücke waren es wieder die Bücher, die ſeine Augen mit magiſcher Gewalt anzuziehen, und feſtzuhalten ſchienen. Nach dem Frühſtücke trat er einen Augenblick an das offene Fenſter.

»Was Sie da für eine ſchöne Ausſicht haben! Eine göttliche Ausſicht! Eine ſolche Ausſicht, und ſo viele Bücher — —«

»Mein theurer Herr Eleutherius Quickſer! ich habe ſehr wenig Einſichten, und, leider! gar keine Ausſichten. Wenn ihnen inzwiſchen die Ausſicht hier gefällt: ſo ergötzen Sie ſich daran nach Belieben, oder ſehen Sie ſich unter meinen Büchern um. Ich habe nämlich einen dringenden Brief zu ſchreiben. Sobald ich fertig bin, will ich Sie in die Bibliothek führen.«

Ich hätte können zehn Briefe ſchreiben, die Zeit würde ihm nicht lang geworden ſeyn. Als ich fertig war, erfüllte ich denn mein Verſprechen.

Kein Hindu betritt mit tieferer Zerknirſchung den geheiligten Boden der Pagode zu Tripetty, als Herr Quickſer den des Bibliothekſaals. Wenn nur ſeine freundlichen Augen nicht geweſen wären! Denn ſo oft er einen recht dickleibigen Folianten gewahr wurde, legte er die Hand darauf, und ſah mich fragend an, ob ich

hts dagegen habe, daß er ihn hervorziehe. Geſche-
n war es dann um meinen Ärger. Ich half ihm dann
e Elephantenlaſt hervorſchroten, und ſagte ihm da-
n, was ich wußte. Geſchah es nun, daß ich dabei
nes andern Autors erwähnte, und blickte ich vielleicht
ur mit halbem Auge nach dem Schranke, wo er ſtand:
hob Herr Eleutherius ſogleich den Fuß, um darauf
zuſchreiten; und ſo ſprangen wir durch drei Stunden
ie Beſeſſene aus einer Ecke des Saales und der Gal-
rie in die andere, bis ich kaum mehr auf den Füßen
ehen konnte. Ich dankte Gott, als man uns zu
iſche rief.

Erſt um drei Uhr wollte Herr Quickſer wieder
reiſen. Ich fragte ihn, ob er bis dahin ein wenig
den Garten gehen wolle; er wollte aber lieber auf
einem Zimmer bleiben. Perfer et obdura, dachte
. So ging es dann wieder über die Bücher her.
ndlich ſchlug es drei Uhr. Er beurlaubte ſich. »Gerne«,
gte er, »würde er in ſeine Einöde zurückgehen, wenn
nur einen Theil der Bibliothek mit ſich nehmen könnte.
ie ſind recht glücklich,« ſetzte er hinzu, »daß Sie —

Da ich auf ein Haar weiß, wie glücklich ich bin:
wurde es mir endlich doch zu viel.

»Und für welches Fach würden Sie ſich entſcheiden,
err Quickſer? fragte ich ihn.

»Am liebſten,« meinte er, würde er ſich mit Philo-
ophie und Geſchichte abgeben. Es ſey doch gar etwas
errliches, zu wiſſen, wie es zu allen Zeiten in der Welt
ergegangen, und wie es noch darin hergehe. »Mein
heurer Herr Eleutherius Quickſer,« erwiederte ich,

»das will ich Ihnen mit zwei Worten ſagen. N
ſchlecht iſt es immer in der Welt hergegangen,
ſo geht es noch immer darin her. Der Stärkere
was er will, und der Schwächere leidet was er
Doch davon wollen wir ein anderes Mal ſprechen.
men Sie inzwiſchen,« fuhr ich fort, indem ich
gut ausſehenden Octavband aus einer Lade hervo
und ihm denſelben einhändigte, »dieſes Buch. Das i
Welt, an welche wir Beide angewieſen ſind.«

Mit freudeglänzenden Augen empfing er mein
ſchenk, und dankte mit unverkennbarer Rührung.
Buch aber, welches ich ihm gab, war des Amos
menii Orbis pictus, oder: Die Welt in Bild

Die Sühne.

Herr Quickſer mochte kaum noch hundert Sch
von meiner Thüre entfernt ſeyn, als mir mein Gen
bereits bittere Vorwürfe über das Benehmen m
zu welchem mein Unmuth mich gegen ihn verleitet

»Er hat kaum gemerkt, wie es gemeint war,«
ich mir entſchuldigend; »und die Spitze iſt höchſten
die Haut gedrungen.«

»»Eine ſchändliche Entſchuldigung!«« rief mein
wiſſen. »»Wer gab dir das Recht, ihm auch nu
Haut zu verletzen? Und weißt du denn, ob die
nicht tiefer drang?««

»Mehr gegen mich ſelbſt, als gegen ihn hatt
ſie gerichtet.«

»»Und dennoch haſt du ihm wehgethan.««

»Eine ſo alberne Verehrung für bedrucktes P

iſt ärgerlich; und eben ſo ärgerlich war es, daß er gar kein Ende finden konnte, mich glücklich zu preiſen, weil ich ſo ziemlich damit verſehen bin.«

»»Gewiß hatte er Unrecht, dich glücklich zu preiſen. Warſt du das je: ſo warſt du es, als du noch, wie er, jeden Tag mit dem lebendigen Drange nach Wahrheit, und mit der Hoffnung erwachteſt, ſie zu finden.««

»Und wie hat ſich mir dieſe Hoffnung erfüllt? Ich bitte dich, Gewiſſen, ſchweig; wenigſtens über dieſen Punkt. Daß ich Unrecht gethan habe, einen ſo einfachen, treuherzigen Menſchen, durch den Schein mindeſtens, des Übermuthes zu kränken, will ich zugeben: und weil ich es gethan habe, will ich mein Unrecht gut zu machen ſuchen.«

Ich ſuchte alſo aus meinem Büchervorrath eine recht lesbare Handausgabe von Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, und eine ditto von den Schriften des Tacitus hervor; legte noch eine Ausgabe des Juvenal bei, und machte Alles in ein recht ſauberes Päckchen zuſammen, um dieſes, von einem freundſchaftlichen Schreiben begleitet, bei erſter Gelegenheit an Herrn Eleutherius Quickfer abgehen zu laſſen.

»Für jeden Fall genug, und mehr als genug,« ſagte ich, indem ich das Paquet auf den Kaſten legte, »um nach innen, wie nach außen ein wenig hell ſehen, und den Menſchen in ſeiner edelſten Geſtalt, wie in ſeiner tiefſten Verworfenheit kennen zu lernen. Wohl bekomm es ihm! —«

Die Weltalter.

»O der goldenen Zeit!« rief ich, indem n
rade Heſiod's Beſchreibung der Weltalter, und
termek's Überſetzung derſelben einfielen — »
goldenen Zeit, wo es noch keine Bücher gab.«

Wie Götter lebten da die Menſchen, kummer-
Und ſorgenlos, und ohne Weh' und Leid;
An Händen und an Füßen friſch und fröhlich.

Kein trüber Zweifel überſchlich ſie da. Sie
einig mit ſich und der Natur, und Keinen gelüſt
noch durch eitles Wiſſen, ſo wie ſich ſelbſt, ſo
zu bethören. Auch wußten ſie genug, da glück
ſeyn ſie wußten. Die Erde, die Lebensmutter,
ungebeten die Hülle und Fülle; und Keiner b
noch mit einem knickrigen Verleger um einen
Ehrenſold zu mäkeln. Jeder konnte ruhig mi
Leuten ſeines Weſens pflegen. Und hatte er da
Lebens Ziel erreicht: ſo ſtarb er wie vom Schl
hingenommen, und ward nicht nach dem Tod
verläſtert und ſchonungslos mit giftigem Zahn zer

D'rauf kam das zweite ſterbliche Geſchlecht,
Das ſilberne, viel ſchlimmer, als das erſte.

Dieß war es, das die erſten Furchen zog, i
dem Samen der Ceres aller Übel Samen ſäete.
damals keimte in des Menſchen Bruſt zum erſte
das Verlangen klüger zu ſeyn, als Andere.
nicht beſſer. Sie konnten jetzt des Weisheits
ſich nicht mehr entſchlagen, und opferten den
nicht. Dieß zürnte Vater Zeus. Und er vertilgt

D'rauf ſandte Zeus ein anderes,
Dem ſilbernen unähnliches Geſchlecht,

Das eherne, das aus der Erde Schooß das Erz ſich wählte, und Griffel daraus ſich bildete. (Denn ſchwarze Tinte kannte man noch nicht *). Mit dieſem gruben ſie in Eichentafeln, auf Säulen gruben ſie aus Stein und Erz jetzt ihre Verſe. Thörichte! In ſtolzem Dünkel hofften ſo dem allgemeinen Loos der Sterblichkeit ſie zu entgehen. Allein

Der ſchwarze Tod ergriff ſie, ſo erfindſam
Sie ſonſt auch waren. Und ſie ſahen nicht
Das ſchöne Licht der hellen Sonne wieder. —
Und als nun auch das eherne Geſchlecht
Erloſchen war, da ſandte Zeus ein viertes
Zu wohnen auf der nahrungsreichen Erde.

Ein beſſeres und edleres Geſchlecht. Das ſind die Göttermenſchen, deren Lieder uns heute noch wie Götterſtimmen klingen. Allein auch ſie erlagen größtentheils den Leidenſchaften, die ſie in ihrer eig'nen, wie in fremder Bruſt genährt. Der fiel beim Mahl, bei welchem ſein Geſang die Fröhlichkeit zur wilden Wuth geſteigert, und der im Kampfe, den er ſelbſt entflammt; und den trieb thörichte Begierde, in fremde Länder ſeinen Ruhm zu tragen, aufs Meer, wo, fern vom werthen Geburtsort, er ſeinen Tod im Schooß der Wellen fand. Alle deckt des Todes Dunkel. Doch Vater Zeus hat ihnen, fern von Menſchenweiſ' und Sitte, der Erde Gränzen zugetheilt. Dort wohnen ſie auf Inſeln, dieſe Seligen; und ſüß, wie Honigfrucht, labt die Erinnerung ſie an ihren Ruhm.

O wäre ich doch nicht unter das Geſchlecht der fünf-

*) μέλας δ'οὐκ ἦσκε σίδηρος, v. 150.

ten Art gefallen. Denn jetzt herrscht das schreibwüthig Geschlecht. Bei Tag und Nacht ist weder Rast no Ruh' von Streit und Zank. Und immer dickere Kat loge senden die Oster- und Michaelismesse *). Nur spä lich ist darin der Menge des Schlechten Gutes beig mischt. Denn jetzt befehdet, frech in eitlem Dün und in gelehrtem Haß, der Vater seinen Sohn, d Sohn den Vater. Der Gast nicht ist dem Gastgenoss mehr, der Bruder nicht dem Bruder mehr ergebe Unehre nur ist der Bescheidenen Theil. Ach! sie werd hart angefahren von den Knaben, die kaum der Schu noch entlaufen, und hinterm Ohr noch nicht ganz tr cken sind. In wenig Gunst stehn mehr beim Publiku ein redlich Streben nach dem Besseren; geläuterter G schmack und echter Witz. Der Schlechte übereilt d Guten leicht durch Lästerung, Verleumdung, gift'g Hohn; durch Possenreißen und durch freche Gecker Im wilden Rausche der Verworrenheit will Alles fein lich in die Wette jetzt sich niederreiben — —

» Und der Himmel gebe, daß es besser werde,« set ich in der allerschlichtesten Prosa hinzu; »denn fürwa es ist toll und heillos genug geworden!« —

Petron und Sokrates.

Das Hervorsuchen der Memorabilien brachte n meine Vision in der Bibliothek wieder ins Gedächtn Erst jetzt fiel es mir auf, daß ich unter den Philosophe die dort so viel Lärm gemacht hatten, den Sohn d

*) χαλεπὰς δὲ θεοὶ δώσουσι μερίμνας, v. 176.

Sophroniskus nicht gewahr geworden war. Ich ſuchte ihn alſo unter den Platanen des Ilyſſus auf. Ich begleitete ihn auf meinen Spaziergängen an dieſem Fluß; ich folgte ihm auf jedem Schritte bei ſeinen Wanderungen durch die Stadt, in den Piräus, in die Werkſtätten der Handwerker und Künſtler; ich begleitete ihn in die Tempel und zu den öffentlichen Altären, zu den Gaſtmählern der Reichen, und in ſeine eigene dürftige Hütte.

Trotz der Verehrung, die ich für den Sohn des Sophroniskus aus den Schulen mitbrachte, hatte ich mich ſpäter darum nicht minder entblödet, an dieſer Verehrung für ſeine Weisheit ein wenig zu mäkeln. Es war mir vorgekommen, als ob er ſich mit ſeiner gerühmten Hebammenkunſt oft ſehr überflüſſige Mühe gebe, um die Kreißenden von Kindern zu entbinden, die auch ohne die künſtlichen Wehen, welche er denſelben erregte, eben ſo gut, und eben ſo geſund zur Welt gekommen wären: und daß er mittelſt ziemlich weitläufiger, von Webern, Zimmerleuten, Grobſchmieden und dergl. hergeholter Gleichniſſe und Inductionen, ſehr häufig ſich mit ihnen über Dinge zu verſtändigen ſuche, die ſich von ſelbſt verſtanden. Auch kam es mir vor, als ob es etwas zudringlich und unmanierlich von ihm geweſen ſey, die athenienſiſchen Handwerker und Philoſophen vom Handwerk, auf die von ihm beliebte Weiſe zu quäſtioniren, und aufs Eis zu führen; ja es kam mir manchmal ſogar vor, als ob der Weiſeſte aller Sterblichen mehr Sophiſt geweſen ſey, als alle Sophiſten zuſammen genommen, deren Satansengel zu ſpielen

er einen ſo unwiderſtehlichen Beruf fühlte. Er kam mir mitunter ſogar lächerlich vor, wenn er hier mit großer philoſophiſcher Gelaſſenheit einen Fußtritt einſteckte, und dort von ſeiner Frau ſich den Kopf mit dem Nachttopf begießen ließ. Einen eignen Tik aber hatte ich von jeher gegen ihn wegen ſeiner wegwerfenden Vernachläßigung und Verachtung der Metaphyſik gehabt. »Denn«, ſagte ich, »die Frage über das Wohin und Woher will für jeden Fall ein wenig feſter und ernſtlicher aufgegriffen ſeyn, als ſie der Weiſeſte aller Sterblichen aufzugreifen gewohnt war.«

Aber wie ganz anders war es nicht jetzt, als ich den unmittelbaren Einfluß ſeiner Gegenwart empfand! Ich hüllte mich feſt in mein Tribonion, und vermied ſo viel es mir möglich war, ſeinem Auge und ſeinen Fragen zu begegnen: denn dieſes Auge ſah unter der hochgewölbten Stirne ſo hell hervor, als ob es mir jedem Blick bis auf den Grund meiner Seele ſehen wollte. Ich empfand nämlich einige Beſorgniß, er möchte in der meinigen ein Hinneigen zu den Grundſätzen ſeines Schülers Ariſtipp gewahr werden, und ſuchte daher ſeinen Fragen ſo viel als möglich auszuweichen. Denn wenn ich auch in dieſem Fall keineswegs geſonnen war, ihm das Feld ſo wohlfeilen Kaufes zu laſſen, wie ſein cyrenaiſcher Zögling beym Xenophon: ſo hegte ich doch gegründete Zweifel, ob ich im Stande ſeyn würde, mich dem Einfluß des Zauber zu entziehen, welchen alle diejenigen erfuhren, die ſich mit ihm in einen Streit, oder auch nur in ein Geſpräch einließen. Mehr als einmal fragte ich mich

worin denn dieſer Zauber beſtehe: und wenn ich fand, daß er zum Theil in der ruhigen Milde, in der heitern Beſonnenheit, und in der unbeſchreiblichen Anmuth liege, mit welcher Sokrates ſprach: ſo befriedigte mich doch das keineswegs. Mir ſchien die Macht dieſes Zaubers vorzüglich darin ihren Grund zu haben, daß jene Wahrheiten, auf welchen der ſittliche Werth und die ſittliche Würde des Lebens beruhen, in der hellſten Klarheit vor ſeinem geiſtigen Auge lagen, und er ſie eben deßwegen mit einer ſo unbefangnen und ſo unwiderſtehlichen Klarheit ausſprach, daß jeder, der ihn hörte, ſie ſonſt nur wie durch einen Nebelſchleier erkannt zu haben, und dieſen eben jetzt erſt durch ſeine Hand weggezogen glaubte. Ich konnte dieſes zum Theil daraus abnehmen, daß es mir, wenn ich ihn mit ſeinen Schülern ſprechen hörte, nicht ein einziges Mal einfiel, mich zu fragen: was wohl das Leben ſey, oder was leben heiße: ſondern daß ich dann auf das vollkommenſte überzeugt war, es beſtehe durchaus in nichts Anderem, als in der Ausübung der Mäßigkeit und Gerechtigkeit, die Sokrates ausſchließend zur Grundlage aller Tugend, und zur unerläßlichen Bedingung aller wahren Glückſeligkeit machte.

Ich begleitete ihn vor das Gericht der Heliaſten. Mögen ſie doch Recht haben ſeine Feinde und Verkleinerer, wenn ſie behaupten, er hätte durch eine geringe Nachgiebigkeit die Stimmen für ſich gewinnen, und das Todesloos von ſich abwenden; ſeinen Richtern aber, und ſeinem Vaterland ein Verbrechen und eine ewige Schmach erſparen können: — ich will ihnen nicht wider-

ſprechen. Gewiß aber lag ſeinem Betragen kein Motiv zum Grunde, über welches der Weiſeſte aller Sterblichen hätte erröthen müſſen, oder wovon ſie ſagen dürften, er habe dadurch der menſchlichen Natur ſeinen Zoll abgetragen. Wenn irgend etwas meine Bewunderung für ihn erhöhen konnte: ſo war es der feſte Muth, und jene ruhige Unbefangenheit ſelbſtbewußter Seelenreinheit, mit welchen er ſeinen Richtern gegenüber ſtand. Nie fühlte ich mein Gemüth durch irgend etwas mehr erhoben, als durch die Rede, welche er vor dieſen Richtern hielt. Allein eben dieſe Rede war es, welche ſich, als ich ihm in den Kerker folgte, und ſie mir auf dem Wege dahin wiederholte, wie ein giftiger Wurm in die Blüthe einfraß, welche meine Verehrung für ihn getrieben hatte. Ich vergaß aufs neue alle meine Zweifel und Bedenklichkeiten, als ich ihn die Aufforderung ſeines Freundes Krito zur Flucht zurückweiſen, und bei dieſer Gelegenheit ihn jene bewunderungswürdige Rede an denſelben richten hörte, in welcher er alle Einwürfe der Freundſchaft durch Hindeutung auf die unbedingte Achtung widerlegte, die er den vaterländiſchen Geſetzen ſchuldig ſey. Aber tiefer und tiefer fraß ſich der Wurm ein; ſo oft ich an das Geſpräch zurückdachte, das er kurz vor dem Tode mit ſeinem jungen Freunde Phädon über die Unſterblichkeit der Seele hielt: und die letzten Augenblicke des beſten und weiſeſten aller Menſchen vermochten dann die Niedergeſchlagenheit meiner eigenen Seele niemals zu beſchwichtigen.

»Wie?« ſagte ich dann immer zu mir ſelbſt, »wie? nicht mehr, als eine wahrſcheinliche Vermuthung ver-

mochte er ſeinen Freunden über die Fortdauer nach dem Tode zu geben; und ſo ſchwach ſind die Gründe, welche er für ſeine Hoffnung anzuführen weiß? Wenn es ſo iſt, — und es iſt ſo — ſo bleibt mir ja noch immer der Zweifel, ob er ſelbſt das Leben richtig begriffen habe, und ob ſein Leben ein wahres Leben, und nicht ein leerer Traum und eine bloße Täuſchung geweſen ſey. Was,« fuhr ich dann fort, »was kann ich in dieſem Fall dem St. Evremond Beſonderes antworten, wenn er den Tod des Petron mit jenem des Sokrates zuſammenſtellt, und dem erſteren unbedenklich vor letzterem den Preis gibt *). Aus dem Munde eines franzöſiſchen Philoſophen, und insbeſondere St. Evremonds, entſcheidet ein ſolcher Ausſpruch zu Gunſten des Petron freilich ſehr wenig. Aber ein ſtrengerer Geiſt hat den Tod des Letzteren der Auszeichnung nicht minder werth gefunden, als St. Evremond — Tacitus. Auch kann wohl niemand mit mehr Ruhe und Gleichgültigkeit dem Tod entgegen gehen, als Petron. Tacitus ſagt, er habe als Prokonſul in Bithynien, und dann als Konſul eine kräftige Thätigkeit und viel Geſchäftskenntniß gezeigt; dann aber ſich der Weichlichkeit und dem Vergnügen ergeben **). Freilich, wie bewunderungswürdig St. Evremond den Tod des Petron, gegen jenen des Sokrates gehalten, immer finden mag: wird er es auch wagen das Leben des Einen mit dem des Andern zu vergleichen. Allein wenn Petron ſelbſt

*) Oeuvres Tom. sec. pag. 8. seqq.

**) Ann. Lib. XVI. cap. 18.

ſeine Auffaſſung des Lebens gegen jene des Sokrates vertheidigen wollte, und dabei für ſich anführte, er habe bei ſeinem Hange zum Vergnügen keine weſentliche Pflicht, weder gegen ſich ſelbſt, noch gegen Andere verletzt: wodurch würde der Sohn des Sophroniskus ihn widerlegen können, als durch das, wofür er nichts anzuführen hätte, als— eine wahrſcheinliche Vermuthung?

Theramenes.

Ich möchte St. Evremonds Vergleichung zwiſchen dem Petron und Sokrates nicht geſchrieben haben: aber ich nehme keinen Anſtand, freimüthig zu geſtehen, daß ich den Blick mit größerer Freude auf den Tod des Theramenes, als auf jenen des Sokrates wende. Die Stelle, in welcher Cicero davon ſpricht, iſt eine von den wenigen, derentwegen ich es meinem Schulmeiſter vergebe, daß er mich leſen und ſchreiben lehrte.

»Wie ſehr ergötzt mich nicht Theramenes! wie groß iſt nicht ſeine Seele. Wenn wir auch weinen, während wir ſein Ende leſen, ſo ſtirbt der treffliche Mann darum dennoch auf keine beklagenswerthe Weiſe. Denn als er, auf Befehl der dreißig Tyrannen in den Kerker geworfen, den Giftbecher wie ein Durſtender geleert hatte: ſchnellte er den Reſt mit einer ſo raſchen Bewegung weg, daß es auf dem Eſtrich klaſchte; und ſagte, als er den Schall hörte mit heiterem Lächeln: »Das trink' ich dem ſchönen Kritias zu,« der ſein heftigſter Gegner geweſen war. So ſcherzte jener herrliche Mann noch beim letzten Athemzuge, als er den

Tod bereits in ſeinen Eingeweiden trug: und ſagte jenem, welchem er das Gift zugetrunken hatte, der Wahrheit gemäß ein gleiches Schickſal voraus, das ihn kurze Zeit darauf wirklich ereilte. «

Ich bin niemand von dem Wohlgefallen Rechenſchaft ſchuldig, mit dem ich lieber bei dem Bilde des athenienſiſchen Staatsmannes, als bei jenem des atheniſiſchen Weiſen verweile: aber mir ſelbſt mag ich von meinem Wohlgefallen gerne Gründe angeben. Das friſche, kräftige Eingreifen ins thätige Leben; die Entſchiedenheit und die Anſchaulichkeit des Erfolges ſind dieſe Gründe.

Wie weit iſt nicht das Reich des geiſtigen Wirkens, und wer mißt ſeine Gränzen! Wenn die Kraft, mit welcher der Gedanke fortwirkt, nicht wie dieſer ſelbſt unendlich iſt: ſo hat ſie doch keine andere Gränze, als die alles menſchlichen Daſeyns. Denn die Wirkung jeder, einem höheren geiſtigen Leben entſproſſenen Idee, dieſe ſelbſt mag nun durch das Wort oder die That ſich ausſprechen, iſt als eine geiſtige, mittelbar oder unmittelbar, eine ewige, und ſchlingt ſich fort durch Jahrtauſende. Nicht das ſterbliche, nur Gottes Auge vermag ihre Verzweigung zu verfolgen. Noch heut' zu Tage lebt und wirkt Sokrates fort, wie er auf ſeine Zeitgenoſſen wirkte. Nur durch ſeine Lehrer, wie Xenophon und Plato ſie uns aufbehalten haben? und nur auf diejenigen, welche ihre Schriften leſen? Und wer möchte auch nur dieſes unmittelbare Wirken ſeit mehr als zweitauſend Jahren, und für die künftigen Jahrtauſende berechnen? Wer aber könnte die Verzwei-

gung ſeines Wirkens durch einen einzigen ſeiner Schüler, durch Plato auf die Neuplatoniker, und durch dieſe auf den endlichen Sieg des Chriſtenthums verfolgen *)?

Wäre eine Berechnung der Wirkung, welche die geiſtige Kraft erzeugt, möglich, und vermöchte der Menſch dieſe Wirkung nach ihrer ganzen Ausdehnung zu überblicken: ſo wäre der Sieg des Guten entſchieden, das Reich des Truges und des Irrwahns wäre vernichtet, und jenes der Wahrheit ſtünde unerſchütterlich feſtgegründet ſelbſt in dieſer Endlichkeit. Ja vermöchten wir auch nur ihre nächſten Verzweigungen zu verfolgen, und anſchaulich zu erkennen: ſo würde jede unedle Begierde ſcheu und ſchamroth in den verſteckteſten Winkel unſers Herzens zurückfliehen, und dieſes von der glühendſten Liebe zur Wahrheit und Tugend erfüllt werden. Allein das Geiſtige kann nur im Geiſte erkannt werden; und mehr als die Idee ſeines endloſen Fortwirkens feſſelt uns die Befriedigung ſinnlicher Anſchaulichkeit. Es iſt uns gleichgültig, ein Samenkorn in die Erde zu ſtreuen, aus dem erſt über unſern Staub ein mächtiger Baum erwachſen, und der ſeine Äſte erſt über unſer Grab verbreiten ſoll. Wir wollen wachſen ſehen, was wir pflanzen, und ſo reichliche Früchte als möglich davon ernten. Darum ſind der Held, der

*) Aus dieſer Reflexion die Folgerung ziehen, der Verfaſſer ſchreibe den Sieg des Chriſtenthums dem Einfluß der ſokratiſchen, oder irgend einer andern philoſophiſchen Schule zu, wäre eine Beſchuldigung, die einzig der Albernheit des Folgernden zur Laſt fiele.

Staatsmann, der Kaufmann, der Baumeiſter uns lieber, als der im Stillen wirkende Weiſe. Wir ſchauen in ſinnlicher Begränzung, was ſie ſchaffen, und in ihrem Wirken die Kraft ſelbſt an; wir ſehen ſie die Früchte ihres Strebens ernten, und der Ernte genießen. Wir berechnen die Kraft allein nach der ſinnlichen Anſchaulichkeit ihrer Äußerung und ihres Erfolges: und beide werden uns leicht zweifelhaft und gleichgültig, wenn ſie uns nicht unmittelbar durch die Sinne verbürgt werden.

Es gibt freilich eine Thätigkeit geiſtiger Kraft, welche kaum den Namen der letzteren verdient; jenes geiſtige Streben nämlich, das nirgends eine Beziehung zum Leben aufſucht, und nirgends mit den höheren Intereſſen deſſelben in Verbindung tritt; dem Gedanke, Wort und Buch nicht des Lebens, ſondern das Leben nur der Bücher und des Bücherſchreibens wegen da zu ſeyn ſcheint.

» Wie ekelt mir nicht vor dieſen papierenen Menſchen! wie engen Sinnes und Herzens ſind ſie nicht! Wenn wir ſie auch leſen: ſo ſcheinen ſie mir dennoch recht erbärmliche Wichte, und ihr Leben wenig mehr, als ein bloßes Schattenleben zu ſeyn. « So viel wenigſtens iſt gewiß, daß ich lieber Rathsdiener in Krähwinkel, als Einer aus dieſer Klaſſe ſeyn möchte.

Freilich:

In der Bürgerwelt iſt Lärm!

Der Flüchtling.

Er erfuhr das. So ſtark war der Lärm, daß jeder Ruf der Menſchlichkeit bei dieſem Geſchrei der wildeſten Leidenſchaften verhallte, wie der letzte Angſtruf des Verſinkenden beim Toſen der Stürme, und dem Gebrauſe der empörten Wogen. Darum meinte er aus dem Lärm ſich hinauszuflüchten. Er willigt ein, ſeine Sänfte zu beſteigen, und nimmt den Weg nach dem Meere zu. Aber ſchon ſind die abgeſchickten Mörder, ein Tribun, dem er das Leben gerettet, geführt von einem Knaben, den er als eine hülfloſe Waiſe zu ſich genommen hatte, ihm auf der Ferſe. Da läßt er halten; er ſtreckt das Haupt aus der Sänfte: und kaum eines Augenblickes bedarf es, ſo verſtummt der Lärm der Bürgerwelt ſeinem Ohre für immer.

Es gibt keine Periode in der Geſchichte, welche ſich mit jener vergleichen ließe, in welcher dieſer Mann wirkte und unterging; ſelbſt nicht das Ende des fünfzehnten, und den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts. Wie wirkſam und mannigfaltig die Impulſe auch waren, die das Leben in dem letzteren erhielt, wie raſch ſie auch nach allen Seiten hin ſich verbreiteten, wie mächtig ſie auch gefühlt wurden, und die Geiſter aufregten, und wie viel Friſches und Kräftiges dieſe Regſamkeit auch hatte: dennoch brachen ſich die Wogen des Lebens nie ſtärker und ſchäumender; nie drängte alle Lebenskraft der Zeit ſich ſo in einem einzigen Punkte zuſammen, und nie kämpften größere Intereſſen, größere Tugenden und Laſter auf einem ſo kleinen Raume, als in der Periode

des Unterganges des römischen Freistaates. Jener Mann aber stand in der Mitte dieser bewegten Welt, als muthiger, und eine zeitlang als glücklicher Vertheidiger dessen, was, damals mindestens, für die gute Sache gelten durfte; als Erhalter der Eintracht, und als die Stütze aller Wohlgesinnten. In dieser schönsten Periode seines Lebens ist es ihm vergönnt, der Retter seines Vaterlandes zu werden, den Dank aller Guten, die Bewunderung seiner Zeitgenossen einzuernten, und sich die sichere Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes bei allen kommenden Geschlechtern zuzueignen. Und wie empfänglich hatte nicht die Natur seine Seele für diese Hoffnung, sein Ohr für die süße Musik verdienten Lobes gebildet! wie Vieles hatte sich nicht vereinigt, was ihm den höchsten Genuß seines Verdienstes und seines Selbstgefühls geben mußte! so daß gewiß nur wenig Sterbliche die Süßigkeit des Ruhmes reichlicher genossen, und das Erhebende desselben lebhafter empfunden haben, als der Retter Roms im Scheitelpunkte seines Kraftgefühls.

Wie, und schon im vierten Jahre nach jenem unvergeßlichen fünften December, an welchem er, und er allein, durch Muth, Entschlossenheit, Klugheit und aufopfernde Vaterlandsliebe die römische Welt gerettet hatte: schon vier Jahre nach jenem Tage, an welchem Verdienst und Glück ihn fast so hoch gehoben hatten, als sie einen Sterblichen heben können, schreibt er an seinen Freund Atticus: »Das Augurat ist das Einzige, womit Jene mich fangen könnten. Da siehst du meine Beständlosigkeit! Doch was sollen mir neue Ehren-

ſtellen: da ich die, welche ich beſitze, gerne ablegen, und mich ganz der Philoſophie ergeben möchte. Denn dieß iſt mein ernſtlicher Entſchluß; und ich wollte, er wäre es vom Anfang her geweſen.« Iſt das bloß eine Blaſe, wie ſie ein ſchnell vorübergehender Mißmuth auftreibt? wie, oder merkte er bereits, wie Alles gehen und ſich geſtalten würde? Was hatte er nun ausgerichtet? War es nicht Eines und Dasſelbe, ob Catilina, oder ſpäterhin Curio und Antonius die Stadt, Italien und alle Provinzen verwüſteten, und erſt Cäſar und dann Octavian den Staat an ſich riß. Vermochte er den Sieg des Schlechten über das Gute, der Gewaltthätigkeit über das Recht, und der Selbſtſucht über die Vaterlandsliebe aufzuhalten? und war es nicht ſein Loos, das herbſte aller Schauſpiele zu ſehen, wie, was er feſt begründet und gebaut zu haben glaubte, ſchnell und unvermeidlich ſich aus den Fugen löſte? Jener fünfte December blieb ihm freilich; und auch, was ſich daran hing, hielt eine Weile vor. Der Bürger einer einfachen Landſtadt behauptet ſich eine zeitlang zwiſchen den beiden Männern, welche ſich den Alleinbeſitz der Welt ſtreitig machen. Jeder von ihnen bewirbt ſich um ſeine Gunſt; jeder ſucht ihn auf ſeine Seite zu ziehen. Er durchſieht und haßt Beide als Feinde des Rechtes, und als Unterdrücker ihrer Mitbürger; aber zahm und willig läßt ſich ſein Scharfſinn von einem achtzehnjährigen Heuchler täuſchen, der ihn zuerſt als Werkzeug ſeiner Abſichten gebraucht, und ihn dann unbedenklich der Rachſucht ſeines Nebenbuhlers und dem Schwerte des Henkers opfert.

Und iſt er es allein, der den Lärm, welchen er in der Bürgerwelt mitmachen geholfen hatte, ſo theuer bezahlen mußte? Alle die ſich als Vorkämpfer auf dieſe ſtürmiſche Bahn gewagt hatten, fielen auf ihr; alle wurden von den wilden Wogen verſchlungen, welche ſie ſelbſt aufgeregt hatten. Der größte unter ihnen, und vielleicht der größte Menſch aller Zeiten, fällt als Opfer der Nemeſis an der Bildſäule des Mannes, den er ſelbſt in den Tod getrieben hat; Brutus verzweifelt in ſeinen letzten Augenblicken an der Tugend; Caſſius ſtürzt ſich in ſein Schwert, Cato reißt ſeine Wunden auf, und Antonius, kräftig und ſchwach wie Wenige, wirft die Herrſchaft über die Erde weg, um im Schooß eines verbuhlten Weibes zu ſterben. Nur der Schleicher Octavian überlebt und beerbt ſie Alle. Ruhig ſtirbt er zu Nola auf ſeinem Bette als Herr der Welt, die Andere ihm in die Taſche geſteckt hatten, und ruft ihr mit dem letzten Athemzuge ſein Plaudite zu, um ſie auch noch im letzten Augenblick ſeines Lebens frech zu verhöhnen, wie er ſie den größten Theil ſeines Lebens hindurch frech betrogen hatte.

Das Fragment.

Iſt es denn zu irgend einer Zeit anders in der Welt hergegangen? Wer ſich immer in den Lärm der Bürgerwelt miſchte, dem zerriß dieſer Lärm die Ohren, und verſcheuchte des Tages die Ruhe aus ſeinem Herzen, des Nachts den Schlummer von ſeinem Lager. Wo ich die Reflexionen des Schullehrers zu Tannenhauſen über die allgemeine Welt-

geſchichte auch immer aufſchlage, finde ich das auf jeder Seite verzeichnet. Warum lebte doch der Edle nicht lange genug, um ſein Werk bis auf die neueſte Zeit fortzuführen, und es dann zum Druck zu befördern. Er würde ein Muſter philoſophiſcher Geſchichtſchreibung geliefert haben. Der Leſer mag nach folgendem Bruchſtücke urtheilen.

» Es iſt gar nicht ohne zureichenden Grund geſchehen, daß die Historici Alexandrum, Philippi von Macedonia Sohn, den Beinahmen des Großen, Magni, gegeben haben; maßen er denſelben vor Vielen Anderen fürtrefflich zu meritiren ſcheinet. Zwar hat es auch ſonſt noch viele Kriegsfürſten und Heerführer gegeben, die faſt eben ſo große Expeditiones und Unternehmungen vollführet haben: allein wenn man auch bedenkt, wie aller dieſer Element, Gloire, Plaisir und Wohlbehaglichkeit darin beſtanden, daß ſie der Welt ihre Kraft ſehen und fühlen ließen, und ihnen ohne ſothanes Gefühl ihrer Kraft das Leben gar kein Leben geſchienen haben würde: ſo kann man ſich darum dennoch einer ganz beſonderen und eminenten Bewunderung für jenen Alexandrum Magnum nicht wohl erwehren. Eine ſolche Bewunderung aber meritirt er ſeines außerordentlichen Ingenii wegen. Da nämlich jede Kraft nur dadurch zum Gefühl ihrer ſelbſt gelangen kann, daß ſie den Widerſtand aufhebt: ſo hatte beſagter Alexander, um zum höchſten und unbeſchränkteſten Gefühl ſeiner Kraft zu gelangen, den ſublimen Einfall, alle Kraft außer ſich — Denk- nämlich und Willenskraft — zu atterriren, zu aboliren und zu annihiliren, und ſomit das erſtaunliche

Geſchäft über ſich zu nehmen, ganz allein für die ganze Welt zu denken und zu wollen: das Vernünftigſte und Beſte nämlich; weßwegen man ſich höchlich verwundern muß, daß es einige Scribenten und Philoſophen gegeben, welche es ihm übel genommen, daß er als ein Gott verehrt ſeyn wollte: da er doch durch jene hohe Geſinnung und Entſchließung die einem Gott zuſtehende Rolle in der That über ſich genommen.«

»Der erſte, an welchem er das Gefühl ſeiner Kraft übte, war der Rex Persiae Darius Codomannus. Dieſer tapfere Herr, weil er eben ſo gut als Alexander einſah, daß ein Leben ohne Gefühl von Kraft gar kein Leben ſey, gedachte jenem gegenüber ſich auch ein wenig von dieſem Gefühl zu retten. Er lieferte ihm alſo zwei Schlachten, wurde aber in beiden überwunden. Nun machte er dem Alexander die vortheilhafteſten Anträge, wie er ſich nämlich des größten Theils ſeines Kraftgefühls zu deſſen Gunſten freiwillig begeben wolle: allein ſie wurden aus oben angeführtem Grunde verworfen. Darius wagte nun eine dritte Schlacht, in welcher er wieder geſchlagen wurde, und kam auf der Flucht durch die Hand eines Verräthers um's Leben. Alexander kam in den letzten Augenblicken des Darius an der Stelle vorüber, wo dieſer verſchied; ſtieg ſogleich vom Pferde, ſchüttelte dem Sterbenden mit ungemeiner Freundlichkeit die Hand, und weinte ſogar eine Thräne über ihn, die es wohl meritirt hätte, mit jenen Thränen, ſo der römiſche Held Scipio über Carthago und Numantia, und Cäſar über Pompeji Leichnam geweint hatten, der Nachwelt aufbewahrt zu werden.«

Jetzt glaubte Alexander seinem Kraftgefühl ein noch weitere Ausdehnung geben, und zu solchem Zwec ganz Asien die Weihe der Unkraft geben zu müssen. E durchzog dieses also bis an die Scheidungslinie der Fluß gebiete des Indus und Ganges, und war eben in Begriffe seine Eroberungen auch auf das jenseitige In dien auszudehnen: als es seinen macedonischen Kriegs knechten ganz unvermuthet einfiel, ihrerseits auch ei wenig ihre Kraft fühlen zu wollen, und sich dahin z expliciren, daß sie gesonnen seyen, keinen Fußbreit wei ter zu gehen. Alexander Magnus vermerkte Sol ches ohne allen Zweifel etwas ungnädig; da er abe vermöge seiner ungemeinen Sagacität dennoch einsah daß seine Kraft, so groß sie auch war, als die eine Einzelnen, gegen die entschlossene Kraftäußerung s Vieler wenig ausrichten würde: so fand er sich in sei nem Gemüthe bewogen, dießmal nachzugeben, und wiede dorthin zurückzugehen, von wannen er gekommen wa

»Als er zu Babylon angelangt war, machte er di größten Pläne, wie er die Unbedingtheit seines Kraftg fühls wieder herstellen, und auch diejenigen Länder un Welttheile, die noch andern Herren unterworfen waren zur Anerkennung desselben bewegen möchte. Es läßt si nicht wohl bezweifeln, daß er dieselben ausgeführt habe würde, wäre er nicht durch einen einzigen, und nicht weniger als außerordentlichen oder ungewöhnlichen Un stand daran verhindert worden. Er nahm nämlich eine Tages eine so starke Portion Weines zu sich — einig Historici behaupten, es sey demselben eine ganz klein aber erkleckliche Portion Gift beigemischt gewesen, — da

er ſie, ſo viel ſein Magen auch ſonſt verdaute, nicht zu vertragen vermochte. Es trat eine Schwäche ein, die ſeine Kraft mit unglaublicher Schnelligkeit herabſpannte, und die bald in eine ſo unbedingte überging, daß der Eroberer von Aſien zuletzt ſo ſchwach und kraftlos da lag, wie die perſiſchen Soldaten und Troßknechte, die er am Granikus und bei Iſſus durch ſeine Mazedonier hatte abſchlachten laſſen, oder wie Darius ſelbſt, über welchen er ſo koſtbare Thränen geweint hatte. Wie groß aber die Verwunderung ſeiner Unterfeldherrn und Kriegsoberſten über ſolch' ein unerwartetes Changement geweſen ſey, mag man daraus abnehmen, daß ſie über daſſelbe und über die Theilung ſeiner Erbſchaft mehrere Tage hindurch ſogar ſeinen armen Leichnam zu begraben vergaßen.«

»Es ſind ziemlich ſtarke Gründe zu der Vermuthung vorhanden, daß jeder von ihnen, ſo wie von den Verwandten des hohen Verſtorbenen, die ganze Erbſchaft deſſelben gerne für ſich allein in Beſitz genommen hätte. Sie waren nämlich faſt durch die Bank Leute von ungemeinem Kraftgefühl: ſo daß man es in den Geſchichtsbüchern jener Zeit nicht ohne einige Commiſeration und Gemüthsbewegung leſen kann, wie es ihnen mit Erweiterung deſſelben gar ſo ſchlecht gelingen wollte. Die Einen nämlich wurden von ihren eigenen Soldaten, die Andern von ihren ehemaligen Freunden und Kampfgenoſſen, und dieſe wieder von Andern erſchlagen, welche ſich ihrerſeits dann wieder von Andern mußten erſchlagen laſſen. Die Wenigen aber, welche dieſem Schickſal entgingen, und eigne Reiche ſtifteten, die ſo lange in voller Kraft blühten, bis ſie von kräf-

tigeren Nachbarn umgeworfen wurden, legten ſich zuletzt ebenfalls hin und ſtarben: ſo daß ſchon nach einem Menſchenalter ſowohl von dem großen Alexandro, ſeinem Stamme und ſeinen Kriegsgenoſſen ſelbſt, als von allen Dem, was ſie kraft ihrer Kraft intentirt und effectuirt hatten, nur ſehr nothdürftliche Spuren übrig geblieben und zu entdecken waren.«

Der dürre Magiſter.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß die meiſten Leſer dem vorſtehenden Fragment einen ſehr geringen Werth beilegen, und daß ſie es vielleicht ſogar platt, für jeden Fall aber unpoetiſch finden werden. Ich im Gegentheile ſchätze das Manuſcript, aus dem ich es gezogen habe, ſehr hoch: einmal ſeines innern Werthes wegen, der mir ſelbſt nicht im geringſten zweifelhaft iſt; und dann als ein Erbſtück von dem dürren Magiſter.

Ich machte ſeine Bekanntſchaft in meinen erſten Univerſitätsjahren auf der k. k. Hofbibliothek, wo er täglich anzutreffen war, und in irgend einem hiſtoriſchen Folianten las. Den Namen des dürren Magiſters aber geb' ich ihm darum, weil er mir einem Magiſter noch am meiſten ähnlich zu ſehen ſchien; weil er ſo dürr und vertrocknet war, daß man ihn zwiſchen den Fingern hätte zu Staub zerreiben können; und weil ich von ſeinem Namen und ſeinen Lebensumſtänden nie mehr erfuhr, als mich die ſinnliche Anſchauung lehrte. Dieſe Anſchauung nun zeigte einen ſpitzigen Kopf, ein paar graue, ſtechende Augen unter ſparſamen Augenbraunen, eine recht impertinent hervorſpringende Habichts-

naſe, und einen etwas ſchiefen Mund. In Betreff der Kleidung hingegen erwies ſich auch die unmittelbare Anſchauung als höchſt unzuverläßig; denn ſie wies nur aus, das dieſelbe verſchoſſen und abgetragen ſey: allein ſelbſt das ſchärfſte Auge würde nicht im Stande geweſen ſeyn, die urſprüngliche Grundfarbe auch nur eines einzigen Kleidungsſtückes mit Sicherheit anzugeben.

Nichts deſto weniger hatte der Mann von allem Anfang her in hohem Grade mein Intereſſe erregt, das durch ſein cyniſches Ausſehen, welches ich wie eine Art von ehrwürdigem Roſt des Alterthums betrachtete, eh' vermehrt als vermindert wurde. Ich hatte damals überhaupt noch eine große Anmuthung zu allen Denjenigen, von welchen ich wußte oder glaubte, daß ſie viel mit bedrucktem Papier verkehrten. Was für ein ausgedehntes Wiſſen mußte dieſer Mann nicht beſitzen! wie förderlich mußte ſein Umgang mir nicht werden! welche Ideen, welche Aufſchlüſſe konnte er mir nicht mittheilen! und wie geſchickt war er allem Vermuthen nach nicht, meine eigenen großen Ideen zu würdigen! War daher der Platz neben ihm am Leſetiſche nicht ſchon beſetzt: ſo beeilte ich mich jederzeit denſelben einzunehmen, und mich ihm durch jede Art kleiner Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten bemerkbar zu machen, wozu ſich nur irgend eine Veranlaſſung bot. Darum war es mir ſehr angenehm, als ich nach einiger Zeit bemerkte, daß er ſeinen Weg immer in die nämliche Vorſtadt nahm, in welcher ich ſelbſt mit meinen Ältern wohnte. Ich ſuchte nun auf ſo gute Art, als es ohne Unbeſcheidenheit nur immer geſchehen konnte, beim Nachhauſegehn eine nähere Be-

kanntſchaft anzuknüpfen: allein meine Bemühun
wollten auch jetzt nicht verfangen. Endlich fügt' es
doch. Ich hatte mir eines Tages den Tacitus ge
laſſen, und wie gewöhnlich meinen Platz neben dem d
ren Magiſter genommen. Nach einer Weile ſtieß ich
eine Stelle, mit der ich nicht fertig zu werden wu
Ich machte eine Geberde, die meinen Verdruß deut
genug ausdrücken mochte. »Wo fehlt's?« fragte n
mein Nebenmann, der mindeſtens immer einen B
in die Bücher warf, welche ich mir geben ließ.
wies auf die fatale Stelle. Ohne weiter etwas zu ſag
ſchlug er mir einige Parallelſtellen auf: ſo daß ich
Stande war, mir ſelbſt zu helfen. Dießmal war
er beim Fortgehen auf mich, und begann ohne weit
Einleitung über die zweifelhafte Stelle ein Examen
mir, deſſen Reſultat es war, daß er mir, als un
Wege ſich ſchieden, ſagte: »Wenn Ihr wollt,« — d
Art uns anzureden behielten wir in der Folge imm
bei: — ſo könnt Ihr mich Nachmittags beſuchen;
wohne in der ſchönen Schäferin.«

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mir die gegeb
Erlaubniß gewiſſenhaft zu Nutzen machte. Eine ha
Stunde mußte ich klingeln, eh' mein Mann öffne
und als er es that, und er mir im Nachtkamiſol entge
trat, bebte ich erſchrocken zurück, denn ich glaubte
leibhafte Tod komme auf mich zu, um mich in der Blü
meiner Jahre wegzuholen. Die Stube, in welche
nun trat, hatte ein nicht minder befremdliches Ausſehe
denn ſie war ſo ſchwarz und räucherig, daß man
leicht für eine Mörderhöhle hätte nehmen können. Au

einem Bett von Tannenholz, einem ungeſchlachten, mit Papieren bedecktem Tiſche, und zwei nicht allzufeſten Stühlen befand ſich auch nicht das Geringſte darin, was einem Meuble ähnlich geſehen hätte.

»Setzt Euch!« ſagte der Hausherr, indem er ſich wieder der Länge nach auf ſeinen Schragen warf, nach einem Stuhle deutete, und von dem zweiten, der die Dienſte eines Nachttiſches verrichtete, und mit einem mächtigen Bierkruge, abgerauchten Pfeifenſtummeln und einigen ſtark zuſammengeleſenen Büchern bedeckt war, einen Tacitus nahm, und ihn mir in die Hand gab. »Nun hebt an, und laßt ſehen wie weit Ihr's gebracht habt.«

Ich gehorchte ohne Widerrede, und habe gewiß keine Urſache, dieſe lange fortgeſetzten Stunden des Unterrichts zu bereuen; ja ich wünſchte den tiefſinnigſten aller Geſchichtſchreiber mit meinem cyniſchen Lehrer heute, wie damals, leſen zu können. Daß ſein Unterricht mich förderte, und daß er meine Ideen über viele Dinge berichtigte und erweiterte, fühlte ich wohl: inzwiſchen fand ſich doch wieder ſo manches dabei, was mir ſehr unbehaglich war. Es verdroß mich nicht nur, daß er meinen eigenen Ideen gar ſo wenig Werth beilegte, und ſie bei jeder Gelegenheit mit kauſtiſchem Witz ſchonungslos angriff: ſondern es kam mir auch vor, als ob er es abſichtlich darauf anlege, allen Enthuſiasmus bei mir zu zerſtören. Überdieß hatte ich es mit ihm auf ganz etwas Anderes abgeſehen gehabt, womit ich mich jetzt nicht recht hervortraute. Ich durfte ihm einige Einſichten in das Weſen der Poeſie zutrauen: denn im

Homer wußte er um jeden Vers Beſcheid, und de
Virgil, den Horaz und den Lucan konnte e
wie ich aus ſeinen häufigen Citationen von Paralle
ſtellen merkte, faſt auswendig. Mir aber lag an nich
mehr, als über meinen poetiſchen Beruf in's Klare
kommen, da mir die Ungewißheit darüber — wie d
bei jungen Leuten, die einen lebhaften Zug zur Poe
empfinden, ſehr oft der Fall iſt — höchſt peinlich wa
Es war freilich etwas gewagt, einem eben ſo gefühl
fleiſchloſen Faun die für jeden Fall noch unreifen Er
linge meiner Muſe preiszugeben: aber ich wußte ſo
durchaus niemanden, an den ich mich in meiner Bedrän
niß hätte wenden können. Ich faßte mir alſo ein
Tages ein Herz, und überreichte ihm, nach ſorgfältig
Auswahl, ein kleines Convolut meiner lyriſchen Ve
ſuche, mit der Bitte, ſie ſtrenge zu durchſehen, und m
ganz unverhohlen ſeine Meinung darüber zu ſagen.

»Aha,« rief er, »kommt Ihr endlich angezoge
Habe das ſchon lange erwartet! Habe es Euch lan
abgemerkt, wo euer Ingenium hinaus will. Verſle
alſo! Gebt nur her. Göthe meint, man ſolle alle Ta
ein gutes Muſikſtück hören, und ein gutes Gedicht
ſen; und da will ich denn jetzt alle Tages eines v
den Eurigen zu mir nehmen.«

Das war nicht ſehr tröſtlich, und ich wünſchte mi
von dem alten Satyr weg — tauſend Meilen we
Ich kam nun, und ging, und kam: wer aber mein
»Verslein,« mit keiner Sylbe erwähnte, war d
dürre Magiſter. Endlich währte es mir zu lange, u
ich fragte ihn eines Tages, mit einer ſo unbefangn

Miene, als ich nur immer aufbringen konnte, ob er sie gelesen habe.

»Hm! Hm! Hm! Hm! Hm!« hob er an, wie er es immer zu machen pflegte, wenn ihn eine Bosheit im Halse würgte; » habe sie gelesen, eure Lyrica. Aber solltet Ihr es bisher im Ernste bei der Bänkelsängerei allein haben bewenden lassen?«

Der böse Geist verführte mich ihm zu gestehen, daß ich auch einige epische und dramatische Gedichte entworfen, doch nur Bruchstücke davon versuchsweise ausgeführt habe.

»Die müßt Ihr mir bringen,« sagte er; denn wie soll ich zum Spruch kommen, ohne die Akten vollständig vor mir zu haben? Bringt sie mir, werther Freund! es soll Euch nicht gereuen; ich hoffe Euch viel Schönes sagen zu können, und es ist mir Ernst damit, Euch nützlich zu werden.«

Auch diese wurden also dem Moloch preisgegeben. Nach einigen Tagen suchte er aus einem offenen Kistchen, das in einem Winkel des Zimmers stand, und noch andere solche Raritäten enthalten mochte, ein staubiges Heft hervor, blies es ein wenig ab, und händigte es mir ein. »Das lest,« sagte er; das wird Euch in's Klare helfen: und wenn Ihr das durchgelesen habt, so werde ich hinreichend im Stande seyn, Euch über Euer Ingenium poeticum die verlangte Auskunft zu geben.«

Es waren die philosophischen Betrachtungen des Schullehrers zu Tannenhausen, aus welchen ich dem Leser oben eine Probe mitgetheilt

habe. War mein Geduldsfaden bisher ſchon mehr als einmal auf dem Punkte geweſen zu reißen: ſo riß er jetzt wirklich. Unverzüglich trug ich ihm des andern Tages ſein Manuſcript wieder zurück, und warf es gleich beim Eintritt mit Verachtung auf den Tiſch. »Wenn Ihr einen Narren braucht,« ſagte ich: ſo weiß ich Euch jemanden, der ſich weit beſſer dazu ſchickt, als ich; nämlich Euch ſelbſt.

»» Wie? Was?«« fuhr er auf.

»Solches abgeſchmacktes, albernes Zeug,« fuhr ich fort,« iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen, und man muß wenigſtens halb verrückt ſeyn, um dergleichen zu ſchreiben, oder ſich den ſchalen Spaß zu machen, einen Andern damit anführen zu wollen.«

»Wie?« rief er mit dem höchſten Ingrimm; »wie? höre ich recht? tolles Zeug? abgeſchmackt? Ihr mögt wohl ſelbſt toll geworden ſeyn, mein allervortrefflichſter Freund! Iſt es möglich, daß ihr von Poeſie könnt reden wollen, und die erhabenſte Poeſie auf ſo grobe Weiſe mißkennet. Da! da! ſeht einmal her! Stellen wie dieſe, und dieſe, und dieſe!« — Er nahm das Manuſcript und blätterte haſtig bald vorwärts, bald rückwärts darin herum, indem er die ausgehobenen Stellen mit der größten Anſtrengung ſeiner heiſeren, mißtönenden Stimme pathetiſch herdeclamirte. — »Er war ein ungemein kräftiger Herr, ſo daß man ſich billig wundern muß, wie er mit ſeiner Kraft ſo gar nichts ausrichtete. — Er war ein Herr von ganz extraordinairer Kraft und Einſicht, welcher der Welt mit ſo glücklichem Succeß von der einen Seite in den Sattel half, daß

es ein billiges Erſtaunen erregt, wie ſie von der andern gar ſo geſchwind wieder herabfallen konnte.« — Und hier: »Als dieſer fürtreffliche Herr nun ſah, daß alle ſeine Kraftanſtrengungen nicht hinreichten, ſeiner tollgewordenen Zeit auch nur einen Gran geſunder Vernunft mit efficacem Erfolge beizubringen: ſo wurde er zuletzt verdrießlich darüber, und legte ſich hin, und ſtarb.« — Und hier das Non plus ultra alles Erhabenen! »Er war ein ganz fürtrefflicher Herr, der ſich der Schurken mit unglaublicher Kraft und Geſchicklichkeit erwehrte: aber zuletzt kriegten ſie ihn dennoch unter.« — Und das nennt ihr abgeſchmacktes Zeug! Wollt Ihr nicht ſo gut ſeyn, allerwertheſter Freund! Eure Epica, Dramatica und Lyrica geſchwindmöglichſt zuſammen zu packen, und Euch damit zum Henker zu ſcheren? und wollt Ihr mir nicht den Gefallen thun, es mir mindeſtens aus purer Höflichkeit zu glauben, daß Ihr nicht mehr poetiſchen Sinn, und ſelbſt nicht mehr geſunden Verſtand habt, als ein unreifer Kürbis?

»Schweigt,« ſagte er mit ſtrengem Blick und Tone, als er ſah, daß ich aufgebracht ihm antworten wollte; »ſchweigt, Ihr ſeyd es, der Unrecht hat. Ihr habt mich durch Eure Papiere da verführt, euch zuzutrauen, was ich Euch eben abgeſprochen habe: und es iſt mir ärgerlich, mich in ſo weit in Euch geirrt zu haben, daß Ihr gar nicht einmal zu begreifen vermögt, wo Ihr die wahre Poeſie zu ſuchen haben könntet.«

»»Von mir,«« erwiederte ich, »»ſoll hier nicht die Rede ſeyn. Ich habe immer an meinem poetiſchen Berufe gezweifelt; und weil ich beſcheiden zweifelnd, und

nicht mit dummdreiſter Zuverſicht Euch nahte: ſo hätte Ihr Euch bei dieſer Veranlaſſung weniger roh und ungeſchliffen zeigen ſollen, als Ihr es gethan habt. Übrigens weiß ich recht wohl, daß wir die wahre Poeſie nur in unſerer eigenen Bruſt finden können.«

»In unſerm eignen Schmerz, meint Ihr?« ſagte er mit plötzlich geſunkener Stimme. Die Antwort läßt ſich hören,« fuhr er fort, »und ſieht ziemlich vernünftig aus:

Steht aber dennoch ſchief darum.
Denn was kann
— ſolcher Miſere
— wie Ihr, mein Goldſohn, und ich, meine ich —
Großes begegnen, was kann Großes durch ſie denn geſtehen

Freilich gehen dem, der nur Groſchen in der Taſche hat, dieſe ſo nahe, als einem Andern die Hunderte oder Tauſende, um die er zum Bettler wird. Aber tretet hin an den Spieltiſch, laßt mir alle Eure poetiſchen Grillen zu Hauſe, und gebt mir, die Rechentafel in der Hand, recht proſaiſch darauf Acht, wie das Leben mit dieſen Ponteurs ſpielt; wie Keiner darunter iſt, der nicht, im Bewußtſeyn ſeines Reichthums, demſelben trotzig ſein Va banque! zuriefe; wie jeder Summe auf Summe ſetzt, und verliert, was er beſeſſen oder gewonnen; wie er neue Summen aufbringt, und ſie wieder verliert, und immer wieder verliert, wenn er jetzt und jetzt die Bank zu ſprengen glaubt; und wie, wenn er ſo glücklich iſt, beim Ende des Spiels einen kleinen Gewinn vor ſich gebracht zu haben: wie der, eh' man eine Hand umkehrt, ſich verzettelt, verſinkert, ſich verläuft, und

zu gar nichts wird. Es iſt etwas Proſaiſches
ne ſolche Berechnung, werdet Ihr ſagen. Darin
Ihr freilich Recht; aber dennoch iſt ſie das einzige
l, um zum Heiligthum der wahren Poeſie zu ge-
i. Denn über dem Grabe des Vertrauens auf
ſänglichkeit menſchlicher Kraft baut ſie aus Trüm-
ihren Tempel auf, deſſen Dom der Himmel iſt,
uf deſſen Altar nur Opfer der reinſten und heilig-
Demuth brennen. In der Thräne und in den
inſchungen, mit welchen Hannibal von den Ge-
Italiens ſich losreißt; in dem letzten Röcheln,
lchem Cäſar an der Bildſäule des Pompejus
kt; in den letzten Worten des Brutus, und in
anders vergeſſener Leiche liegt mehr Poeſie, als
em, was ſie Großes gethan und ausgeführt haben.
Schmerz allein iſt poetiſch; die Freude wird es
rt, wo ſie an den Schmerz gränzt, weil ſie ihren
ſtand nicht ganz zu umfaſſen vermag, und eben
: wieder einen Beigeſchmack von Schmerz annimmt.
öchſte Schmerz aber liegt in der Vernichtung der
n Kraft. Darum kann der Dichter nur durch
fachſte, ſchlichteſte Proſa der Geſchichte zur Poeſie
en, und der Schmerz, welchen das Leben ihm
bereitet, kann nur durch jene Gehalt und Beden-
und nur dadurch eine poetiſche Geſtalt gewinnen.
egen, mein allervortrefflichſter Freund, habe ich
o eſelhaft zu der Sottiſe verleiten laſſen, Euch
te Hefte meines ſeligen Lehrers und Freundes in
inde zu geben: da ich doch billig hätte bedenken
, wie viel weit mehr Luſt und Drang in Euch

Luft ſo erquickend durch die Fenſter hereinſtreicht, un die Sonne ſo mild auf die Gärten ſcheint, in dene ſie da unten luſtig kegeln: ich fühle es in dieſer Stun recht lebhaft, daß meine Mühe nicht vergebens geweſ iſt. Darum, werther Freund: ſo ſehr es mich freu daß Ihr meiner nicht vergeſſen habt, laßt mich hen die Erinnerung an meinen Schmerz mit ſtiller Freu für mich allein genießen. Beſucht mich morgen wiede und wenn ich dann noch etwas Athem übrig habe: will ich gerne ein Stück davon an Euch wenden.«

Ich eilte des andern Morgens, ſo frühe es m möglich war, zu ihm. Er hatte keinen Athem me übrig. Friede ſey mit ſeiner Aſche!—

Poeſie und Proſa.

So werth mir ſonſt die Erinnerung an den dürr Magiſter auch zu ſeyn pflegt: ſo kam ſie mir dießm doch ein wenig ungelegen. Sie war ein Windſtoß, d mein ganzes Reſultat über den Haufen zu werfen droh »Wie kann das Leben im Gefühl der Kraft beſtehen, fragte ich mich, »wenn dieſe ihrer ſelbſt nirgends ſich iſt? Worin anders beſteht die geiſtige Kraft, als dari daß ſie eine beſtimmte Wirkung hervorbringt, wel ſie mit Selbſtbewußtſeyn ſich zum Ziele gewählt ha Und wenn ſie das nicht vermag, hört ſie dann ni auf Kraft zu ſeyn, und wird ſie dann nicht zur we ren Unkraft?«

»Es gibt kein anderes Wort in der Sprache, dem eine ſolche Zauberkraft ſteckte, als in dem Wort Ich will. Dem willenloſenſten Gecken im letzten Si

dium der geiſtigen und ſittlichen Schwindſucht wachſen einige Zolle zu, ſobald er es nur irgend einmal denkt oder ausſpricht; und beſitzt er auch nur etwas Phantaſie, um ſich das, was er will, ein wenig aufzupinſeln: ſo wird er durch die Zauberkraft dieſes Wortes auf der Stelle zum Achill, zum Alcibiades, oder zum Plato, je nachdem er ſich's vorgenommen hat, Städte, Weiberherzen, oder das Reich der Wahrheit zu erobern.«

»Freilich, das iſt Pinſelei, Geckerei. Wohl ſo ſagt, denn Ihr, die ihr keine Gecken und keine Pinſel ſeyd, und die ihr doch in ſo herrlichen Tiraden von der Kraft des Menſchen zu ſprechen und zu ſchreiben wißt: ſo ſagt denn ihr, wo ihr eure hohe Vorſtellung davon her habt. Aus dem Bewußtſeyn eurer eignen Kraft? Es wäre eben ſo unbillig, als unartig, zu bezweifeln, daß ihr in einem ganz vorzüglichen Grade damit begabt ſeyd. Nur Kraft vermag die Kraft zu erkennen und zu ſchätzen. Ich fühle mich ſogar in meinem Gewiſſen verpflichtet anzunehmen, daß euer Kraftgefühl durchaus ein gediegenes, und als ein ſolches mit jener Beſonnenheit verbunden ſey, deren es nicht ermangeln darf, wenn es ſich ſelbſt nicht überſchätzen, und ſein Vermögen richtig berechnen ſoll. Aber ſeyd nun auch Ihr, eurerſeits, ſo ehrlich, und geſteht, wie weit ihr mit eurer Kraft gereicht habt. Ich zweifle nicht, ihr habt etwas damit ausgerichtet; vermuthlich ſogar viel: aber doch immer weniger, glaube ich, als ihr ausrichten wolltet, und nach der Berechnung eurer Kraft — einer richtigen und beſonnenen, wie ich zum vorhinein angenommen habe — auszurichten erwartet habt, und vielleicht ſogar erwarten durftet.

Für euch habt ihr eure Kraft verwendet oder für Andere; euer Glück habt ihr zu fördern gesucht, oder das Glück Anderer. Ich will nicht fragen: Seyd ihr glücklich? oder: Findet ihr euch durch das, was ihr errungen habt, befriedigt? Auch das will ich nicht fragen, wie viel das Errungene euch gekostet habe, und wie vielfach es euch verkümmert worden sey. Ihr könntet sagen, diese Fragen gehörten nicht hierher. Aber was ihr errungen und erreicht habt: hat es sich euch nicht unter den Händen ganz anders gestaltet, als ihr durch eure Kraft es zu gestalten dachtet? haben eurer Kraft nicht tausend unberechnete und nach ihrer Verzweigung unberechenbare Kräfte entgegengewirkt? und werdet ihr, wenn ihr wirklich an's Ziel gekommen seyd, nicht mindestens eingestehen, daß tausend und tausend andere, außer aller Berechnung liegende Umstände auf den Erfolg eurer Anstrengungen einwirken konnten, wovon der unbedeutendste nach tausend Verknüpfungen bedeutend genug werden konnte, um alle eure Kraft zur Unkraft zu machen. Und wenn es einem von euch gelang, das Ziel zu erreichen: wie Vielen mißlang es nicht, die mit gleichen, oder größeren Kräften nach demselben Ziele strebten? —

Ihr seyd ganz vortreffliche Leute. Ihr seyd eben so bescheiden, als ihr kraftvoll und besonnen seyd. »Nicht an uns,« sagt ihr, »denken wir bei unsern wohlgedrechselten Tiraden: sondern an jene Heroen der Menschheit, die das Außerordentliche vollbracht, die ihrem Jahrhundert den Stempel ihres Genius aufgedrückt, und nicht bloß für Jahrhunderte, sondern für alle Jahr-

tauſende den Dank, wie die Bewunderung der Nachwelt verdient haben. «

» Gnaffe! che bel periodo rotondo!

Aber gewiß werdet ihr nichts dagegen haben — denn ihr ſeyd eben ſo billige, als kräftige, beſcheidene und beſonnene Leute — daß ich mir die ganze Periode ein wenig näher beſehe. Unter dem Ausdruck: Heros, verſteht ihr wohl, wie der Häſcher in Immermann's: Edwin unter Ideal, etwas ganz Enormes: alſo eine ganz enorme Kraft. Aber ich kann nicht einſehen, daß euer Heros mit ſeiner enormen Kraft ſehr tröſtlich wäre. Es iſt eben nichts Erfreuliches, einen Rieſen ſeine Beine hoch aufheben, und ihn doch nur um die Breite eines Strohhalms weiter rücken zu ſehen. Ihr findet die Vergleichung unrichtig — das Schlimmſte, was man von einer Vergleichung ſagen kann; und für alle nachtheilige Prädicate, welche ihr derſelben ſonſt noch geben wollt, ſetze ich eigens ein halbes Dutzend Pauſen her — — — — — —: mir jedoch ſcheint ſie im Gegentheile ſehr richtig zu ſeyn. Wir wollen uns verſtändigen. Wir ſind, hoffe ich, einig darüber, daß wir jeder geiſtigen Kraft nur das zurechnen dürfen, was ſie mit Selbſtbewußtſeyn eines beſtimmten Zweckes, und nach einer beſtimmten Abſicht wirkt; und ſind wir darüber einig: ſo darf ich die Berechnung in jedem einzelnen Falle ganz unbedenklich eurer Billigkeit und euren hiſtoriſchen Einſichten überlaſſen; denn ich brauche nicht zu fürchten, daß ihr die bloßen quantitativen Erſchütterungen, welche einige eurer Heroen hervorgebracht

oder veranlaßt haben, mir als Produkte einer ihr[illegible] ſelbſt und ihrer Zwecke ſich bewußten Kraft anſeh[illegible] oder läugnen werdet, daß in den meiſten Fällen d[illegible] Wirkung eine ganz andere geweſen ſey, als die Kra[illegible] jener Heroen ſie beabſichtiget hatte.

» Ditto iſt es eine ungemein ſchöne Redensart: de[illegible] Zeit das Gepräge ſeines Geiſtes aufdrücken; eine gan[illegible] außerordentlich anſprechende Redensart! Man fühlt ſi[illegible] ſo leicht um einige Zolle höher dabei: denn man denk[illegible] ſo leicht dabei, wie man ſo leicht der Zeit das Gepräg[illegible] ſeines eignen Geiſtes aufdrücken, und zu ihr ſagen[illegible] würde: » So ſollſt du ausſehen; « wenn man nur — — an den Prägſtock gelangen könnte. Nun wir können nicht Alle auf der höchſten Stufe, nicht Alle am Prägſtocke ſtehen. — » Auch Menſchen von niedrigſtem Stande haben eine ungeheure Wirkung auf ihre Zeit hervorgebracht, wenn ſie, mit einer hohen Geiſteskraft und mit einem feſten Willen ausgerüſtet, die Bedürfniſſe und die Intereſſen derſelben richtig erkannt hatten. « —

Wenn die Zeit für ihre Ideen und Entwürfe vollkommen reif war, ſetzt hinzu; oder beſſer: wenn ihre Ideen und Entwürfe in der Zeit ſelbſt ſchon gereift waren, und die Frucht nur des Mannes harrte, der ſie vom Baume ſchüttelte: denn ſonſt ſah es ſehr mißlich um die Kraft jener Menſchen aus; niemand begriff ſie, niemand verband ſich ihnen, und ſie wanderten ſtatt an den Prägſtock ins Tollhaus, zum Scheiterhaufen, oder an den Pranger. Aber nennt mir einen einzigen von jenen Heroen, die, wie ihr ſagt, ihrer Zeit ihr Gepräge aufdrückten — der Weg zum Präg-

ſtocke mag ihm nun durch die Geburt offen geſtanden, oder er mag ſich ihn auf was immer für eine Art geöffnet haben — der das Ziel, nach welchem er ſtrebte, wenn er es auch erreichte, beim Beginn, ſo wie er es erreichte, erkannt, und es ſich gewählt hatte; der nicht einen andern Weg gehen wollte, als der, auf welchen er gedrängt, geſtoßen, verſchlagen, fortgeriſſen wurde; und der, wenn er am Ziele ſtand, ſich ſagen durfte: »Es iſt geworden, wie ich es mir vorgeſetzt; es hat ſich geſtaltet, wie ich es gedacht hatte; ich habe die Räder dieſer Maſchine geſtellt: und ſie werden laufen — » Wie lange? Ein Jahrhundert? ein Jahrzehend? ein Jahr? einen Monat? eine Woche? einen Tag? Es iſt keine lange Zeit um einen Tag; er hat vier und zwanzig Stunden: und jede Minute iſt hinreichend, daß eine mächtigere Hand, als die eurige, in das künſtliche Räderwerk eurer Maſchine haue, wie das Beil der zerſtörungsſüchtigen Arbeiter in die Maſchinen zu Birmingham oder Liverpool.«

»Dem Geiſte wollt ihr euer Gepräge aufdrücken. Wie werdet ihr das nur anfangen. Verſucht es doch mit einer einzigen Idee, bei eurer Frau, euern Kindern, euerm Vorgeſetzten, euern Untergebnen, euerm Knecht, eurer Magd, oder bei wem ihr immer wollt. Wenn ihr eure Idee in die fremde Seele hineinlegen könnt, wie ein Stück Käſe in eine leere Schublade, die ihr dann verſchließt: ſo mag es gut ſeyn; liegt aber nur noch eine einzige andere Vorſtellung, Empfindung ꝛc. in ihr, mit der jene Idee ſich verbinden kann: ſo geſteht ein, ihr wißt, was ihr hineingelegt habt, aber

nicht, was in der nächſten Stunde daraus zum Vorſchein kommen wird.

Noch will ich ein Wort über eure letzte Phraſe ſagen; ich meine die von den Wohlthätern des menſchlichen Geſchlechtes. Sie iſt bei weitem die hohlſte. Wir wollen die Heroen dießmal ganz bei Seite laſſen, und nur von ſo kleinen Leuten reden, wie wir ſelbſt ſind. Ihr liebt und haßt. Dem Freunde wollt ihr nützen, dem Feinde ſchaden. Nach was berechnet ihr nun euern Haß und eure Liebe? Nach ihrer nächſten, unmittelbaren Wirkung. Das Üble aber, was ihr euerm Feinde zufügt, hindert vielleicht ein weit größeres, das ihn ohne euern Haß getroffen haben würde: und das Gute, was ihr ihm bereitet, beraubt ihn vielleicht eines weit größeren Glückes, oder wird die Quelle ſeines Unglücks. Vielleicht ſage ich. Inzwiſchen werdet ihr dieſes Vielleicht gelten laſſen müſſen, wenn ihr auch nur daran denkt, daß jede Berechnung der Verkettung äußerer Ereigniſſe durchaus außer euerm Bereiche liege. Aber wie ſchwer meint ihr wohl falle dieſes Vielleicht ins Gewicht, wenn ihr das noch weit entſchiednere Unvermögen bedenkt, den Geiſt des Menſchen, die Wechſelwirkung, und Verkettung ſeiner Vorſtellungen und Empfindungen, einer Berechnung zu unterwerfen? Ihr werdet mir doch eure pſychologiſche Weisheit nicht zu einem Preiſe verkaufen wollen, um welchen ich ſie unmöglich nehmen könnte; eine ſo hohe Meinung ich auch billiger Weiſe davon hege.«

»Ihr werdet mir vielleicht den Vorwurf machen, meine Forderung an die menſchliche Kraft gehe über die

Schranken hinaus, welche ihr geſetzt ſeyen, und jene ſey daher verwerflich von vorne herein. Allein bei eurer ſonſtigen Weisheit ſolltet ihr billig bedenken, daß man niemand, ohne guten Grund zu haben, eine Ungereimtheit aufbürden müſſe; am wenigſten, wenn man ſelbſt dadurch eine Ungereimtheit begeht. Es fällt mir nicht ein, von der menſchlichen Kraft zu fordern, daß ſie mehr leiſte, oder leiſten könne, als wirklich der Fall iſt; ich nehme ſie nur, wie ſie iſt.«

»Aber das werdet ihr ſagen, daß meine Anſicht eine ſehr proſaiſche iſt. Höchſt proſaiſch iſt ſie; denn ſie hängt Blei an jeden Fittich der Begeiſterung, und zieht dieſe herab zur niedern Erde, auf der wir zu Hauſe ſind. Ihr habt Recht; dürftig und kahl, und glanz- und farbenlos iſt das Leben ohne Poeſie, und die Poeſie ohne Begeiſterung. Aber wenn eben dieſe die höchſte Kraft der Seele iſt: ſo iſt es nur um ſo gewiſſer, daß es um alle Poeſie des Lebens, wenn das Leben Gefühl der Kraft ſeyn ſoll, ſehr mißlich ſteht. Denn obwohl die Poeſie ſich rühmt göttlichen Urſprungs zu ſeyn: ſo behält die Proſa, und zwar die allertrockenſte, ſo lang es ſich nicht um bloße Floskeln und Phraſen handelt, dennoch überall auf das entſchiedenſte Recht gegen ſie. Wie reizend und erhaben die Melodien auch klingen mögen, welche jene anſtimmt: dieſe überſchreit ſie mit ihren gellenden Mißtönen; wie prächtig jene die Farben auch miſche: dieſe breitet ihren grauen Flor über das ſchimmernde Gemälde; und wie ſtolz und herrlich jene auch baue; dieſe wirft Alles in verworrene Trümmer.«

»Er, er hatte ſich den Tempel ſeiner Lebenspoeſie

über Trümmern aufgebaut. Ich wollte er hätte, als ich ihn zum letzten Mal sah, Athem genug übrig gehabt, mich das Kunststück zu lehren!«

Die Gebrüder Philostorgius.

Man würde mir Unrecht thun, wenn man mich einer ungebührlichen Freude über den offenbaren Sieg beschuldigte, welche ich über meine Gegner erhalten hatte. Man spricht sich aus einer Ansicht heraus, wie man sich in eine Ansicht hineinspricht. Das Erstere war hier mein Fall. Ich hatte mich sehr unzeitig und unbesonnen aus meiner früheren Ansicht heraus, und damit um mein ganzes Resultat und meine Definition gesprochen. Ein trauriger Gewinn für meine Indolenz! Wenn das Leben nicht Gefühl der Kraft ist, was ist es denn? — Ich wußte keine Antwort darauf zu finden. »Etwas muß es doch seyn,« sagte ich zu mir selbst; »und da du Anspruch daran machst, wirklich zu leben: so solltest du wissen was es ist; und weil man, wie Hauptmann Belling behauptet, von einer Sache keinen klaren Begriff hat, die man nicht definiren kann, es auch definiren können. Ach, der Hauptmann Belling! Dem bin ich seine Definition von Zeit auch noch schuldig. Ich wollte man bekäme die Definitionen zu kaufen, wie die Sackkalender.«

In dieser Stimmung kam es mir nicht ungelegen, daß ich von meinem Freunde Thomas Philostorgius, wohlbestalltem Justizbeamten zu **, die dringende Einladung erhielt, in den nahen Osterferien endlich einmal Wort zu halten, und ihn und seine Brüder

zu beſuchen. »Ich wüßte nichts,« ſagte ich nach kurzer Überlegung zu mir ſelbſt, »was mich ſchneller aus allen meinen Grübeleien herausreißen könnte, als eine Gebirgsreiſe.« Und ſomit fertigte ich den Boten ab, und verſprach zu kommen.

Die Gebrüder Philoſtorgius ſind meine ſehr werthen Freunde ſeit den Univerſitätsjahren her. Ich hatte zuerſt mit Thomas Philoſtorgius Bekanntſchaft gemacht, und unſre gemeinſchaftliche Liebe zur Poeſie war das Band, welches uns zuſammenknüpfte. Ich ſelbſt hielt zwar mit meinen poetiſchen Entwürfen und Erzeugniſſen ſorgfältig hinter dem Berge: er aber, die Bruſt voll hohen Selbſtgefühls und edler Zuverſicht, glaubte ſchon damals ſein Licht kecklich auf den Scheffel ſtellen zu dürfen, und ſprach ungeſcheut aus, wie hoch er es künftig noch aufzuſtecken gedenke. Auch hat es wohl noch nie einen tragiſchen Dichter gegeben, der an Muth, ſich an das Schwerſte zu wagen, ihn übertroffen hätte. Es gab durchaus keinen Stoff, vor dem, wenn er nur irgend ein Quentchen Unheil enthielt, ſeine Unerſchrockenheit ſich geſcheut, und den er nicht binnen vier und zwanzig Stunden zurecht geknetet hätte. Mir fiel damals Feßlers Abälard in die Hände, der eben herauskam. Hier glaubte ich denn einmal eine Nuß gefunden zu haben, welche die Zähne meines Tragöden würden unaufgeknackt laſſen müſſen. Aber er knirſchte ſie zuſammen, als wäre ſie von Tragant geweſen. »Unheil und Jammer,« rief er; »und folglich eine Tragödie!« Nach drei Wochen war das Stück fertig, und an den damaligen Beſitzer

des Joſephſtädter Theaters abgegeben. Als Freund Thomas hinging, um ſich ſeinen Beſcheid zu holen, begleitete ich ihn. Meyer empfing uns ſehr gut. »Hören Sie,« ſagte er zu dem Dichter, »mir iſt unendlich leid, daß ich von ihrem Stücke keinen Gebrauch machen kann. Es würde ganz gewiß ein volles Haus machen. Allein ich kann es nicht wagen, und es ginge gewiß nicht.« Herr Thomas wollte Einiges einwenden. »Es geht nicht,« fuhr Meyer eifrig fort; »Sie, theurer Freund, haben das Ihrige gethan, und es war ein vortrefflicher Gedanke, daß Sie das Ganze ſo ernſthaft gehalten haben. Aber, wie geſagt, es geht nicht; — die Cenſur, der Anſtand. Beglücken Sie mich ja bald mit einem andern Stücke; Sie haben ein brillantes Talent für die Poſſe.« Das Übrige darf ich unerzählt laſſen.

Eine weit unpoetiſchere Natur war der zweite Bruder Gottfried; der ſehr fleißig Medizin ſtudierte, und ſich in Thomas Nähe als praktiſcher Arzt niedergelaſſen hatte. Wie wenig Poeſie in ihm lag, mag man daraus abnehmen, daß er ſeinem Bruder in allem Ernſt vorſchlug, eine Lungenſüchtige, die er auf dem Clinicum behandelte, zur Heldin eines Trauerſpiels zu machen; ein Vorſchlag, den Herr Thomas fallen ließ: vermuthlich darum, weil er die Aufgabe zu wenig halsbrecheriſch fand, obwohl ein namhafter neuerer Dichter über einem ſolchen aſtheniſchen Motive wirklich den Hals gebrochen hat.

Der dritte Bruder, der Jonas hieß, hatte ſich zwar eine höchſt poetiſche Lebensbeſtimmung gewählt —

denn welche andere könnte poetiſcher ſeyn, als die Landwirthſchaft — allein er hatte ſie aus einem ſehr unpoetiſchen Geſichtspunkte aufgefaßt. Ein Genie war er eben ſo gut, wie Bruder Thomas; aber kein poetiſches, ſondern ein merkantiliſches. Mit der ganzen Univerſität ſtand er in Tauſch- und Geldverkehr, und ſeine Stube glich einer vollkommenen Trödelbude. Er kaufte Alles, und wußte Alles zu verkaufen, wobei er, wie Manche behaupteten, nicht immer am allerehrlichſten zu Werke ging. Mich ſelbſt hat er nur einmal angeführt, und ich mache mir daher ein Gewiſſen daraus, jenem Gerüchte Glauben beizumeſſen. Auch hab ich es ihm redlich zurückbezahlt. Von zwanzig angefangenen Tragödien hatte Thomas eben die erſte vollendet, welche der k. k. Hoftheater-Direction angeboten werden ſollte. Wie jeder junge Dichter, hoffte auch er durch die Geburten ſeines Geiſtes ein reicher Mann zu werden, und ſprach davon öfters gegen mich und ſeine Brüder. Jonas, der ſich um Alles, was nicht unzweideutige Procente abwarf, ſehr wenig kümmerte, machte dann meiſtens ein ſehr ſkeptiſches Geſicht, und ſchien auf die ſanguiniſchen Hoffnungen ſeines Bruders wenig Vertrauen zu ſetzen. Allein jetzt wußte ich ihm von dem Werthe des neuen Trauerſpiels, und von dem Glück, welches dasſelbe machen würde, ſo viel vorzuſchwindeln, daß er in der Erwartung eines reichen Ehrenſoldes, jenes Meiſterſtück dem Verfaſſer, der eben ſehr nothwendig Geld brauchte, für den Spottpreis von ſiebzig Gulden abhandelte, und ſogar zwei Drittheile des Kaufpreiſes auf der Stelle erlegte; eine Über-

eilung, die er zu ſeiner höchſten Verzweiflung mit nich[illegible] weniger, als mit dem Verluſte von ſechs und vierzi[illegible] Gulden und vierzig Kreuzern büßen mußte. Übrigen[illegible] war er, außer dem Handelsverkehr, äußerſt rechtlich[illegible] und gutmüthig: und da auch er mich ſchon mehr, al[illegible] einmal auf ſeinen Freihof eingeladen hatte: ſo durft[illegible] ich nicht zweifeln, daß er meine Verführungskünſte und[illegible] den dadurch erlittenen Schaden bereits vergeſſen haben[illegible] würde.

Reflexionen.

Es iſt Schade, daß ich meine guten Vorſätze ſo[illegible] ſelten halte; ſie ſind oft die vernünftigſten von der Welt. So hatte ich mir feſt vorgenommen, auf meinem Ausfluge, um mir ihn nicht zu verderben, mich alles Grübelns zu enthalten: und ſo lange ich auf der herrlichen Straße an dem rauſchenden, mit Platanen und Rüſtern beſäumten Weitenbache[illegible] und dann hinter Leiben in einer langen Allee von blühenden Äpfelbäumen dahin fuhr, hielt ich meinen Vorſatz auch wirklich auf das getreueſte. Als aber jetzt der Weg ſchlechter wurde, der Wagen alle Augenblicke über eine Baumwurzel kollerte, und ich von einer Seite auf die andere flog: ſo war es bald um die unbefangne Stimmung geſchehen, in der ich mich eben erſt ſo behaglich befunden hatte. Gutwillig gab ich mich zwar dem böſen Feinde gerade nicht hin; allein als er mich einmal bei einem Haare gefaßt hatte: ſo war ich bald ganz in ſeiner Gewalt. Die Gelegenheit aber, mich zu faſſen, waren die Baumwurzeln, oder vielmehr die Stöße, welche ſie verurſachten. »Dieſe

Baumwurzeln,« ſagte ich zu mir ſelbſt; »hätte mein theurer Freund Thomas ſchon lange ſollen ausgraben laſſen: denn er kann bei ſeinen poetiſchen Spaziergängen leicht einmal darüber ſtolpern, und ſich die Hirnſchale einſchlagen?« Das war nicht viel; aber der Teufel weiß immer aus wenig viel zu machen. Er raunte mir die Frage zu: ob Herr Thomas wohl noch immer fortfahre, Tragödien zu ſchreiben, die kein Buchhändler verlegen, und keine Direktion aufführen möge; beantwortete ſie mir gleich darauf mit einem: »Zweifelsohne;« und fragte mich nun, als er mich einmal ſo weit hatte, ganz keck: ob ſich denn wohl von Herrn Thomas ſagen laſſe, daß er lebe.

So ſah ich mich denn gerade auf dem Punkte, von welchem ich ausgegangen war. Dorat und mein werther Freund Herr Thomas. Ja, ich war offenbar jetzt noch ſchlimmer daran. Denn damals hatte ich doch gehofft, zu einem ſichern Reſultat zu gelangen: jetzt — So blieb mir denn nichts Anderes übrig, als das letzte Mittel, welches ich ſonſt immer anzuwenden pflege, wenn ich mich in irgend eine Frage zu tief eingelaſſen habe, und dennoch nicht damit zurecht kommen kann. In dieſem Falle faſſe ich dann das zuletzt gewonnene Reſultat mit Klauen und Zähnen, und ſage zu mir ſelbſt mit der entſchiedenſten Verſtocktheit: »Es iſt ſo!« Manchmal ſetze ich noch hinzu: »trotz Allem, was man dagegen aufbringen könnte;« oder ich rücke dieß und jenes noch ein wenig zurecht; ſage: »So iſt Alles in der ſchönſten Ordnung;« und mein philoſophiſches Gewiſſen legt ſich dann meiſtens zur Ruhe.

Auf ſolche Weiſe verfuhr ich denn auch dießmal. »Es iſt ſo!« ſagte ich entſchloſſen zu mir ſelbſt; »es iſt ſo; trotz Allem, was man dagegen einwenden könnte, und was ich ſelbſt mir dagegen eingewendet habe. Leben iſt Kraftgefühl, und der phyſiſche, wie der moraliſche Tod fängt dort an, wo dieſes aufhört. Was ſollte es auch Anderes ſeyn? Wenn ich dieſes Reſultat aufgebe: ſo habe ich gar keines. Gewiß iſt es alſo ſo, wie ich eben geſagt habe, was man auch immer dagegen einwenden möchte. Nur habe ich die ganze Sache anfangs ein wenig zu abſtract genommen. Da erſcheint denn die menſchliche Kraft freilich durchaus als Unkraft: weil überall eine mindeſtens möglich Gegenwirkung ſie lähmen oder aufheben kann; und ſie daher nie ſicher iſt, ihr Ziel zu erreichen. Aber nicht in die luftigen Regionen der Speculation hätte ich mich verlieren, auf der feſten, vielbetretnen Erde hätte ich bleiben ſollen. Es würde ſich mir früher gezeigt haben, was mir jetzt auf einmal klar wird, daß der Menſch durch ſeine Kraft, wenn gleich nicht Alles, was er will, doch Vieles auszurichten vermöge; und wenn gleich nicht ſo, wie er will, doch ſo auf eine faſt ähnliche Weiſe; daß es faſt ſo herauskommt, daß man's faſt dafür nehmen konnte; und ſo weiter. Mit einem Wort, ſtößt er mit ſeiner Kraft gleich überall auf Schranken und Hemmketten: ſo mag er ſie doch ſelbſt in der Beſchränkung fühlen, und in dem ewigen Streben, ſie frei zu entwickeln, oder jene Schranken zu überſpringen.«

»Und ſo,« ſetzte ich triumphirend hinzu, indem

ich ſchon ganz nahe auf das Schloß zufuhr, »ſo wäre alſo das Reſultat zuletzt dennoch glücklich gefunden: Leben iſt Gefühl der Kraft in der Beſchränkung.

Die Königin von Egypten.

Mein theurer Freund Herr Thomas Philoſtorgius war höchſtens vierzig Jahre alt: allein er ging bei ſeiner anſehlichen Länge ſo gebückt umher, und ſah ſo verwittert aus, daß man ihm auf den erſten Anblick unmöglich weniger, als fünfzig, geben konnte. Da es eben erſt vier Uhr vorüber war, ſo traf ich ihn noch in ſeiner Kanzlei; einem weiten, dumpfigen Gewölbe, das ſo ziemlich das Ausſehen eines Gefängniſſes hatte. Ich konnte nicht umhin, nach den erſten traulichen Begrüßungen dieſe Bemerkung zu machen. »Ein wahres Gefängniß,« erwiederte er, indem er den Schreibärmel abzog, und auf das Pult legte; »ein Gefängniß für Geiſt und Leib. Mir wird immer unheimlich zu Muthe, wenn ich es betrete. Kein dichteriſcher Gedanke wagt ſich in den Bereich dieſer Mauern. Darum komm, und laß uns das Freie ſuchen.«

Da er ausdrücklich bemerkt hatte, daß die poetiſchen Gedanken ſich nicht in den Bereich ſeiner Kanzleiklauſe wagten: ſo vermuthete ich nichts Anderes, als ſie würden dichtgeſchaart vor der Thüre auf ihn warten, und bei dem proponirten Spaziergange unſre Begleiter abgeben. Allein Herr Thomas hielt ſich zum Verwundern, und nur Örtlichkeiten machten den Gegenſtand unſrer Unterhaltung aus. Mit Vergnügen, und mannig-

faltig unterrichtet, durchſtrich ich mit meinem Führer die Gegend, welche eine anmuthige Abwechslung von Wieſen, Feldern und kleinen Gehölzen darbot; und erſt als es zu dämmern und kühl zu werden anfing, kehrten wir nach dem Schloſſe zurück.

Wenn die Kanzlei meines Freundes einen ſehr unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hatte: ſo überraſchte mich ſeine Wohnung auf ganz andere Weiſe. Hier verrieth Alles Wohlſtand und Eleganz; denn Herr Thomas hatte mit ſeiner Frau ein gar nicht unbedeutendes Vermögen erheirathet. Auch der Tiſch war trefflich beſtellt, und der Wein mild und feurig genug, um mich die derben Stöße im Wagen und den Spaziergang in der kühlen Abendluft auf das vollkommenſte vergeſſen zu laſſen.

Nach dem Abendeſſen führte mich Herr Thomas ziemlich bald in das mir beſtimmte Zimmer. »Rauchſt du noch, wie ſonſt?« fragte er, und als ich bejahte, ſetzte er hinzu: »Gut, ſo komm ich noch auf ein halbes Stündchen zu dir, und wir ſchmauchen.« Damit ging er; ich aber fing an, mir meine Umgebungen etwas näher zu beſehen. Sie waren ungemein anſprechend; das ſchwellende, mit den feinſten Linnen überzogene Bett; das elaſtiſche Sopha; die ſchönen engliſchen Nachtlandſchaften. Dem Bette gegenüber hingen in zwei reichvergoldeten Rahmen die Porträte meines Freundes und ſeiner Gattin. Die Letztere war als Braut gemalt, und mußte damals ſehr reizend geweſen ſeyn. Während ich nun, das Licht in der Hand, ihre Züge aufmerkſam durchſtudierte, ſchlug eine über dem Bette aufgehan-

gene Spieluhr, und flötete in den lieblichſten Tönen:
»Bei Männern, welche Liebe fühlen, ꝛc.«

»Ja es iſt ſo,« ſagte ich, indem ich das Licht auf den Tiſch ſetzte, und mich mit verſchränkten Armen an die Bettſtelle lehnte; »es iſt ſo; Leben iſt Kraftgefühl in der Beſchränkung. So hat ſich mein werther Freund, Herr Thomas Philoſtorgius, den friedlichen Hausaltar erbaut, und ſelbſt ein ſo arger Grübler, wie du, kann es ihm nicht ſtreitig machen, daß er im beſchränkten Kreiſe deſſelben ſeiner Kraft froh werde, und mithin wahrhaft lebe. Zwar hat er ſich da, wenn von ſeinem Zuſtande die Rede war, und du dieſen des Preiſens würdig fandeſt, mehr als einmal mit einem bedenklichen »Hm! ja« vernehmen laſſen: aber ſind eine ſo modrige Kanzlei, und der vollgepfropfte Aktentiſch gleich etwas unerfreuliche Zugaben zu ſeinem Glücke — aus der modrigen Kanzlei tritt er in ſeinen freundlichen Familientempel, und vom widerlichen Aktentiſch in ſeinen Garten oder ins Freie. Mit den Kindern ſeines Geiſtes iſt er freilich nicht gar zu glücklich geweſen, trotz des unerſchrocknen Muthes, den ich ſo oft an ihm bewundern mußte: aber die beiden flachsköpfigen Jungen, die da mit uns zu Tiſche ſaßen, ſind doch auch etwas, und geben ſeinem Kraftgefühl gewiß eine erfreuliche Beſchäftigung. Darum« — wollte ich fortfahren, als mein Freund in Schlafrock und Nachtmütze, zwei lange Pfeifenröhre mit Mundſtücken aus Bernſtein unter dem Arm hereintrat. und meine Reflexionen mit der Frage unterbrach, wie mir die beiden Porträte gefielen.

»So viel ſich beim Kerzenlicht beurtheilen lä
verſetzte ich, »ſcheinen ſie mir recht brav gemalt zu
Deine Frau,« ſetzte ich hinzu, was meine Unbefan
heit und unſer vertrautes Verhältniß entſchuldigte, »
einſt ſehr hübſch geweſen ſeyn.«

»Hm! ja;« erwiederte er mit großer Apathie,
dem er für ſich und mich die Pfeifen ſtopfte;
war ſo übel nicht, und ich war ziemlich verliebt in
Sed transit gloria formae. Du haſt ſelbſt Au
Darum habe ich mir eine andere Liebſchaft ausgeſu

»Mein Gott!« rief ich, »du wirſt doch nicht

»Sey unbeſorgt,« fuhr er ruhig fort; »dieſe
ſchaft thut meiner ehelichen Treue nicht den gerin
Abbruch. Die Königin von Egypten iſt's, in w
ich mich verliebt habe; Cleopatra. Ich habe ſie
Heldin einer Tragödie gewählt, von der ich etwas erw
und die gewiß zur Aufführung kommen ſoll. Das
Shakſpeare's kennſt du. Er hat das liebende
mit der verſchmitzten Buhlerin verſchmolzen. Ich
habe die letztere allein in's Auge gefaßt. Das D
wird, wenn ich mich nicht täuſche, dadurch viel e
cher, und die Wirkung prägnanter.«

»O ganz gewiß;« ſagte ich ſehr kleinlaut,
er zog bei den letztern Worten eine dicke Rolle P
aus dem Buſen.«

»Ich habe,« fuhr er fort, »deine Schrift ü
das tragiſche Intereſſe recht aufmerkſam gel
In Allem ſtimme ich dir nicht bei; inzwiſchen kan
ſeyn, daß ich Einiges etwas zu flach aufgegriffen ha

»Daraus mache dir gar nichts,« fiel ich ihm

»es iſt einem Paar meiner Recenſenten gerade eben ſo
rgangen; z. B. dem in der Halliſchen Lit. Zeitung;
bwohl ich im Ganzen gerade keine Urſache habe, mit
en Herren unzufrieden zu ſeyn.«

»Nun ſo ſetze dich denn,« ſagte er, indem er mir
ſelfe und Fidibus reichte; »höre und kunſtrichtere.«

Contendere darum. Ich ſetzte mich alſo, feſt entſchloſſen, ihm über ſein Stück ſo viel Freundliches zu ſagen, als ſich mit meiner Aufrichtigkeit und mit meinem dramaturgiſchen Gewiſſen nur immer vertragen würde. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit, Kopf und Leib was vorwärts gebückt, lauſchte ich, ohne ein Auge om Boden aufzuheben, ob ſich mir eine Veranlaſſung eten wolle, meine freundſchaftliche Geſinnung zu bekräftigen. Zuletzt fühlte ich im Nacken ein unangenehmes Ziehen und Spannen. Sachte erhebe ich den opf. Rings um mich her herrſcht tiefes Schweigen d düſtres Dunkel. Der Leuchter mit der ſtark herabbrannten Kerze ſtand im Waſchbecken. Schlaftrunken umelte ich vom Sopha auf, und eilte zu Bette.

Ich bin meinem werthen Freunde Herrn Thomas hilostorgius das Zeugniß ſchuldig, er ließ des ndern Tages über meine unzeitige Anwandlung von chlafſucht nicht mehr Empfindlichkeit ſpüren, als man i ſolchem Falle, ohne unbillig zu ſeyn, einem Dichter nmöglich verargen kann.

Das kurze Kapitel.

Es erweckt immer ein ungünſtiges Vorurtheil, wenn in Schriftſteller ein beſonders kurzes Kapitel ſchreibt,

oder ankündigt. Entweder hat er dann über den Gegenſtand desſelben nicht viel zu ſagen, oder er mag gern ſo ſchnell als möglich darüber wegkommen. Welches von beiden hier mein Fall ſey, mag der Leſer entſcheiden.

Bruder Gottfried trafen wir nicht zu Hauſe, wohl aber ſeine Gattin, eine ungemein kleine, ungemein häusliche Frau, die ihren Mann ungemein liebte, und ihm ungemein viel Kinder geboren hatte; zehn nämlich waren am Leben geblieben, vier geſtorben, und ein Erſatz für die letzteren nächſtens zu hoffen. Bruder Gottfried hatte, als er nach Hauſe kam, eine ganz ungemeine Freude, mich zu ſehen, und unterhielt mich beim Abendeſſen ungemein angenehm von ſeiner Praxis, wie ſie nämlich in einer ſolchen Gegend ungemein beſchwerlich ſey, und wie es nur bei dem ungemeinen Wirthſchaftstalente ſeiner Frau möglich ſey, auszulangen. Auch die lieben Kleinen trugen theils durch ihre naiven Pointen, theils durch anmuthiges Klotzen und Quickſen ungemein viel zu meinen Vergnügen bei. Mit einem Wort, ich befand mich in dieſen Tempel der ehlichen Glückſeligkeit ungemein wohl, ſo daß ich, als ich im Wagen ſaß, den Bruder Jonas mir bis hieher entgegengeſchickt hatte, ganz ungemein erfreut war, ihn endlich hinter mir zu haben.

Der Genieſtreich.

Herr Thomas fuhr wieder zurück, und ſchien mit Bruder Jonas nicht zum Beſten zu ſtehen. Auf meine vorläufige Frage nach dieſem, hatte er mir mit

ſtolz zürnenden Augenbraunen nur die drei Sylben: »ein Vandal!« zur Antwort gegeben. Herr Jonas ſeinerſeits wußte inzwiſchen, wenn die Rede auf ſeinen Bruder kam, die Sache noch ökonomiſcher mit einer einzigen Sylbe abzumachen. Er ſagte nämlich von dem Tragiker: »Ein Narr!« und nur manchmal ſetzte er, der Abwechslung wegen, »ein wahrer,« oder »ein ausgemachter Narr!« hinzu.

Je weiter ich ins Gebirg hineinfuhr, deſto reizender und anmuthiger wurde die Gegend. Endlich öffnete ſich ein weites Thal, voll maleriſcher Partien, unter welchen mir das gaſtliche Haus meines Freundes ſchon von ferne entgegen glänzte. Es lag, von den Wirthſchaftsgebäuden umgeben, am ſchroffen Abhang eines Hügels halb zwiſchen Gebüſchen verſteckt, und hatte, obwohl es nur aus einem Erdgeſchoſſe beſtand, ein äuſſerſt gefälliges und einladendes Ausſehen. Herrn Jonas traf ich vor dem Hauſe in einer ökonomiſchen Verhandlung mit ſeinen Knechten und Mägden begriffen. Ausſehen und Begrüßung überzeugten mich im erſten Augenblick, er war noch ganz der Alte; nur noch ein wenig derber war er geworden. »Nu biſt du da,« rief er, indem er mir herzlich die Hand ſchüttelte; »ich habe mich beſonnen, ob ich den Wagen ſchicken ſolle: denn ich dachte, je gewiſſer es der Stubenhocker verſprochen hat, deſto weniger kommt er. Bruder Thomas iſt nicht mitgekommen, wie ich ſehe.«

»Dringende Geſchäfte haben ihn abgehalten.«

»Geſchäfte! Daß dich — Ich weiß es ſchon. Ein Narr! ein ausgemachter Narr! Soll ich ihm nicht wie-

der das Honorar für eines von ſeinen tollen Stücken abhandeln? Die ſechs und vierzig Gulden, vierzig Kreuzer, wäreſt du mir heute noch zu erſetzen ſchuldig. Ich begreif' es noch bis auf dieſe Stunde nicht, wie ich ein ſolcher Eſel ſeyn, und mich ſo von euch anführen laſſen konnte.« Dazwiſchen ſprach er wieder mit den Knechten und ſeinem Wirthſchafter. »Komm,« ſagte er endlich, »ich muß dich meiner Frau vorſtellen. Wir werden ſie jetzt in der Milchkammer treffen.«

Dort ſuchten und fanden wir ſie denn auch. »Da,« rief Herr Jonas, als wir eintraten, »bringe ich dir den ſaubern Vogel, der dem Bruder Thomas ſo redlich geholfen, mich um ſechs und vierzig Gulden, vierzig Kreuzer zu prellen.«

Die Frau empfing mich trotz dieſer zweideutigen Empfehlung auf das artigſte. Da die Ehen bekanntlich im Himmel geſchloſſen werden: ſo wird dieſer ohne Zweifel wiſſen, warum er Herrn Jonas gerade dieſe Frau zugeſellte. Menſchlicher Einſicht nach war ſie offenbar nicht für ihn geſchaffen. Schon ihr ſchmächtiger, faſt zarter Bau, das ſchöne Oval ihres Geſichtes, und die nette Zierlichkeit ihrer häuslichen Kleidung ſtachen auffallend gegen Herrn Jonas gedrungene Formen, ſeinen krauſen Mohrenkopf und ſeinen ſtaubigen Flauſrock ab. Aber ein Zug von überlegner Feinheit um ihren Mund konnte noch mehr, als dieſes, auf den Gedanken bringen, der Himmel könne ſich hier doch in Paarung der Ehſtandsloose vergriffen haben; um ſo mehr, da dieſer Zug durch den Ausdruck eines hellen Sinnes und ruhiger Beſonnenheit in ihren Mienen,

wie in ihrem ganzen Benehmen um ſo eigenthümlicher und anziehender hervortrat. Sie ließ es ſich wenig anfechten, daß Herr Jonas jeden Winkel durchſchüffelte, in jeden Topf guckte, und überall etwas zu kritteln und zu poltern fand; und es war leicht zu erkennen, daß ſie in dieſer Hinſicht ihre Partie auf das entſchiedenſte genommen hatte.

Bis gegen Abend ſchleppte mich Freund Jonas in den Wirthſchaftsgebäuden herum, um ſie mir zu zeigen: die Querfragen und Irrthümer des Unerfahrnen nicht immer gerade mit attiſcher Urbanität beantwortend und berichtigend. Reichlich jedoch entſchädigte mich dafür die Unterhaltung beim Abendtiſche, welche die zierliche Frau durch ihren natürlichen Verſtand und ungezwungnen Witz ſehr anziehend zu machen wußte. Ich konnte es mir daher nicht verſagen, des andern Tages, als mich Freund Jonas, den ganzen Vormittag, wie er ſich ſehr geiſtreich ausdrückte, in der Gegend herumgeritten hatte, und wir vor Tiſche in dem ſeitwärts an das Haus ſtoßenden Garten auf und nieder gingen, das Lob der artigen Frau gegen ihn auszuſprechen.

»Nun ja, ſie könnte ſchlimmer ſeyn,« ſagte er, »aber Alles, was du da an ihr rühmſt, Geiſt, Witz, Verſtand, Beleſenheit, — das« rief er, indem er die rechte Hand hoch aufhob, und ſie gegen mich ſchwang, als wenn er mir die Kinnladen einſchlagen wollte — »das brauchte ſie Alles nicht. Das verdammte Leſen! Das iſt's ja eben, worüber ich mich beſtändig ärgern muß.

»Mein Gott! ich ſehe nicht, daß deine Wirthſchaft dabei litte; im Gegentheil —

» Das könnte Alles, noch ganz anders ſeyn. Sie könnte ſich der Sache viel mehr annehmen. Ich muß ganz allein den ganzen Tag mit dem Geſinde herumſchreien. Überdieß — meinen Jungen; du haſt ihn geſehen —«

» Ein hübſcher, kerngeſunder Knabe, der recht klug aus ſeinen zwei blauen Augen herausſieht.«

» Dumm iſt er nicht. Der ſoll nun durchaus ſtudieren. Das hat ſie ſich feſt in den Kopf geſetzt, und iſt nicht abzubringen davon. Bei jeder Gelegenheit ſteckt ſie ihm Bücher zu, lieſt ihm vor, erzählt ihm, und ſo weiter. Ich im Gegentheil habe einige von euern Schulbüchern in's Haus geſchafft. Begeht der Junge nun einen Fehler: ſo muß er ein paar Stunden darin leſen. So meinte ich, wollt' ich ihm das Studieren verleiden.«

» Ein ſinnreicher, ſehr zweckdienlicher Einfall!«

» Er hilft dennoch nichts; ſie arbeitet mir unaufhörlich entgegen.«

» Herzensbruder!« rief er, indem er mich auf das zärtlichſte umarmte, » du könnteſt mir einen Gefallen thun.«

»» Recht gerne.««

» Sie will ihn auf das Gymnaſium zu M— geben; du biſt dort zu Hauſe.«

»» Mehr, als mir lieb iſt,«« ſagte ich.

» Könnteſt du es nicht veranſtalten, daß der Junge das Studieren dort gleich im erſten Jahre ſatt bekäme?«

» Das wird ſchwer halten,« entgegnete ich. » So viel ich weiß, werden die jungen Leute dort ſehr gut

behandelt, und mit großer Sorgfalt in Acht genommen. — Inzwiſchen will ich ſehen, was ſich thun läßt.«

»Du kannſt mir keinen größern Gefallen erzeigen. Ich will auch die ſechs und vierzig Gulden, vierzig Kreuzer ganz darüber zu vergeſſen ſuchen. Auf andre Weiſe gelang' ich nimmermehr zum Ziele. Du glaubſt nicht, wie hartnäckig ſie iſt. Da zieht ſich zwiſchen dem Hintertheil des Hauſes und der Hügelwand noch ein ſchmaler Streifen vom Garten hin. Weil nun dort die Fenſter ihres Budoirs, wie ſie es nennt, hinausgehen: ſo wollte ſie ſich vor dieſem Blumen anpflanzen. Mir aber fehlt es an einem paſſenden Platz für meine Schweinſtällchen. Der Platz war mir gerade recht. Die Schweinſtällchen werden alſo fertig, und ich ſchicke eines Tages, wo ich außer Hauſe bin, die Zimmerleute, um ſie aufzuſchlagen. Als ich Abends nach Hauſe kam, hätteſt du das Geſicht ſehen ſollen, das ſie mir machte. Die Zimmerleute hatten unverrichteter Dinge abziehen müſſen. Aber was that ich?«

»»Nun?««

»Ich machte einen wahren Genieſtreich. Ich ließ die Schweinſtällchen auf Räder ſetzen, und ſie ihr vor's Fenſter ſchieben, wo ſie nun ſeit vorgeſtern ſtehen, und ſtehen werden jetzt und immerdar.«

»Ein höchſt ſinnreicher Einfall!« rief ich; »und was den Vandalen betrifft,« ſetzte ich bei mir ſelbſt hinzu, »ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß Herr Thomas auf das vollkommenſte Recht hat.«

Freund Jonas that ſich auf ſeinen Einfall, und auf die Standhaftigkeit, womit er ſeinen Willen durch-

geſetzt hatte, ſo viel zu Gute, daß er mir das Corpus questionis ſogleich zeigen wollte, und mich an die Stelle hinführte. Aber zu ſeiner großen Beſtürzung war es verſchwunden. Nun eilte er vor mir in das Haus, und ich fürchtete, Zeuge von einer Scene ſeyn zu müſſen, wie ſie für den Gaſt jederzeit äußerſt unangenehm iſt. Allein während ich, das:

Bei Männern, welche Liebe fühlen,

vor mich hinſummend, langſam nachgegangen, war der ganze Sturm vorüber gezogen. Wie die kluge Frau es angefangen hatte, ihn ſo ſchnell zu beſchwören, wird ſie am beſten wiſſen. Im Vortheil war Herr Jonas ſicher nicht geblieben: denn er machte, als ich eintrat, ein mehr als mittelmäßig albernes Geſicht, und murmelte bloß: »mit den Weibern ſey nichts anzufangen.« Bei Tiſche ließ er zwar anfangs einigen Verdruß ſpüren: allein der treffliche Gebirgswein, den er zuletzt aufſetzte, brachte nicht nur ſeinen Gaſt, ſondern auch ihn ſelbſt in die beſte Laune, und ſo fiel mein Abzug weit fröhlicher aus, als ich es erwartet hatte.

Emblematiſche Studien.

So lange der Feuergeiſt des alten Riedenthalers vorhielt: ſo lange ging Alles gut; als ich aber ein halbes Stündchen im Wagen geſchlafen hatte, und der Einfluß jenes guten Geiſtes ein wenig nachließ: ſo verſuchte auch auf der Stelle der böſe Geiſt ſeine alte Tücke an mir, und fingerte an meiner Stirne herum, ob es ihm wohl gelänge, eines oder das andere meiner Haare zu erfaſſen. Inzwiſchen, ich war auf meiner Huth.

»Alles iſt in der ſchönſten Ordnung. Ohne das — kein Reſultat! keinen Begriff, keine Definition von Leben; eben ſo wenig als von der Zeit. Zwar ſcheint, was ich da in dieſen vier Tagen von Familienglück mit meinen leiblichen Augen geſehen habe, meinem Reſultate eben nicht ſehr günſtig zu ſeyn; Gleichgültigkeit, Philiſterthum und Rohheit, die gewöhnlichen Krebsgeſchwüre am Lebensbaum der ehlichen Glückſeligkeit: aber trotz dem — was ſonſt könnte dem Menſchen ein reineres, zuverläßigeres und befriedigenderes Gefühl ſeiner Kraft geben, als die Anwendung der letzteren für ein zweites Weſen, das er — «

»Halt!« rief ich ſo laut, daß es von den nahen Hügeln, zwiſchen welchen ich gerade hinfuhr, wiederhallte; »halt! ich hab' es!«

»»Halten ſoll ich?«« fragte der Knecht, der mich führte, indem er die brauſenden Pferde anhielt; »haben Sie etwas verloren?«

»Fahr zu, mein Sohn!« ſagte ich; »gefunden habe ich etwas, und das zur glücklichen Stunde.« — »Was,« wiederholte ich meine vorige Periode,« was Anderes könnte auch dem Menſchen ein reineres und vollkommneres Gefühl ſeiner Kraft, und ſomit ſeines Lebens geben, als die Thätigkeit für ein zweites Weſen, das er liebt, und von dem er wieder geliebt wird. Nur Schade,« ſetzte ich ganz kleinlaut hinzu, »daß ich von der Liebe gar ſo wenig verſtehe, da ich mich mein ganzes Leben durch nicht mit ihr abgegeben habe. Inzwiſchen andere Leute verſtehen deſto mehr davon; und bei dieſen will ich nachfragen, ſobald ich nach Hauſe komme.«

Die Leute, bei welchen ich dießmal Nachfrage zu halten beſchloß, waren — die Emblematiker. Ich hatte mich vor ein paar Jahren eine zeitlang mit ihnen abgegeben, und war dadurch zu der vollkommenſten Überzeugung gekommen, daß ſie im ganzen Gebiet der Literatur die ärgſten Quer- und Flachköpfe ſind. So viel ich auch in meinem Leben Zeit verderbt habe: ſo bereue ich doch keine mehr, als diejenige, dich ich an ihre Erfindungen wendete. Gegen das Emblem mit ſeiner Deviſe, wenn man ſich jenes als ein ſinnreiches Räthſel, und die Deviſe als Schlagwort für dieſes, und zugleich für eine ganze Reihe von gehaltvollen Ideen oder Empfindungen vorſtellt; läßt ſich wenig einwenden: allein unter tauſend Emblemen findet man kaum zehn erträgliche, und unter hundert erträglichen kaum ein vorzügliches. So war denn der Einfall, bei den Emblematikern Belehrung über die Liebe zu ſuchen, freilich ein wenig ſonderbar: allein es iſt einer meiner Grundſätze, daß man ſich nicht leichter und ſicherer über eine Sache in's Klare helfen könne, als wenn man ſie mit recht vielen Dingen vergleiche. Im Vergleichen aber ſind die Emblematiker ſtark.

Die Liebe hatten ſie, wie Ernaths Mundus symbolicus, den ich gleich des andern Morgens, nachdem ich den Staub davon weggekehrt hatte, zu Rathe zog, auswies, verglichen: mit — — —

Caſtalio.

Vermuthlich wird es der Leſer für eine Art von humoriſtiſch ſeyn ſollendem Bocksſprung halten, daß ich

da mit meinen emblematiſchen Studien ſo ſchnell abbreche, und ihn ſeiner Meinung nach zum Beſten habe; aber er thut mir Unrecht. Ich hatte es in der That im Sinn, ihn mit dem ſchlechten Witz der Emblematiker, und mit vielleicht nicht viel beſſerem aus meiner eigenen Fabrik zu bedienen. Ich dachte mir auf dieſe Weiſe ſo wohlfeil als möglich über die Liebe wegzuhelfen, da ſie mir hier doch einmal als Vorwurf für meine Grübelei gegeben war, und ſomit einem andern Studium auszuweichen, das ſich mir aufdrängte. Aber es iſt eben ſo ſchwer eine frohe oder traurige Erinnerung abzuwehren, als ſich der Neigung zum Grübeln zu entziehen.

Ich erinnere mich irgendwo — ich glaube in Sturz Schriften — geleſen zu haben, die Clairon habe die Worte: »Armer Caſtalio!« nie ausſprechen können, ohne daß ihr Thränen in die Augen gekommen wären. Ich befinde mich in einem ähnlichen Falle. Ich kann mich nie an meinen Freund ** — hier mag er ebenfalls Caſtalio heißen — erinnern, ohne daß mein Auge feucht würde. Darum meinte ich die Sache durch die Querköpfe, die Emblematiker abzuthun. Armer Caſtalio!

Kein freundlicher Stern hatte bei ſeiner Geburt ihm geleuchtet. Die frohe Zeit der Kinderjahre, in der Jeder glücklich iſt, verfloß ihm theils unter beſtändigem Kränkeln, theils unter dem härteſten, wie unter dem unvernünftigſten und nachtheiligſten Drucke. Von der früheſten Zeit ſeines Daſeyns an ſchien ſich Alles zu vereinigen, die Entwicklung ſeines inneren Lebens zu ſtören und zu hemmen; und dennoch: wie reich und üppig entfalteten die Blüthen deſſelben ſich nicht den-

noch! Tauſende und tauſende ſtreifte und ſengte die rauhe Hand des Mißgeſchicks, die ſchonungsloſe Bosheit hinweg: und tauſend andere drängten ſich aus ihren Knoſpen, und quollen hervor in überreicher Fülle.

Nie war ein treuer Führer ermahnend, warnend an ſeine Seite getreten. Auch ohne ſolchen hatte ſein Geiſt die rechten Bahnen erkannt, und wenn er ſich von ihnen verirrte, ſich immer aus eigner Kraft wieder darauf zurückgefunden.

Die Lebenskraft und der Lebensmuth dieſer Bruſt, die Begeiſterung dieſes Herzens für das Gute und Schöne ſchienen unerſchöpflich zu ſeyn.

Wenn inzwiſchen das Schickſal einen Unglücklichen zu Grunde richten will: ſo weiß es mit ſeiner Aufgabe immer zu Stande zu kommen. Dieſen ſchmettert es mit einem einzigen Keulenſchlage zu Boden, oder ſtürzt ihn mit einem Ruck in den Abgrund: jenen geißelt es ſo lange, ſo hämiſch, und ſo unaufhörlich mit Ruthenſtreichen, bis er zuletzt erſchöpft dahin ſinkt. Alles weiß es ihm zur Qual zu wenden; aus Allem weiß es ihm Gift zu bereiten; jeder frohen Erwartung weiß es den Schmerz unterzuſchieben, jede Hoffnung weiß es ihm zu verkümmern; und bei jedem muthigen Aufſchwunge zieht es ihm mindeſtens einige Federn aus, bis er eben nur ſo viel Kraft übrig behält, um dieſe in fruchtloſen Verſuchen, ſich über den Boden zu erheben, von ſelbſt dahinſchwinden zu ſehen.

Mit Caſtalio hatte es den zweiten Weg eingeſchlagen. Lange genug hatte er mit immer friſchem Muth gegen ſeinen feindſeligen Groll und gegen den Unmuth

über ſein Schickſal gerungen. Aber endlich ſah ich denoch die Saiten ſeines Geiſtes, wie ſeines Gemüthes, erſchlaffen; und ſein früher oft leidenſchaftlicher Unmuth ging in eine kalte, gleichgültige Ruhe über. Vertrauensloſigkeit bemächtigte ſich ſeiner ganzen Seele. Die ſchlimmſte aller Krankheiten des Geiſtes befiel ihn jetzt: er hatte Urſache mit dem Schickſal zu grollen, und er hielt dieſen Groll feſt und gewann ihn lieb.

Da warf die Liebe einen ihrer reinſten und hellſten Strahlen in ſein dunkles Leben.

Streiflichter.

Ich befand mich damals in Leobersdorf bei Baden, und hatte ſehr oft Gelegenheit nach Wien zu kommen. Es war am 20. October des Jahres 1811, als ich bei einem ſolchen Beſuche ſogleich nach Tiſche zu Caſtalio eilte. Sein Gemüthszuſtand hatte in der letzten Zeit offenbar nachtheilig auf ſeine Geſundheit zurückgewirkt, und dieſe mir zu entſchiedenen Beſorgniſſen Anlaß gegeben. Wie ſehr fand ich ihn nicht verändert! Wie überraſcht war ich nicht, ihn ſo verändert zu finden!

Mehr glücklich abgelauſcht, als errathen, hatte ich ſchon früher, daß eine unterdrückte Liebe, die wenig oder nichts hoffte, an ſeinem Inneren zehrte. Ich war um mehrere Jahre jünger als er: und dieſer Umſtand, ſo wie die hohe Achtung, die ich für ſeinen Charakter, wie für ſeine Geiſtesüberlegenheit hatte, machten, daß, wie ſehr er mich auch liebte, dennoch nicht jene Vertraulichkeit zwiſchen uns Statt finden konnte, welche ſonſt zwiſchen Freunden von gleicherem Alter nicht zu fehlen pflegt.

Ich enthielt mich unbeſcheiden zu forſchen; aber nur die glückliche Liebe konnte eine ſo raſche und gänzliche Umwandlung ſeines ganzen Weſens hervorgebracht haben. Späterhin öffnete ſich mir ſein Herz freiwillig; er war zu glücklich, um ſein Glück in ſich zu verſchließen, und ich lernte ſogar ſeine Geliebte kennen, die Witwe eines — ſchen, während der letzten Invaſion in Wien verſtorbenen Legationsrathes. Je höher inzwiſchen meine Erwartung geſpannt geweſen war, um deſto weniger fand ich ſie im erſten Augenblicke befriedigt. Ich habe ſchönere Frauen geſehen. Die Züge ihres Geſichtes waren edel und übereinſtimmend; doch konnten nur die freie, offene Stirne, die ſchön gewölbten, ſchwarzen Brauen über den dunklen Augen, und das äußerſt reizend geformte Kinn für ausgezeichnet gelten. Aber wenn auch nur der leiſeſte Hauch des Gefühls ihre Seele bewegte; wenn irgend ein hoher oder anziehender Gedanke ſie ergriff, oder ihr geboten ward: dann verbreitete ſich über alle ihre Züge ein hinreißender Zauber und der Ausdruck derſelben wurde unwiderſtehlich. Dann wurde es ſichtbar, jede edle Empfindung, jeder Anklang des Guten und Schönen, jeder geiſtreiche Scherz fand hier ſeinen Widerklang Winkelmann hat Recht: Die beſeelte Schönheit allein iſt es, die ſchön iſt.

Die Romanze.

Caſtalio hatte in einer der angenehmſten Vorſtädte Wiens eine ſehr helle und freundliche Wohnung inne, die aber im letzten Sommer durch einen neuen Anbau viel verloren hatte, und merklich dunkler gewor-

den war. Da gerade um dieſe Zeit ſein Unmuth ſich immer mehrte, und manchmal auch mich verletzte: ſo nahm ich von jenem Bau Veranlaſſung zu ſagen: ſein Gemüth verdunkle ſich, wie ſeine Wohnung, und es werde in beiden gleichmäßig düſterer, wie jener Bau vorrücke. Durch Wiederholung dieſes Scherzes waren die Bilder von Helle und Dunkelheit, von Licht und Finſterniß zur Bezeichnung ſeines, und gelegenheitlich auch meines Gemüthszuſtandes unter uns ſtehend geworden, und wir bedienten uns ihrer im Scherze, wie im Ernſte, nach allen ihren Schattirungen. Jetzt ſchritt freilich die unfreundliche Jahreszeit immer mehr vor, und immer fühlbarer wurde der Nachtheil jenes Baues, je näher die Winterſonnenwende heranrückte. Aber jetzt konnten wir nur mehr die eine Hälfte unſers Bildervorrathes brauchen. Ein helleres Licht, als am Himmel leuchtete, war in Caſtalio's Seele aufgegangen, und verbreitete ſeinen Verklärungsſchimmer über Himmel und Erde. Und wie rein, wie mild, wie heiter glänzte nicht dieſer Schimmer! wie gänzlich vertilgte er nicht jeden trüben Schatten von Groll und Unmuth! wie raſch und leicht bewegte in dieſem Lichtmeer nicht der Geiſt ſeine Schwingen, und fand Bahnen, die er früher kaum geahnet hatte: und wie muthig ſtrebte er im ſeligen Gefühl ſeiner Erneuerung nicht auf zum erſten Quell alles Lichtes! Auch auf mein Leben fiel der Widerſchein dieſer Verklärung. Nie bin ich beſſer, nie menſchlicher, und trotz des Widerwärtigen meiner Lage, nie heiterer geweſen. Das Glück eines Freundes, den ich liebte und ehrte, machte auch mich glücklich; und wie die Liebe

ſein Gemüth erhob und begeiſterte: ſo wirkte ſeine Begeiſterung auch auf mich erhebend zurück.

So verging der Winter. Die Tage wurden länger und heller; aber Caſtalio's Stirn ſchien ſich jetzt manchmal zu umdüſtern. Ich fragte nicht, und hoffte es ſollte vorüber gehen. Eines Abends traf ich ihn am Pianoforte. Er phantaſirte ſchweigend in leiſen Tönen vor ſich hin. Auf dem Pulte lag eine Romanze aufgeſchlagen, die er eben erſt, oder vor Kurzem, ſelbſt gedichtet und componirt haben mochte. Ich las. Die erſten beiden Strophen ſind mir im Gedächtniß geblieben.

Will ſo früh es Nacht ſchon werden,
Hat es doch kaum recht getagt:
Sonne! ſinkeſt du ſchon wieder,
Eh' noch hell dein Strahl geglänzt?

Blüthen, die ihr euch den Knoſpen
Kaum entwunden, welkt ihr ſchon;
Laue Frühlingslüfte wandelt
Ihr ſo ſchnell in Froſt euch um?

Die Melodie dieſer Romanze hatte etwas ungemein Ergreifendes; und täuſchte mich mein Gefühl nicht: ſo lag dieſes darin, daß ein Anklang von kalter Reſignation mit dem Tönen der tiefſten Wehmuth auf eine wunderbare Weiſe in ihr verſchmolzen war.

Und immer mehr wurde es Nacht. Wie am heiterſten Tage die aufſteigenden Nebel ſich um die Sonne legen, und erſt ein trübes Dunkel verbreiten, das immer düſterer und bänglicher wird, bis ſich endlich die volle Gewitternacht über die Erde lagert, und der Wetterſtrahl herabzuckt: ſo lagerte ſich immer drückender

der finstere Unmuth, die hoffnungslose Verzweiflung auf Castalio's Seele. So rückte die Sommersonnenwende herbei. Drei Tage nach dieser besuchte ich ihn. So lang ich lebe wird das Bild jenes Abends, jener Nacht nicht aus meinem Gedächtnisse schwinden. Nicht die wilde Heftigkeit des Schmerzes war es, was ich sah; auch nicht jenen kalten Groll, welchen das Übermaß desselben öfters zu erzeugen pflegt. Ich sah einen Schmerz, der die Seele vernichtete. Auch mich vernichtete dieser Schmerz. Ich wußte dem Unglücklichen nichts zu sagen, ihn nicht zu trösten. Mit verschränkten Armen, mit offner Brust stand er fast regungslos im Fenster. Wenn ich seine Hand ergriff, so ließ er sie mir; und ließ ich sie fahren, so sank sie wie leblos herab. Gegen Morgen hatte ich ihn zu seinem Stuhl am Pianoforte geführt. Auch hier saß er ohne sich zu regen. Nur als Morgens der Bediente hereintrat, und die Jalousien aufstieß, und plötzlich das helle Tageslicht in das verdüsterte Zimmer drang, zuckte ein wilder Schmerz über alle Muskeln seines Gesichtes. Der Ausdruck desselben in diesem Augenblicke läßt sich nicht bezeichnen. Jahre lang hat die Erinnerung daran mich verfolgt, und wenn heitere Bilder in meiner Phantasie auftauchten, oftmals wie ein Nachtgespenst sie weggeschreckt.

Ad libitum.

Die Überschrift dieses Abschnittes soll anzeigen, daß es gänzlich dem Leser überlassen bleibe, den Faden von Castalio's Geschichte nach eigenem Belieben weiter fortzuspinnen. Ich selbst finde nämlich für gut, sie hier

abzubrechen. Man wird mein Werk, ſo wie nach andern Beziehungen, gewiß auch als ein humoriſtiſches beurtheilen, was es doch weder ſeyn will, noch ſeyn ſoll; — zum mindeſten Herr Doktor Carl R—k—z, der durchaus zum lauten Lachen oder zum lauten Weinen gebracht ſeyn will: — warum ſollte ich alſo auf die Willkür des Humoriſten Verzicht leiſten, der von allen Schriftſtellern am wenigſten von ſeinem Verfahren Rechenſchaft ablegt.

Der Leſer mag demnach den Verfolg von Caſtalio's Geſchichte ſelbſt dichten. Gehört er nun zu denjenigen, die menſchlich genug empfinden, um an dem Glück eines Andern Freude zu haben, und in der Betrachtung deſſelben ein eben ſo reines als edles Vergnügen zu finden: ſo wird er nicht nur jene finſtere Gewitterwolke, die über Caſtalio's Haupt ſich zuſammengezogen hatte, zertheilen, und den heiteren Tag zurückführen: er wird auch ſo viel Licht und ſo viel magiſchen Schimmer darüber ausgießen, als er nur immer vermag; und den Mittagshimmel ſeiner Liebe und ihre Abendröthe mit ſo viel goldenen Wolken umſäumen, und ſie mit ſo reizenden Tinten ausmalen, als ſein Farbentopf ſie nur immer beſtreiten kann. Wie nun aber der Werth eines vorzüglichen Gemäldes nicht in bloßen Lichteffecten oder in einer friſchen und kräftigen Färbung allein beſteht, ſondern auch eine geiſtreiche und dem Gegenſtande entſprechende Erfindung und eine richtige Zeichnung dazu erfordert werden: ſo wird er, um ſeinem Bilde in ſich ſelbſt Beſtand zu geben, und an demſelben eine wahre Freude haben zu können, ſich auch um die Wahrheit

und den innern Zuſammenhang ſeiner Erfindung, ſo wie um die pſychologiſche Richtigkeit der Ausführung aller einzelnen Theile bekümmern, und will er es mir um Danke machen, dabei nicht bloß ſehr ſorgfältig, ſondern auch ein wenig grübleriſch und pedantiſch zu Werke gehen.

Ein ſolcher Leſer wird daher, eh' er in den Farbentopf greift, um das Bild von Caſtalio's Glück zu malen, ſollte er auch, wie ich ſelbſt, der Meinung ſeyn, daß das ſittliche Streben ſich nirgends von unſern Neigungen abhängig machen dürfe, darum nicht minder erſt ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Hauptpunkt wenden. Er wird ſich zuerſt im Allgemeinen die Frage beantworten: ob denn die Liebe wirklich eine ſolche Zauberkraft beſitze, daß ſie die Grundlage unſrer ſittlichen Veredlung abgeben, und uns zu einem entſchiedenen und folgreichen Streben nach dieſer begeiſtern könne. Er wird die Antwort auf dieſe Frage nicht bei den Dichtern ſuchen, die mittelſt der Liebe aus jedem Pinſel einen Helden, ſo wie häufig genug aus dem Helden einen Pinſel machen, ſondern bei dem Pſychologen: obwohl ich gerne geſtehe, daß mir, was dieſe gewöhnlich zu antworten wiſſen, ungenügend zu ſeyn ſcheint. Denn wenn das gänzliche Hingeben an die Betrachtung der Vorzüge des geliebten Gegenſtandes; wenn der Wunſch einer ſo vollkommen als möglich werth zu ſeyn, gleichfalls begeiſternd und ermuthigend auf das Gemüth des Liebenden einwirken: ſo erklären ſie darum doch nicht Alles. Mir ſcheint dieſe Wirkung der ſittlichen Liebe vielmehr vorzüglich daraus hervorzugehen, daß

Dasjenige, was uns nach unserer Eigenthümlichkeit als das Höchste, das der Liebe und Verehrung Würdigste, und als das Beglückendste im Gemüthe aufgegangen, und von uns erkannt worden ist, uns in dem geliebten Gegenstande als ein Wirkliches begegnet, und wir uns nun dadurch, weil der entschiedene Zug, gerade zu diesen geistigen und sittlichen Vorzügen, nach der Eigenthümlichkeit, in welcher sie sich darstellen, in uns liegt, in unserem Streben darnach gekräftigt und gefördert finden. Dadurch nämlich, daß uns das Höchste und Würdigste in dem geliebten Gegenstande nicht in bloß poetischer Anschauung, oder in einem unbestimmten Begriffe, sondern als ein Wirkliches entgegen tritt, womit wir uns auf das innigste zu verbinden, und das wir so vollkommen, als möglich, zu besitzen wünschen, erhält nicht nur unser Streben nach eben jenen Vorzügen, sondern unser ganzes Wesen einen höheren Grad von Klarheit und Sicherheit. Eben die reinste und sittlichste Liebe ist es aber, welche hier immer am wenigsten irrt, und am wenigsten sich verirrt; selbst dann nicht, wenn sie den Schimmer einer idealen Verklärung über den geliebten Gegenstand ausgießt, und sein Haupt mit Strahlen umflicht, welche sie nicht dieser armen Erde abgeborgt hat.

Will nun der geneigte Leser dieser Erklärung — die ihn allerdings an die Marotte des dürren Magisters erinnern dürfte, keine Poesie gelten zu lassen, die sich nicht aus der Prosa des Wirklichen aufbaue — seinen Beifall geben: so wird er sich dadurch zu zwei Stücken bewogen finden. Er wird sich, hoff' ich, bewogen fin-

den, mir das Zeugniß zu geben, daß ich, obwohl ich Caſtalio's Geſchichte nur mit ein paar Strichen ſkizzirt habe, ihm bei dieſem die Anwendung jener Erklärung ſo leicht als möglich gemacht, und ſo nahe als möglich gelegt habe. Denn liegt in der ſittlichen Liebe wirklich die Kraft, uns für das Schöne und Gute zu begeiſtern, uns zu dem regſten Streben darnach zu befeuern, uns mit dem freudigſten Muth und dem zuverſichtlichſten Vertrauen zu erfüllen, daß wir dieſes Ziel ſicher erreichen werden: wo ſollte die Kraft ſich entſchiedener bewähren, als an einem Gemüthe, das tauſendfach beirrt und mit ſich ſelbſt zerfallen, durch das höchſte und reinſte Glück, das es ſich erſehnte, und in dem es ſich vollkommen befriediget findet, zu einem klaren und ſicheren Bewußtſeyn ſeines Strebens und ſeines Werthes geführt wird. Wie ein Wanderer, der in finſterer Nacht ſcheu, unſicher, zagend, von tauſend Beſorgniſſen beklemmt, von tauſend Gefahren umgeben, von einem Abweg auf den andern verlockt, jetzt beim Anbruch der Morgenröthe ſich unerwartet auf ebenem Pfade zu ſeinem Ziele erblickt, und alles Bangen und alles Zagen von ſich ſchüttelnd mit friſcher Kraft darauf zuſchreitet: ſo ſieht auch ein ſolches Gemüth, wie durch das plötzliche Hervorbrechen eines überirdiſchen Lichtes, die beängſtigende Nacht ſeines Unmuthes und ſeiner Zweifel verſchwinden; in heller Klarheit erkennt es das Ziel ſeiner beſſeren Sehnſucht, und mit freudigem Vertrauen auf die ihm wiedergekehrte Jugendkraft regt es muthig die Schwingen, um die offene Bahn zu durchfliegen, die es ſonſt nur geahnt, und an deren Daſeyn ſelbſt

es zuletzt im vertrauungslosen Mißmuthe verzweifelt hatte.

Das Zweite, was ich von dem geneigten Leser hoffe, ist, er werde, wenn er mit der Zeichnung Castalio's im Reinen ist, auch etwas an die Zeichnung der Dame wenden. Hier habe ich ihm freilich schlecht vorgearbeitet; aus dem zureichenden Grunde, weil ich sie nur zwei Mal, und darunter noch dazu einmal nur in größerer Gesellschaft gesehen habe, so daß ich kein hinreichend bestimmtes Bild von ihr gewinnen konnte. Inzwischen soll es, glaub' ich, dem Leser nicht sehr schwer fallen, das Bild zu vollenden. Mit jener leisen Fühlbarkeit des Gemüthes, mit jener regen Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, die ich selbst als auszeichnende Züge dazu geliefert habe, wird er die Sache für keinen Fall abgethan glauben dürfen. Denn wenn das Weib veredelnd und versöhnend, ermuthigend und kräftigend auf den Mann zurückwirken, und ihn über sich selbst erheben soll: so wird es ihr selbst an Erhebung des Geistes und an einem lebendigen Bewußtseyn ihres sittlichen Werthes nicht fehlen dürfen. Dennoch wünschte ich nicht, daß der Leser bei der Ausmalung ihres Bildes mit allzu wohlgemeinter Sorgfalt verführe, und, alle geistigen und sittlichen Vorzüge in demselben zu vereinigend bemüht, eine Art von Ideal zu Stande brächte, das schwer oder gar nicht zu finden wäre. Wenn er in dem Weibe, welches er schafft, einen hellen Verstand mit einem richtigen und dabei tiefen Gefühl, Innigkeit der Empfindung und Heiterkeit des Geistes, Charakterkraft ohne Starrsinn mit sanfter Milde und natürlicher

Herzensgüte zu verbinden weiß, und ihr dabei eine lebhafte Empfindung, ſo wie ein klares Bewußtſeyn ihres ſittlichen Werthes gibt: ſo wird er ſie reich genug ausgeſtattet haben, um die höchſte Liebe und Verehrung auch des beſten Mannes zu verdienen, und der Hypotheſe von der veredelnden Kraft der Liebe alle mögliche Ehre zu machen.

Hat er nun ſein Werk einmal ſo weit geführt: ſo bleibt ihm wenig mehr zu thun übrig. Denn es gibt wohl keine feſtere Grundlage, ſo wie keine größere Bürgſchaft für das Glück der Liebe, als daß beide Theile in ihrem ſittlichen Streben durch einander ſich gefördert fühlen. Und nun mag er ſeine beſten Farben daran wenden, um die übrige Zuthat dieſes Glückes ſo reich und ſo reizend auszumalen, als ihm nur immer möglich iſt. Vielleicht wird er am beſten thun, wenn er auch hier mehr auf jenen ſanften, milden Farbenton bedacht iſt, der uns überall ſo gewinnend anſpricht, wo wir ihn immer treffen, als auf jene üppige Farbenpracht, die das Auge mehr überraſcht und verwirrt, als ſie es erquickt und dauernd befriedigt. Immerhin mag er es daher unterlaſſen, den glänzenden Prunk und Schimmer des Glückes über ſeine Schützlinge auszugießen, Baldachine und Marmorſäle über ihnen zu wölben, und einen Schwarm von Klienten und Dienern um ſie her zu verſammeln. Ein beſcheideneres Glück wird ihnen vollkommen genügen, wenn es ihnen erlaubt iſt, frei von Sorgen, ihres Lebens froh zu werden, und die Vergnügungen deſſelben mit gleichgeſinnten Freunden zu genießen. Das höchſte, wie das reinſte Glück aber

noch! Tauſende und tauſende ſtreifte und ſengte die rauhe Hand des Mißgeſchicks, die ſchonungsloſe Bosheit hinweg: und tauſend andere drängten ſich aus ihren Knoſpen, und quollen hervor in überreicher Fülle.

Nie war ein treuer Führer ermahnend, warnend an ſeine Seite getreten. Auch ohne ſolchen hatte ſein Geiſt die rechten Bahnen erkannt, und wenn er ſich von ihnen verirrte, ſich immer aus eigner Kraft wieder darauf zurückgefunden.

Die Lebenskraft und der Lebensmuth dieſer Bruſt, die Begeiſterung dieſes Herzens für das Gute und Schöne ſchienen unerſchöpflich zu ſeyn.

Wenn inzwiſchen das Schickſal einen Unglücklichen zu Grunde richten will: ſo weiß es mit ſeiner Aufgabe immer zu Stande zu kommen. Dieſen ſchmettert es mit einem einzigen Keulenſchlage zu Boden, oder ſtürzt ihn mit einem Ruck in den Abgrund: jenen geißelt es ſo lange, ſo hämiſch, und ſo unaufhörlich mit Ruthenſtreichen, bis er zuletzt erſchöpft dahin ſinkt. Alles weiß es ihm zur Qual zu wenden; aus Allem weiß es ihm Gift zu bereiten; jeder frohen Erwartung weiß es den Schmerz unterzuſchieben, jede Hoffnung weiß es ihm zu verkümmern; und bei jedem muthigen Aufſchwunge zieht es ihm mindeſtens einige Federn aus, bis er eben nur ſo viel Kraft übrig behält, um dieſe in fruchtloſen Verſuchen, ſich über den Boden zu erheben, von ſelbſt dahinſchwinden zu ſehen.

Mit Caſtalio hatte es den zweiten Weg eingeſchlagen. Lange genug hatte er mit immer friſchem Muth gegen ſeinen feindſeligen Groll und gegen den Unmuth

über ſein Schickſal gerungen. Aber endlich ſah ich dennoch die Saiten ſeines Geiſtes, wie ſeines Gemüthes, erſchlaffen; und ſein früher oft leidenſchaftlicher Unmuth ging in eine kalte, gleichgültige Ruhe über. Vertrauensloſigkeit bemächtigte ſich ſeiner ganzen Seele. Die ſchlimmſte aller Krankheiten des Geiſtes befiel ihn jetzt: er hatte Urſache mit dem Schickſal zu grollen, und er hielt dieſen Groll feſt und gewann ihn lieb.

Da warf die Liebe einen ihrer reinſten und hellſten Strahlen in ſein dunkles Leben.

Streiflichter.

Ich befand mich damals in Leobersdorf bei Baden, und hatte ſehr oft Gelegenheit nach Wien zu kommen. Es war am 20. October des Jahres 1811, als ich bei einem ſolchen Beſuche ſogleich nach Tiſche zu Caſtalio eilte. Sein Gemüthszuſtand hatte in der letzten Zeit offenbar nachtheilig auf ſeine Geſundheit zurückgewirkt, und dieſe mir zu entſchiedenen Beſorgniſſen Anlaß gegeben. Wie ſehr fand ich ihn nicht verändert! Wie überraſcht war ich nicht, ihn ſo verändert zu finden!

Mehr glücklich abgelauſcht, als errathen, hatte ich ſchon früher, daß eine unterdrückte Liebe, die wenig oder nichts hoffte, an ſeinem Inneren zehrte. Ich war um mehrere Jahre jünger als er: und dieſer Umſtand, ſo wie die hohe Achtung, die ich für ſeinen Charakter, wie für ſeine Geiſtesüberlegenheit hatte, machten, daß, wie ſehr er mich auch liebte, dennoch nicht jene Vertraulichkeit zwiſchen uns Statt finden konnte, welche ſonſt zwiſchen Freunden von gleicherem Alter nicht zu fehlen pflegt.

Ich enthielt mich unbeſcheiden zu forſchen; aber nur die glückliche Liebe konnte eine ſo raſche und gänzliche Umwandlung ſeines ganzen Weſens hervorgebracht haben. Späterhin öffnete ſich mir ſein Herz freiwillig; er war zu glücklich, um ſein Glück in ſich zu verſchließen, und ich lernte ſogar ſeine Geliebte kennen, die Witwe eines — ſchen, während der letzten Invaſion in Wien verſtorbenen Legationsrathes. Je höher inzwiſchen meine Erwartung geſpannt geweſen war, um deſto weniger fand ich ſie im erſten Augenblicke befriedigt. Ich habe ſchönere Frauen geſehen. Die Züge ihres Geſichtes waren edel und übereinſtimmend; doch konnten nur die freie, offene Stirne, die ſchön gewölbten, ſchwarzen Braunen über den dunklen Augen, und das äußerſt reizend geformte Kinn für ausgezeichnet gelten. Aber wenn auch nur der leiſeſte Hauch des Gefühls ihre Seele bewegte; wenn irgend ein hoher oder anziehender Gedanke ſie ergriff, oder ihr geboten ward: dann verbreitete ſich über alle ihre Züge ein hinreißender Zauber und der Ausdruck derſelben wurde unwiderſtehlich. Dann wurde es ſichtbar, jede edle Empfindung, jeder Anklang des Guten und Schönen, jeder geiſtreiche Scherz fand hier ſeinen Widerklang Winkelmann hat Recht: Die beſeelte Schönheit allein iſt es, die ſchön iſt.

Die Romanze.

Caſtalio hatte in einer der angenehmſten Vorſtädte Wiens eine ſehr helle und freundliche Wohnung inne, die aber im letzten Sommer durch einen neuen Anbau viel verloren hatte, und merklich dunkler gewor-

den war. Da gerade um dieſe Zeit ſein Unmuth ſich immer mehrte, und manchmal auch mich verletzte: ſo nahm ich von jenem Bau Veranlaſſung zu ſagen: ſein Gemüth verdunkle ſich, wie ſeine Wohnung, und es werde in beiden gleichmäßig düſterer, wie jener Bau vorrücke. Durch Wiederholung dieſes Scherzes waren die Bilder von Helle und Dunkelheit, von Licht und Finſterniß zur Bezeichnung ſeines, und gelegenheitlich auch meines Gemüthszuſtandes unter uns ſtehend geworden, und wir bedienten uns ihrer im Scherze, wie im Ernſte, nach allen ihren Schattirungen. Jetzt ſchritt freilich die unfreundliche Jahreszeit immer mehr vor, und immer fühlbarer wurde der Nachtheil jenes Baues, je näher die Winterſonnenwende heranrückte. Aber jetzt konnten wir nur mehr die eine Hälfte unſers Bildervorrathes brauchen. Ein helleres Licht, als am Himmel leuchtete, war in Caſtalio's Seele aufgegangen, und verbreitete ſeinen Verklärungsſchimmer über Himmel und Erde. Und wie rein, wie mild, wie heiter glänzte nicht dieſer Schimmer! wie gänzlich vertilgte er nicht jeden trüben Schatten von Groll und Unmuth! wie raſch und leicht bewegte in dieſem Lichtmeer nicht der Geiſt ſeine Schwingen, und fand Bahnen, die er früher kaum geahnet hatte: und wie muthig ſtrebte er im ſeligen Gefühl ſeiner Erneuerung nicht auf zum erſten Quell alles Lichtes! Auch auf mein Leben fiel der Widerſchein dieſer Verklärung. Nie bin ich beſſer, nie menſchlicher, und trotz des Widerwärtigen meiner Lage, nie heiterer geweſen. Das Glück eines Freundes, den ich liebte und ehrte, machte auch mich glücklich; und wie die Liebe

ſein Gemüth erhob und begeiſterte: ſo wirkte ſeine Begeiſterung auch auf mich erhebend zurück.

So verging der Winter. Die Tage wurden länger und heller; aber Caſtalio's Stirn ſchien ſich jetzt manchmal zu umdüſtern. Ich fragte nicht, und hoffte es ſollte vorüber gehen. Eines Abends traf ich ihn am Pianoforte. Er phantaſirte ſchweigend in leiſen Tönen vor ſich hin. Auf dem Pulte lag eine Romanze aufgeſchlagen, die er eben erſt, oder vor Kurzem, ſelbſt gedichtet und componirt haben mochte. Ich las. Die erſten beiden Strophen ſind mir im Gedächtniß geblieben.

Will ſo früh es Nacht ſchon werden,
Hat es doch kaum recht getagt:
Sonne! ſinkeſt du ſchon wieder,
Eh' noch hell dein Strahl geglänzt?

Blüthen, die ihr euch den Knoſpen
Kaum entwunden, welkt ihr ſchon;
Laue Frühlingslüfte wandelt
Ihr ſo ſchnell in Froſt euch um?

Die Melodie dieſer Romanze hatte etwas ungemein Ergreifendes; und täuſchte mich mein Gefühl nicht: ſo lag dieſes darin, daß ein Anklang von kalter Reſignation mit dem Tönen der tiefſten Wehmuth auf eine wunderbare Weiſe in ihr verſchmolzen war.

Und immer mehr wurde es Nacht. Wie am heiterſten Tage die aufſteigenden Nebel ſich um die Sonne legen, und erſt ein trübes Dunkel verbreiten, das immer düſterer und bänglicher wird, bis ſich endlich die volle Gewitternacht über die Erde lagert, und der Wetterſtrahl herabzuckt: ſo lagerte ſich immer drückender

der finstere Unmuth, die hoffnungslose Verzweiflung auf Castalio's Seele. So rückte die Sommersonnenwende herbei. Drei Tage nach dieser besuchte ich ihn. So lang ich lebe wird das Bild jenes Abends, jener Nacht nicht aus meinem Gedächtnisse schwinden. Nicht die wilde Heftigkeit des Schmerzes war es, was ich sah; auch nicht jenen kalten Groll, welchen das Übermaß desselben öfters zu erzeugen pflegt. Ich sah einen Schmerz, der die Seele vernichtete. Auch mich vernichtete dieser Schmerz. Ich wußte dem Unglücklichen nichts zu sagen, ihn nicht zu trösten. Mit verschränkten Armen, mit offner Brust stand er fast regungslos im Fenster. Wenn ich seine Hand ergriff, so ließ er sie mir; und ließ ich sie fahren, so sank sie wie leblos herab. Gegen Morgen hatte ich ihn zu seinem Stuhl am Pianoforte geführt. Auch hier saß er ohne sich zu regen. Nur als Morgens der Bediente hereintrat, und die Jalousien aufstieß, und plötzlich das helle Tageslicht in das verdüsterte Zimmer drang, zuckte ein wilder Schmerz über alle Muskeln seines Gesichtes. Der Ausdruck desselben in diesem Augenblicke läßt sich nicht bezeichnen. Jahre lang hat die Erinnerung daran mich verfolgt, und wenn heitere Bilder in meiner Phantasie auftauchten, oftmals wie ein Nachtgespenst sie weggeschreckt.

Ad libitum.

Die Überschrift dieses Abschnittes soll anzeigen, daß es gänzlich dem Leser überlassen bleibe, den Faden von Castalio's Geschichte nach eigenem Belieben weiter Fortzuspinnen. Ich selbst finde nämlich für gut, sie hier

abzubrechen. Man wird mein Werk, ſo wie nach andern Beziehungen, gewiß auch als ein humoriſtiſches beurtheilen, was es doch weder ſeyn will, noch ſeyn ſoll; — zum mindeſten Herr Doktor Carl R—k—l, der durchaus zum lauten Lachen oder zum lauten Weinen gebracht ſeyn will: — warum ſollte ich alſo auf die Willkür des Humoriſten Verzicht leiſten, der von allen Schriftſtellern am wenigſten von ſeinem Verfahren Rechenſchaft ablegt.

Der Leſer mag demnach den Verfolg von Caſtalio's Geſchichte ſelbſt dichten. Gehört er nun zu denjenigen, die menſchlich genug empfinden, um an dem Glück eines Andern Freude zu haben, und in der Betrachtung deſſelben ein eben ſo reines als edles Vergnügen zu finden: ſo wird er nicht nur jene finſtere Gewitterwolke, die über Caſtalio's Haupt ſich zuſammengezogen hatte, zertheilen, und den heiteren Tag zurückführen: er wird auch ſo viel Licht und ſo viel magiſchen Schimmer darüber ausgießen, als er nur immer vermag; und den Mittagshimmel ſeiner Liebe und ihre Abendröthe mit ſo viel goldenen Wolken umſäumen, und ſie mit ſo reizenden Tinten ausmalen, als ſein Farbentopf ſie nur immer beſtreiten kann. Wie nun aber der Werth eines vorzüglichen Gemäldes nicht in bloßen Lichteffecten oder in einer friſchen und kräftigen Färbung allein beſteht, ſondern auch eine geiſtreiche und dem Gegenſtande entſprechende Erfindung und eine richtige Zeichnung dazu erfordert werden: ſo wird er, um ſeinem Bilde in ſich ſelbſt Beſtand zu geben, und an demſelben eine wahre Freude haben zu können, ſich auch um die Wahrheit

und den innern Zuſammenhang ſeiner Erfindung, ſo wie um die pſychologiſche Richtigkeit der Ausführung aller einzelnen Theile bekümmern, und will er es mir zum Danke machen, dabei nicht bloß ſehr ſorgfältig, ſondern auch ein wenig grübleriſch und pedantiſch zu Werke gehen.

Ein ſolcher Leſer wird daher, eh' er in den Farbentopf greift, um das Bild von Caſtalio's Glück zu malen, ſollte er auch, wie ich ſelbſt, der Meinung ſeyn, daß das ſittliche Streben ſich nirgends von unſern Neigungen abhänzig machen dürfe, darum nicht minder zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Hauptpunkt wenden. Er wird ſich zuerſt im Allgemeinen die Frage ſtellen: ob denn die Liebe wirklich eine ſolche Zauberkraft beſitze, daß ſie die Grundlage unſrer ſittlichen Veredlung abgeben, und uns zu einem entſchiedenen und erfolgreichen Streben nach dieſer begeiſtern könne. Er wird die Antwort auf dieſe Frage nicht bei den Dichtern ſuchen, die mittelſt der Liebe aus jedem Pinſel einen Helden, ſo wie häufig genug aus dem Helden einen Pinſel machen, ſondern bei dem Pſychologen: obwohl ich gerne geſtehe, daß mir, was dieſe gewöhnlich zu antworten wiſſen, ungenügend zu ſeyn ſcheint. Denn wenn das gänzliche Hingeben an die Betrachtung der Vorzüge des geliebten Gegenſtandes; wenn der Wunſch ſeiner ſo vollkommen als möglich werth zu ſeyn, gleich allerdings begeiſternd und ermuthigend auf das Gemüth des Liebenden einwirken: ſo erklären ſie darum doch nicht Alles. Mir ſcheint dieſe Wirkung der ſittlichen Liebe vielmehr vorzüglich daraus hervorzugehen, daß

Dasjenige, was uns nach unſerer Eigenthümlichkeit als das Höchſte, das der Liebe und Verehrung Würdigſte, und als das Beglückendſte im Gemüthe aufgegangen, und von uns erkannt worden iſt, uns in dem geliebten Gegenſtande als ein Wirkliches begegnet, und wir uns nun dadurch, weil der entſchiedene Zug, gerade zu dieſen geiſtigen und ſittlichen Vorzügen, nach der Eigenthümlichkeit, in welcher ſie ſich darſtellen, in uns liegt, in unſerem Streben darnach gekräftigt und gefördert finden. Dadurch nämlich, daß uns das Höchſte und Würdigſte in dem geliebten Gegenſtande nicht in bloß poetiſcher Anſchauung, oder in einem unbeſtimmten Begriffe, ſondern als ein Wirkliches entgegen tritt, womit wir uns auf das innigſte zu verbinden, und das wir ſo vollkommen, als möglich, zu beſitzen wünſchen, erhält nicht nur unſer Streben nach eben jenen Vorzügen, ſondern unſer ganzes Weſen einen höheren Grad von Klarheit und Sicherheit. Eben die reinſte und ſittlichſte Liebe iſt es aber, welche hier immer am wenigſten irrt, und am wenigſten ſich verirrt; ſelbſt dann nicht, wenn ſie den Schimmer einer idealen Verklärung über den geliebten Gegenſtand ausgießt, und ſein Haupt mit Strahlen umflicht, welche ſie nicht dieſer armen Erde abgeborgt hat.

Will nun der geneigte Leſer dieſer Erklärung — die ihn allerdings an die Marotte des dürren Magiſters erinnern dürfte, keine Poeſie gelten zu laſſen; die ſich nicht aus der Proſa des Wirklichen aufbaue — ſeinen Beifall geben: ſo wird er ſich dadurch zu zwei Stücken bewogen finden. Er wird ſich, hoff' ich, bewogen fin-

den, mir das Zeugniß zu geben, daß ich, obwohl ich Caſtalio's Geſchichte nur mit ein paar Strichen ſkizzirt habe, ihm bei dieſem die Anwendung jener Erklärung ſo leicht, als möglich gemacht, und ſo nahe als möglich gelegt habe. Denn liegt in der ſittlichen Liebe wirklich die Kraft, uns für das Schöne und Gute zu begeiſtern, uns zu dem regſten Streben darnach zu befeuern, uns mit dem freudigſten Muth und dem zuverſichtlichſten Vertrauen zu erfüllen, daß wir dieſes Ziel ſicher erreichen werden: wo ſollte die Kraft ſich entſchiedener bewähren, als an einem Gemüthe, das tauſendfach beirrt und mit ſich ſelbſt zerfallen, durch das höchſte und reinſte Glück, das es ſich erſehnte, und in dem es ſich vollkommen befriediget findet, zu einem klaren und ſicheren Bewußtſeyn ſeines Strebens und ſeines Werthes geführt wird. Wie ein Wanderer, der in finſterer Nacht ſcheu, unſicher, zagend, von tauſend Beſorgniſſen beklemmt, von tauſend Gefahren umgeben, von einem Abweg auf den andern verlockt, jetzt beim Anbruch der Morgenröthe ſich unerwartet auf ebenem Pfade zu ſeinem Ziele erblickt, und alles Bangen und alles Zagen von ſich ſchüttelnd mit friſcher Kraft darauf zuſchreitet: ſo ſieht auch ein ſolches Gemüth, wie durch das plötzliche Hervorbrechen eines überirdiſchen Lichtes, die beängſtigende Nacht ſeines Unmuthes und ſeiner Zweifel verſchwinden; in heller Klarheit erkennt es das Ziel ſeiner beſſeren Sehnſucht, und mit freudigem Vertrauen auf die ihm wiedergekehrte Jugendkraft regt es muthig die Schwingen, um die offene Bahn zu durchfliegen, die es ſonſt nur geahnt, und an deren Daſeyn ſelbſt

es zuletzt im vertrauungslosen Mißmuthe verzweifelt hatte.

Das Zweite, was ich von dem geneigten Leser hoffe, ist, er werde, wenn er mit der Zeichnung Castalio's im Reinen ist, auch etwas an die Zeichnung der Dame wenden. Hier habe ich ihm freilich schlecht vorgearbeitet; aus dem zureichenden Grunde, weil ich sie nur zwei Mal, und darunter noch dazu einmal nur in größerer Gesellschaft gesehen habe, so daß ich kein hinreichend bestimmtes Bild von ihr gewinnen konnte. Inzwischen soll es, glaub' ich, dem Leser nicht sehr schwer fallen, das Bild zu vollenden. Mit jener leisen Fühlbarkeit des Gemüthes, mit jener regen Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, die ich selbst als auszeichnende Züge dazu geliefert habe, wird er die Sache für keinen Fall abgethan glauben dürfen. Denn wenn das Weib veredelnd und versöhnend, ermuthigend und kräftigend auf den Mann zurückwirken, und ihn über sich selbst erheben soll: so wird es ihr selbst an Erhebung des Geistes und an einem lebendigen Bewußtseyn ihres sittlichen Werthes nicht fehlen dürfen. Dennoch wünschte ich nicht, daß der Leser bei der Ausmalung ihres Bildes mit allzu wohlgemeinter Sorgfalt verführe, und, alle geistigen und sittlichen Vorzüge in demselben zu vereinigend bemüht, eine Art von Ideal zu Stande brächte, das schwer oder gar nicht zu finden wäre. Wenn er in dem Weibe, welches er schafft, einen hellen Verstand mit einem richtigen und dabei tiefen Gefühl, Innigkeit der Empfindung und Heiterkeit des Geistes, Charakterkraft ohne Starrsinn mit sanfter Milde und natürlicher

Herzensgüte zu verbinden weiß, und ihr dabei eine lebhafte Empfindung, ſo wie ein klares Bewußtſeyn ihres ſittlichen Werthes gibt: ſo wird er ſie reich genug ausgeſtattet haben, um die höchſte Liebe und Verehrung auch des beſten Mannes zu verdienen, und der Hypotheſe von der veredelnden Kraft der Liebe alle mögliche Ehre zu machen.

Hat er nun ſein Werk einmal ſo weit geführt: ſo bleibt ihm wenig mehr zu thun übrig. Denn es gibt wohl keine feſtere Grundlage, ſo wie keine größere Bürgſchaft für das Glück der Liebe, als daß beide Theile in ihrem ſittlichen Streben durch einander ſich gefördert fühlen. Und nun mag er ſeine beſten Farben daran wenden, um die übrige Zuthat dieſes Glückes ſo reich und ſo reizend auszumalen, als ihm nur immer möglich iſt. Vielleicht wird er am beſten thun, wenn er auch hier mehr auf jenen ſanften, milden Farbenton bedacht iſt, der uns überall ſo gewinnend anſpricht, wo wir ihn immer treffen, als auf jene üppige Farbenpracht, die das Auge mehr überraſcht und verwirrt, als ſie es erquickt und dauernd befriedigt. Immerhin mag er es daher unterlaſſen, den glänzenden Prunk und Schimmer des Glückes über ſeine Schützlinge auszugießen, Baldachine und Marmorſäle über ihnen zu wölben, und einen Schwarm von Klienten und Dienern um ſie her zu verſammeln. Ein beſcheideneres Glück wird ihnen vollkommen genügen, wenn es ihnen erlaubt iſt, frei von Sorgen, ihres Lebens froh zu werden, und die Vergnügungen deſſelben mit gleichgeſinnten Freunden zu genießen. Das höchſte, wie das reinſte Glück aber

werden ſie immer in ſich ſelbſt finden; in dem Gefühl, ſich wechſelſeitig zu lieben; ganz einander anzugehören; und durch die unzerreißbaren Bande einer ihrer ſelbſt ſich klar bewußten Neigung, wandelloſer Treue, und innigen Vertrauens mit einander verbunden zu ſeyn.

Hat die Phantaſie des geneigten Leſers nun dieſes Hauptbild vollendet: ſo wird es ihr leicht ſeyn, ſo viele Copien davon zu nehmen, als ſie nur immer Luſt hat. Ich ſage Copien; mit Recht und Unrecht. Die Hauptperſonen nämlich werden in jeder derſelben dieſelben bleiben: denn daß in den ſpäteren Gemälden die friſche Farbe der Jugend von ihren Wangen verflogen ſeyn, und ihr ſchwarzes Haar grau gefärbt erſcheinen wird, wollen wir billig nicht in Anſchlag bringen. Und dennoch wird keine dieſer Scenerien der andern gleich, und jede eigenthümlich und neu ſeyn durch irgend einen beſondern Zug von jener ſüßen Vertraulichkeit, welche in einer glücklichen Ehe jedem Tag ſeine eigene Würze gibt, und von jenem Beſtreben, jeden Tag eine Blüthe in das Leben des geliebten Gegenſtandes zu flechten, die, weil ſie nicht ſelten und koſtbar iſt, darum nicht minder lieblich duftet, und nicht ſchneller hinwelkt. Iſt nun dem Leſer das Glück ſeiner Schützlinge bei jedem dieſer Bilder theurer geworden: dann mag er, um das letzte in der ganzen Reihe zu vollenden, ſeinen Pinſel in den zarteſten Duft der Abendröthe tauchen: denn nicht von der Erde darf er die Farben nehmen, mit welchen er in den Blicken der Scheidenden die milde Wehmuth über ihre Trennung, mit dem heitern Rückblick auf ihr glückliches Leben und mit der heiligen Hoffnung verſchmelzen

will, daß ſie nach kurzer Friſt ſich wiederfinden und noch inniger, als ſie es in dieſem Leben waren, Eines mit dem Andern vereinigt ſeyn werden.

Die Ungeneigten.

Ich wünſche mir viele ſolche Leſer, wie Diejenigen, von welchen ich eben geſprochen habe: aber ich hoffe nicht, ſie zu finden. Die Phantaſie der meiſten Menſchen wird durch das Unglück Anderer leichter angeregt, als durch das Glück; ſie beſchäftigt ſich leichter und lebhafter mit den Bildern des erſteren, als des letzteren. Wenn wahre Bösartigkeit, oder auch nur reine Selbſtſucht der Grund dieſer Erſcheinung wären: ſo wäre es billig, in Caligula's Wunſch auszubrechen, daß alle Menſchen nur einen einzigen Hals haben möchten. Was inzwiſchen die Pſychologen im Allgemeinen darüber ſagen, daß nämlich das Gefühl bei den meiſten Menſchen zu flach oder zu ſtumpf ſey, um durch das Glück Anderer lebhaft angeregt zu werden, genügt keineswegs. Wir ſind vertrauter mit den Bildern des Unglücks, als mit denen des Glückes, denn weit öfter werden uns jene, als dieſe geboten; wir haben mehr von jenem zu fürchten, als von dieſen zu hoffen, und mächtiger wirkt auf das Gemüth die Furcht, als die Hoffnung. Auch haben die Bilder des Unglücks mehr Beſtimmtheit und ſchärfere Umriſſe, als jene des Glückes. Wenn wir irgend einmal auf einen wahrhaft Glücklichen treffen: ſo ruht ſein Glück in ſeinem Inneren; es ſproßt da aus ſeiner eigenthümlichſten Eigenthümlichkeit, und aus tauſend Wurzeln, die ſich unſerm Blick entziehen. Überdieß iſt

der Wunſch, ſelbſt glücklich zu ſeyn, ſo ſtark in uns, daß wir, wo von fremdem Glücke die Rede iſt, immer zuerſt an uns ſelbſt denken. Auch liegt das Bild der beſondern Art von Glückſeligkeit, die unſerer Eigenthümlichkeit am meiſten zuſagt, und die wir uns ſelbſt wünſchen, meiſtens in ſolcher Beſtimmtheit, und ſo ausgebildet in uns, daß wir faſt nur dieſe beſondere Art von Glückſeligkeit recht lebhaft empfinden können, und dabei, wenn wir ſelbſt ſie entbehren, Andere aber im Beſitz derſelben ſehen, ſelten von den Regungen des Neides und der Mißgunſt gänzlich frei bleiben.

Dieß Alles zuſammengenommen läßt mich nicht erwarten, daß die größere Zahl der Leſer geneigt ſeyn werde, ſich viele Mühe zu geben, um die finſtere Wolke, die ſich über Caſtalio's Haupte zuſammengezogen hatte, zu zertheilen, und ſeine Geſchichte im Sinne jener kleineren Anzahl von Geneigten fortzuſpinnen. Sie werden im Gegentheile ganz kurzweg annehmen, er habe ſich erſchoſſen, erſäuft, erſtochen oder aufgehängt; oder er ſey außer Landes, oder in eine entfernte Provinz gegangen, und habe ſich dort langſam zu Tode gehärmt; welche Letztern denn allerdings am nächſten gerathen haben dürften, da ich ihn im Jahre 1819 in Zara antraf, und ſein Ausſehen, wie ſein theilnahmsloſes Betragen, kein günſtiges Zeugniß weder für ſeine phyſiſche, noch für ſeine moraliſche Geſundheit ablegte. Eben ſo kurz werden ſie ſich die Frage beantwortet haben: was wohl die Veranlaſſung geweſen ſey, daß Caſtalio's Glück ſich ſo ſchnell in das Gegentheil verwandelt habe? Die Meiſten werden — denn man räth immer auf das Gewöhn-

lichſte zuerſt — auf Beſtandloſigkeit von Seite ſeiner Geliebten rathen, und wenn ſie ein bischen pſychologiſche Stümper ſind, der Meinung ſeyn, es habe ihr, bei allen ihr zugeſtandenen Vorzügen, dennoch an Erhebung des Geiſtes und an feſter Willenskraft gefehlt. Ich ſelbſt habe jene Frage gänzlich unberührt gelaſſen; aus dem, wie ich glaube, ſehr zulänglichen Grunde, weil ich von dem Zuſammenhange der Sache nur unvollkommen, und beinahe ſo wenig, als gar nicht, unterrichtet bin.

Am unbarmherzigſten werden jene Leſer aber ganz gewiß mit meinem armen Caſtalio verfahren.

Sie werden ſagen, es ſey eine Thorheit von ihm geweſen, ſein ganzes Lebensglück, und ſeinen Lebensmuth an die Liebe eines wandelbaren Weibes zu knüpfen.

Hier, guter Caſtalio, werde ich dich nicht ſtecken laſſen. Ich werde die Thorheit freilich zugeben müſſen, mindeſtens wenn es mit der Beſtandloſigkeit Derer, die du ſo wahr, ſo rein und ſo innig liebteſt, ſeine Richtigkeit haben ſollte; aber ich werde jene Ungeneigten erſuchen, das Wenige, was ich von dir erzählt habe, noch einmal zu leſen, und wie viel Stümper ſie auch in der Kenntniß des menſchlichen Herzens ſeyn mögen, mir dann zu ſagen, ob es anders bei dir kommen konnte, als es wirklich gekommen iſt. Freilich wird dir das wenig helfen; denn ſie werden behaupten, es ſey darum nicht minder eine Täuſchung geweſen, wenn du glaubteſt durch deine Liebe dein Lebensglück feſt begründen, und an ihr deinen geſunkenen Muth wieder aufrichten zu können. Nun werde ich mich zwar auf

das berufen, was ich über die Macht der Liebe oben bereits angeführt habe: aber sie werden, fürcht' ich, auf mein Citat wenig Rücksicht nehmen, und mir ihrerseits den Bruder Thomas Philostorgius mit seinem: »Hm, ja, Sie war einst gerade nicht übel;« das Philisterthum von Bruder Gottfrieds Ehe, und Herrn Jonas Schweinställchen citiren. Will ich ihnen nun auch jenes Gemälde der dir geneigteren Leser vorhalten: so wird das wieder wenig helfen. Sie werden, wenn sie einen solchen Verlauf der Dinge nicht gleich von vorne herein für eine poetische Pinselei erklären, zum mindesten behaupten, daß er, als wirklich angenommen, eine so seltene Ausnahme seyn würde, daß er gar nicht in Rechnung gebracht werden könne, und daß wenn sich ja wirklich einmal das Glück der Liebe bei zwei Menschen in dem probehältigen Werth, und in dem Schwung ihrer Empfindungen fester, als gewöhnlich begründet finde, dasselbe dennoch tausend äußeren Zufällen ausgesetzt sey, und von diesen nur sehr selten begünstiget werde. Sie werden eine zahllose Reihe jener Zufälle und Veranlassungen zum Mißmuth, zum Kummer und zu den stechendsten Sorgen aufzuzählen wissen, die auch bei Verbindungen, welche sonst noch hätten glücklich seyn können, den herbsten Wermuth in den Becher der Freude gießen. Auch dabei aber werden sie es nicht bewenden lassen. Sie werden den Gehalt der Empfindung selbst zu verdächtigen suchen, und behaupten, nur selten besitze ein Mann Energie der Seele, und noch weit seltener ein Weib Erhebung des Geistes genug, um durch die Hingebung an ein einziges Gefühl sich gänzlich

befriedigt zu finden. So ſey jenes Gefühl im Manne immer dem unruhigen Drängen und Treiben anderer Wünſche und Beſtrebungen, im Weib immer dem Unbeſtand und Wankelſinn ausgeſtellt. Wo ſich aber auch immer jene Kraft des Gemüthes, an einem Gefühle feſtzuhalten, in ihrer höchſten Potenz finde: da vermöge ſie ſich doch nie auf gleicher Höhe zu halten; jeder Tag trage das ſeinige dazu bei, ſie herabzuſpannen; und jeder nehme etwas von dem magiſchen Schimmer hinweg, den wir eben bei dem Glück der Liebe am meiſten für unvergänglich halten, und der ſich bei keiner andern Art von Glück als ſo wandelbar und vergänglich ausweiſe.

Glaube nicht, guter Caſtalio, daß ich deine Sache ſo leichtſinnig aufzugeben geneigt ſey. Schon meines Reſultates wegen kann ich es nicht. Denn der Liebe war ich noch immer am meiſten geneigt es zuzutrauen, daß der Menſch durch ſie ſich in der Beſchränkung ein ſicheres Glück gründen, und auf dieſe Weiſe zu einem reinen Gefühl ſeiner Kraft gelangen könne.

Selbſtgeſtändniß.

Ich möchte keinen von dieſen ungeneigten Leſern zum Freunde haben.

Ich habe bereits oben bemerkt, Caſtalio ſey um mehrere Jahre älter geweſen, als ich. Wenn darum auch nicht jene rückſichtsloſere Vertraulichkeit, wie unter Freunden von gleicherem Alter, zwiſchen uns Statt finden konnte: ſo liebte er mich dennoch auf das innigſte, und ich hing an ihm mit ganzer Seele. Dennoch, als jener

Schlag ihn traf, ging dieſe freundſchaftliche Zuneigung von ſeiner Seite, nicht bloß in Erkaltung, ſondern in gänzliche Theilnahmsloſigkeit und Gleichgültigkeit über. Die herzliche, ich darf ſagen ängſtliche Theilnahme, welche ich ihm bei ſeinem Schmerz zeigte, rührte ihn nicht im geringſten, und er ſchien jede Empfänglichkeit für irgend etwas Anderes, als für dieſen verloren zu haben. Als er einige Monate darauf nach Ungarn ging, und von da nach Zara verſetzt wurde, ſchrieb er nur ein oder zwei Mal; und als ich ihn in letzterer Stadt ganz unerwartet antraf, äußerte er keine größere Freude, als wir allenfalls empfinden, wenn wir zufällig auf einen alten, uns ſonſt aber ganz gleichgültigen Bekannten ſtoßen. Seit jenem Zuſammentreffen habe ich auch nicht das Geringſte von ihm erfahren.

Damals that mir ſein Betragen wehe, obwohl ich es entſchuldigte; jetzt habe ich die Sache anders anſehen gelernt.

Auch ich habe ſeit jener Zeit die Macht des Schmerzes empfunden. Ich habe Freunde, auf deren Anhänglichkeit ich feſt vertrauen kann, und ich liebe ſie auf das zärtlichſte. Mehr; ich rechne die Pflichten der Freundſchaft unter die heiligſten und unverbrüchlichſten: denn wen ſollen wir lieben, wenn wir diejenigen nicht lieben, welche uns lieben. Aber dennoch habe ich, wenn mich die ganze Heftigkeit eines Schmerzes ergriff, wenn ich in einzelnen Perioden meines Lebens tiefer in Kummer und Unmuth verſank, es lebhaft gefühlt, daß auch meine liebſten Freunde mir gleichgültig wurden. Ich habe mir in ſolchen Perioden mehr als einmal gefragt,

ob ich wohl hinreichende Kraft haben würde, in dieſem Zuſtande den Pflichten der Freundſchaft Genüge zu leiſten. Ich habe mir mit: Ja, geantwortet, und ich durfte es: denn ich habe ſeither zwei entſcheidende Erfahrungen darüber gemacht. Aber auch nur die bloße Pflichterfüllung war es, was ich mir abzuringen vermochte. Wie wenig aber war das nicht! Und wenn nun der Freund gerade in dieſem Augenblicke einer herzlichen Theilnahme bedurft hätte? wenn er mehr, als dieſe, wenn er der zarteſten Schonung bedurft hätte?

Iſt die Leidenſchaft weniger eigenſüchtig, als der Schmerz? Wenn dieſer die Bande der Freundſchaft auflöſt, werden ſie jener heilig und unverletzlich ſeyn? Es hat in der älteren, wie in der neueren Zeit Enthuſiaſten in der Freundſchaft gegeben, und wer auch den Glauben an einen Enthuſiasmus in der Freundſchaft, welcher jede Leidenſchaft überwiegt, die damit in einen Widerſtreit tritt, nicht faſſen kann, verdient es gewiß nicht, einen Freund zu beſitzen. Wie ſtark und lebendig aber auch jener Enthuſiasmus ſeye der Pſycholog wird immer einen Grad von Leidenſchaft zugeben müſſen, der es vermag ihn aufzuheben. Die Geſchichte erzählt uns die glänzendſten und rührendſten Beiſpiele von aufopfernder Freundſchaft; aber ſie zählt noch weit mehrere von den entſchiedenſten Siegen auf, welche ſelbſt in edlen Gemüthern die Leidenſchaft über die Freundſchaft zu erringen wußte.

Es gibt gewiß kein feſteres Band der Freundſchaft, als das gemeinſchaftliche Streben nach einem großen, rühmlichen Zwecke. Eine ſolche Freundſchaft vermag in

ſtarken Seelen wohl auch den Sieg über die Liebe zu gewinnen, obwohl Shakſpeare meint: Freundſchaft ſey in allen Dingen zuverläßig, nur eben in der Liebe nicht. Allein weit gefährlicher wird ihr vielleicht eine andere Leidenſchaft werden, der Ehrgeiz. Eben wo ſie uns in jener edelſten Form, als Verbindung zur Erreichung eines großen, ruhmvollen Zweckes erſcheint: da erſcheint auch die Neigung zum Freunde, in ſo fern jener Zweck zugleich das Ziel des Ehrgeizes iſt, von vorne herein abhängig von den Forderungen des Letzteren; wenn gleich nicht als Dienerin, doch als Gehülfin eigenſüchtiger Abſichten in Anſpruch genommen. Was immer daher dieſe Abſichten mit ihrem Ziele entzweit: entzweit nothwendig auch den Freund mit dem Freunde; um ſo nothwendiger, da die Freundſchaft hier ein offenbares Recht zu haben glaubt, das gewünſchte Opfer in Anſpruch zu nehmen.

Gibt es aber wirklich, was hier nicht geläugnet werden ſoll, einen Grad von Freundſchaft, der jede Prüfung aushält: wo wollt ihr dieſen Freund finden; und wenn ihr ihn findet, wie wollt ihr ihn verdienen? Wie anders, als wenn ihr mit ihm auf gleicher Höhe ſteht, oder euch auf die gleiche Höhe zu ihm erhebt. Geſteht es ein, ihr müßt hier unter Hunderttauſenden vom Glücke ausgezeichnet werden, und unter Hunderttauſenden der Auszeichnung werth ſeyn; oder ihr werdet mit dem Verſuch, ganz im Freunde zu leben, eh' ihr es euch einbildet, verunglücken können.

Bedenklichkeiten.

Ich fange an zu fürchten, es ſteht um mein Reſultat nicht zum Beſten. Das habe ich nun von der feinen Standrede, die ich jenen Floskelkrämern und Phraſendrechslern über Kraft und Unkraft, von der Erinnerung an den dürren Magiſter aufgeregt, gehalten habe. Sie klingt mir jetzt ſehr zur Unzeit in den Ohren. Liebe und Freundſchaft ſind ein paar gar hübſche Wörter: aber es kommt mir vor, als wenn gerade hier unſere Kraft, an das Ziel zu gelangen, das wir uns ſtecken, ſich als wahre Unkraft erweiſe. Beide ſind freilich darum nicht minder köſtliche Himmelsgaben, weil wir in ihnen unſer Ziel nicht vollkommen erreichen, und uns nicht vollkommen durch ſie befriedigt finden: aber daß wir gar nicht ſicher ſind, dieſes Ziel zu erreichen, daß wir von jedem Lüftchen nach der entgegengeſetzten Seite verſchlagen werden, und alle Hoffnungen auf Freude und Lebensglück jeden Augenblick ſich uns in Schmerz und Qual verwandeln können: das ſcheint mir das Bedenkliche bei der Sache.

»Das Leben des Mannes beſteht in der Ehre;« ſagt ein großer Schriftſteller. Damit wäre nun wenigſtens für die eine Hälfte des menſchlichen Geſchlechts feſtgeſtellt, was Leben ſey. Was iſt nun aber die Ehre? Nach Falſtaff: ein Wort, Luft; nach der Meinung minder berufener Philoſophen hingegen beſteht ſie in gerechten Anſprüchen, unſerer ſelbſt erworbenen Vorzüge wegen von Andern geachtet zu werden. Die erſte Definition iſt die eines Niederträchtigen; gegen die zweite

weiß ich nichts einzuwenden, als daß ſie mich — um mein Reſultat beringt.

Was mich am meiſten dabei verdrießt, iſt, daß ſie es auf eine ſo heimtückiſche Art thut. Auf den erſten Anblick ſieht man ihr das gar nicht an. Wenn die Ehre in gerechten Anſprüchen an die Achtung Anderer beſteht, ſo bedarf es, um ſie zu gewinnen, nicht mehr, als daß wir uns ſolche Anſprüche erwerben. Das aber hängt von unſerer Kraft ab; und ſomit wäre das rechte Ziel für unſere Kraft, und, wenn das Leben in der Ehre beſteht, auch die ſichere Bedeutung des Lebens gefunden. Da ſteckt nun aber ein ganzes Schock Heimtücke in dem Wort: Anſprüche. Jeder Anſpruch heiſcht Anerkennung. Denk' ich nun bei dem Streben nach Ehre den Anſpruch auf Anerkennung hinweg: ſo fällt jene mit dem bloßen Selbſtbewußtſeyn unſers Werthes zuſammen; iſt aber die Anerkennung jener Anſprüche durch Andere ein weſentlicher Beſtandtheil der Ehre: ſo ſieht es ſehr mißlich um das Gefühl unſerer Kraft aus, denn der Erfolg meines Strebens hängt dann nicht mehr von mir ſelbſt, ſondern von Andern ab.

Es iſt aber nicht zu läugnen, daß ſich bei Andern nur ein geringer Grad von Geneigtheit vorausſetzen läßt, uns die verdiente Ehre zuzugeſtehen; eben ſo wenig iſt zu läugnen, daß ſich in ihrer Mißgunſt, in ihrer ſehr nahe dabei betheiligten Eitelkeit, und in ihrem aus dieſer entſpringenden Wohlgefallen an Klatſcherei und Verleumdung eine bedeutende Ungeneigtheit dazu vorausſetzen laſſe; und am allerwenigſten iſt zu läugnen, daß dieſer Mangel von Geneigtheit und dieſe Ungeneigtheit

über unſere Ehre nach Willkür entſcheiden werden. Es iſt wahr, es iſt eine ungemein ſchöne Phraſe, eine ganz vortreffliche Phraſe, eine recht erhabene Phraſe: »die Anerkennung unſers Verdienſtes durch die Entſchiedenheit deſſelben erzwingen.« Aber — um zuerſt von den großen Leuten zu reden — nennt mir einen einzigen hiſtoriſchen Charakter, ſo groß, ſo edel, ſo erhaben er immer geweſen ſey, deſſen Ehre unangetaſtet geblieben wäre. Von der Verleumdung, von der Parteiſucht, meint ihr; und die Geſchichte habe an ihrem Ruf glänzend ihr Werk gethan, und ihn, wenn er befleckt geweſen, rein gewaſchen; und wenn er im Dunkel geſtanden, ihn in's helle Licht gerückt. An wie Vielen aber hat ſie wohl dieſes ehrenvolle Waſch- und Scheueramt verrichtet, und mit welchem Geſchick, und mit welchem Erfolge? Wie viele Andere hat ſie nicht aus Mangel an Einſicht oder ſorgfältiger Prüfung ruhig mit allen Flecken bedeckt gelaſſen, mit welchen Bosheit, Mißgunſt und Parteiwuth vom Anfang her ſie beſchmitzt hatten? wie viele Andere hat nicht ſie ſelbſt beſudelt; aus Unwiſſenheit, aus Leidenſchaftlichkeit, oder aus abſichtlicher Verleumdungsſucht. Und wenn ſie das Verdienſt geltend machen will, die Überlieferin des Verdienſtes zu ſeyn: wird ſie ſich auch anmaßen den Antheil mit Sicherheit zu beſtimmen, welchen, wenn etwas Großes geſchehen iſt, jeder Einzelne von denjenigen daran hatte, durch die es vollbracht wurde. Wenn ſie das aber nicht kann, wie kann ſie Anſpruch daran machen, eine wahrheitsliebende Beurtheilerin des Verdienſtes und eine gerechte Ausſpenderin der Ehre zu ſeyn. Seht zu, wie

ſie mit euern Zeitgenoſſen verfährt; wie weit hier ihre (ſicht und ihre Unparteilichkeit reichen: und beſtimmt d wie weit der entſchiedenſte Anſpruch auf Ehre auf Anerkennung dieſer Prieſterin der Wahrheit zählen d

Und dann ſeht euch um in dem engeren Kreiſe e Stadt, eures Fleckens, eures Dorfes, eures Hau ſeht wie die beleidigte Eitelkeit lauert, um auch an Beſten einen Flecken zu entdecken; wie die Mißg grinſt, wenn ſie einen ſolchen gefunden hat; wie Verleumdung ihn vergrößert, und die Klatſchſucht mit hafter Freude geſchäftig herumläuft, um ihn Jeden zeigen, der ihn ſehen will, oder nicht ſehen will. den rechtſchaffenſten Mann einen einzigen geringen F tritt begehen, und man wird ihn einen Schelm nen laßt den Verſtändigen einmal etwas Verkehrtes gen; und er wird ein Dummkopf heißen. Von Al wozu es den Menſchen an gutem Willen fehlt, iſt Anerkennen fremder Tugenden und Vorzüge gewiß jenige, wozu er am wenigſten geneigt iſt. Bedü das eines Beweiſes, ſo wäre er unwiderleglich durch Erfahrung geliefert, daß gerade überall Diejeni welche ſich am nächſten ſtehen, die ſich am beſten ken müßten, und am richtigſten zu würdigen vermöchten, mer am eifrigſten bemüht ſind, Einer der Ehre Andern einen Flecken anzuhängen. Gelinge es Einem, ſich gerechte Anerkennung zu erzwingen — diejenigen, deren Ehre bei gleichen Anſprüchen beſchm beſudelt, verläſtert, zerriſſen, und zu Grunde ge tet wird.

Wenn das Leben des Mannes in der Ehre beſte

ſo läßt ſich wenigſtens nicht läugnen, daß es an einem ſehr ſchwachen Faden hänge, den oft die Hand des feigſten Schurken zu zerreißen ſtark genug iſt.

Aus meinem Leben.

Eines, ſollte man denken, wäre geeignet, dem Verdienſt ſichere Anerkennung zu verſchaffen, Dankbarkeit. Aber indem ich eben verſuchen will, hier einen feſten Ankergrund zu ſuchen, ſtoße ich auf eine Stelle in Göthe's: Aus meinem Leben, die mich ſchnell wieder in die offene See hinausbläſt.

»Dank und Undank,« ſagt er, »gehören zu den in der moraliſchen Welt hervortretenden Ereigniſſen, worüber die Menſchen unter einander ſich niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterſchied zu machen zwiſchen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erſte iſt dem Menſchen angeboren, ja anerſchaffen: denn ſie entſpringt aus einer glücklichen, leichtſinnigen Vergeſſenheit des Widerwärtigen, wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortſetzung des Lebens möglich wird. Der Menſch bedarf ſo unendlich vieler äußerer Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Daſeyn, daß wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Eltern, Freunden und Geſellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen, und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Menſch jenen Leichtſinn über ſich walten: ſo nimmt eine kalte Gleichgültigkeit immer mehr überhand, und man ſieht den Wohlthäter

zuletzt als einen Fremden an, zu deſſen Schaden man, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dieß allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entſpringt, worin die ungebildete Natur am Ende ſich nothwendig verlieren muß. Widerwille jedoch gegen das Danken, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges, verdrießliches Weſen iſt ſehr ſelten, und kommt nur bei vorzüglichen Menſchen vor: ſolchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derſelben, in einem niederen Stande oder in einer hülfloſen Lage geboren, ſich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen, und von allen Seiten her Hülfe und Beiſtand annehmen müſſen, die ihnen dann manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt, und widerwärtig werden, indem das, was ſie empfangen irdiſch, und das, was ſie dagegen leiſten, höherer Art iſt: ſo daß eine eigentliche Compenſation nicht gedacht werden kann.«

Ich erinnere mich noch recht wohl des Tages und der Stunde, wo ich dieſe Stelle zum erſten Male las. Es war vor neunzehn Jahren, und ich damals vier und zwanzig Jahre alt. Das Leben lächelte mich eben nicht mehr freundlich an. Denn ich ward, wenigſtens in einer Hinſicht, als ein kluges Kind geboren, und hatte faſt von Kindheit an gemerkt, daß mein Leben verhunzt ſeyn würde, wenn es ſo ginge, wie es zuletzt wirklich ging. Aber dennoch warf ich damals das Buch weg, und rief, im Innerſten empört: »Das iſt Verleumdung der menſchlichen Natur!«

Es war albern; aber ich begreife, wie ich ſo albern

ſeyn konnte. Damals noch, und wohl auch noch lange ſpäter — wie ging mir nicht das Herz auf, wenn jemand einen freundlichen Blick, ein aufmunterndes Wort an mich wenden mochte. Wenn ich jetzt noch daran denke, wie damals für jeden Pfenning des geſchenkten Wohlwollens dem Geber mein ganzes Herz entgegen flog, und wie unbedenklich ich jeden Pfenning für echte Münze nahm: ſo meine ich jetzt, am 17. Auguſt des Jahres 1832, es hätte Alles ein wenig anders kommen ſollen, und knirſche ein wenig mit den Zähnen. Aber auch jetzt noch, am 17. Auguſt des Jahres 1832, Nachmittags um vier Uhr, halte ich jene Stelle für eine Verleumdung der menſchlichen Natur. Keineswegs liegt in dieſer die Neigung nicht dankbar zu ſeyn — was der große Dichter von der Dankbarkeit gegen Sonne und Erde, gegen Gott und die Natur ꝛc. ſagt, iſt wenig mehr, als Faſelei — ſondern vielmehr das Gegentheil. Es iſt ein angenehmes, wohlthuendes Gefühl, Andere zu lieben, und von ihnen geliebt zu werden. Auf dieſem Gefühl aber beruht alle Dankbarkeit, wo ſie nicht zunächſt auf dem Pflichtgefühle ruht. Was daher immer den Drang, Andere zu lieben, und das freudige Gefühl, von ihnen geliebt zu werden, in uns herabſtimmt und herabſpannt, Kränkung, Mißgeſchick, Zurückweiſung, Verwerfung, Undank: das wirkt auch der Dankbarkeit entgegen; es macht uns mißtrauiſch gegen die Echtheit fremden Wohlwollens, und geneigt, Andern auf die nämliche Weiſe zu erwiedern, wie unſer eigenes Wohlwollen gegen Andere uns erwiedert wurde.

So verſchrumpft denn allmählich eine der edelſten

und menſchlichſten Blüthen des Gemüthes in unſerem Buſen; und wo ſie nicht verſchrumpft: da wird mindeſtens der nächſte Froſt des Unglücks, der nächſte Eiſeshauch unverdienten Haſſes, unverdienter Kränkung oder unverdienten Undanks ihr den friſchen Duft und die heitere, helle Farbe nehmen, durch die ſie faſt allein einen Werth hat.

Hamlet.

Wenn Göthe in obiger Stelle ein wenig links gehauen: ſo hat er ein anderes Mal deſto beſſer getroffen. »Es gibt,« ſagt er irgendwo, »keinen allgemeinen Satz, der nicht ſogleich aufhörte ganz wahr zu ſeyn, ſobald man ihn auf einen beſonderen Fall anwendet.« Darum hätte Shakſpeare ſeinen Hamlet dem Polonius auf deſſen Äußerung, »er wolle die Schauſpieler nach Verdienſt behandeln,« nicht ſollen zur Antwort geben laſſen: »Potz Wetter, Mann, viel beſſer. Behandelt jeden Menſchen nach ſeinem Verdienſt, und wer iſt vor Schlägen ſicher?« So allgemein muß man einen Satz nicht ausſprechen; am wenigſten, wenn man die ganze Welt dadurch vor den Kopf ſtößt. Auch kann man es keinem Menſchen übel nehmen, wenn er die naſenweiſe Behauptung des däniſchen Prinzen übel nimmt. Der Menſch beſitzt nichts Koſtbareres, als ſein Selbſtgefühl, und da dieſes im Grunde nichts Anderes als Gefühl ſeiner Kraft iſt: ſo könnte man ſagen, das Leben beſtehe im Selbſtgefühl. Das Einzige, was mir die Freude, ſo unvermuthet feſten Boden unter mir zu haben, wieder verdirbt, iſt, daß er ſeines Selbgefühls

cht ſicherer iſt, als Alles Übrigen; und daß er es ver-
ren kann, und alſo aufhören könnte zu leben, während
noch immer auf der vielbetretenen Erde herumwandelte.

Am beſten iſt hier der Geck daran. Es gibt zwei
Species davon, und ich habe von beiden wahre Pracht-
remplare geſehen. Die Einen glauben alle Vorzüge in
ſich zu vereinigen; die Andern machen nur an einen
oder an einige Vorzüge Anſpruch. Die Letztern verlie-
ren inzwiſchen bei dieſer Beſchränkung ihres Selbſtge-
fühls nicht das Geringſte. Denn ſie ſtellen dieſen einen
Vorzug ſo hoch über Alles, was nur immer Vorzug,
Talent oder Tugend heißt, daß es gänzlich davor ver-
ſchwindet. Auch genießt der wahre, echte Geck den Vor-
theil, daß er faſt immer ſein ganzes Leben durch ein
Geck bleibt: obwohl man einzelne Beiſpiele zu haben
behauptet, daß Gecken aufgehört Gecken zu ſeyn, wie
man einzelne Beiſpiele von geheilter Tollheit aufzählt.

Weit ſchlimmer ſteht es ſchon um den Halbgecken.
Der ganze Geck glaubt jeden Vorzug in höchſter Potenz
zu beſitzen, und daß Niemand an ihn reiche. Der Halb-
geck glaubt zwar auch weit über die gewöhnliche Mannslänge
hinauszureichen: allein er nimmt doch an, daß Andere
eben ſo viel, oder wohl auch etwas mehr meſſen können,
als er ſelbſt. Das aber iſt bereits ſehr gefährlich. Es
bedarf, wenn es recht unglücklich geht, eines einzigen
vernünftigen Augenblicks, und er kann ſich auf dem
Wege ſehen, um ſein ganzes Selbſtgefühl zu kommen.

Dieſem iſt überhaupt nichts nachtheiliger und ge-
fährlicher, als eine unbefangene Würdigung der Vorzüge
Anderer. Der Barometer unſers Selbſtgefühls fällt Grad

für Grad in dem Verhältniſſe, als wir es in dieſer U
befangenheit weiter bringen. Inzwiſchen, man hilft ſi
wie man kann. Aber wehe dem Unglücklichen, der ſi
nicht an Andern, Beſſeren nicht und nicht Schlechteren
der ſich einzig und allein überall an der ſcharf und ric
tig ergriffenen Idee des Guten und des Schönen meſſe
zu dürfen glaubt; der es gewohnt iſt, jeden Augenblic
den Blick auf ſein Inneres geheftet zu halten, und Feind
jeder Täuſchung, und der gewöhnlichſten wie der ver
ruchteſten Art von Falſchheit, der Falſchheit gegen ſich
ſelbſt, jede Abweichung von jener unwandelbaren Regel
ſich ſchonungslos zum Vorwurf macht. Was ihm auch
gelinge, was er auch gut und recht gemacht und gethan
habe: er wird es ſich zum Vorwurf machen, nicht noch
mehr geleiſtet, nicht Alles noch beſſer gemacht zu haben.
Über jeden Irrthum, über jede Verirrung wird er ſich
bitter quälen, und bei jedem Vorwurf, auch bei dem
unbilligſten, der aus einem fremden Munde ihn trifft,
oder den er in einem fremden Auge zu leſen glaubt, min
deſtens für den erſten Augenblick, ſcheu in ſich ſelbſt zu
ſammenbeben. Es gibt hier allerdings einen Grad von
Überſpannung, der, indem er uns zu Selbſtquälern macht,
alles beruhigende Selbſtbewußtſeyn ausſchließt. Aber
dieſe Überſpannung tritt nur dann ein, wenn unſere
Vorſtellungen von dem, was wir ſollen und können,
ins Chimäriſche hinüber ſtreifen. So lange ſie ſich an
der Linie richtiger Einſicht halten: kann jene Selbſt
qual wohl peinlich, aber nie tadelnswerth ſeyn.

Ihr werdet ſagen, es gebe jedoch auch einen Grad
von Beſonnenheit und Sicherheit in unſerem geiſtigen

und ſittlichem Streben, und eine Gediegenheit des letzteren, in welcher das Selbſtgefühl feſte Wurzeln ſchlage. Ich gebe das zu. Aber was würdet ihr von dem Manne ſagen, der ſich überredete, oder euch überreden wollte, ſeine Tugend ſey ſo feſt gegründet, daß weder der wilde Andrang der Leidenſchaft ſie umſtürzen, noch die ſchleichende Verführung ſie untergraben könne? Und warnt nicht ſelbſt das Buch aller Bücher Jeden, der da aufrecht ſteht, auf ſeiner Huth zu ſeyn, daß er nicht ausgleite, und nicht falle?

Der Biſchof Oſorio.

Der Biſchof Hieronymus Oſorio, der im Jahre 1506 zu Liſſabon geboren wurde, und bis in die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts hinein als Gelehrter und Staatsmann blühte, hat ein Buch über den Ruhm geſchrieben, welches in der literariſchen Welt einen bedeutenden Ruf erlangte. Ich habe das Buch gekauft und geleſen; nicht weil es einen bedeutenden Ruf erlangt hat, auch nicht weil Gundling, Struve und Bauer es unter die ſeltenen Bücher zählen — mit welchem Rechte mögen ſie verantworten, da es ſehr viele Ausgaben davon gibt; — und auch nicht des Inhalts wegen. Ich habe es einzig allein der Sprache wegen geleſen; denn es iſt in einem ſo vortrefflichen Latein geſchrieben, daß man ſeinen Verfaſſer lange Zeit im Verdacht hatte, das verloren gegangene Werk des Cicero De Gloria benützt und unterſchlagen zu haben.

Warum hätte ich auch das berufene Werk des Inhalts wegen leſen ſollen, da ich über den Gegenſtand,

welchen es behandelt, vollkommen mit mir im Reinen war, eh' ich es zur Hand nahm. Der Nachruhm ist für denjenigen, der ihn erstrebt, noch weniger, als eine Seifenblase; eine Frucht, die erst reift, wenn er sie nicht mehr genießen kann, weil er nicht mehr ist. Freilich wenn er Söhne oder Töchter, oder theure Angehörige hat, denen er seinen Ruhm hinterlassen kann: so scheint die Sache ein recht plausibles Aussehen zu bekommen; allein denke ich wieder zum Beispiele an die Nachkommen und Verwandten Alexandri, Philippi des Königs in Macedonia Sohnes, welchen die Historici den Großen, Magnum benahmset haben: so zeigt sich recht handgreiflich, daß ein solches Kapital eben kein zuverläßigeres Erbstück sey, als irgend ein anderes. Bei unserm Leben hat der Ruhm allerdings einen entschiedenen Werth. Er ist Bürge und Zeuge für unser Selbstgefühl; er verschafft uns die Liebe und die Achtung von Menschen, welche ihrerseits selbst der Liebe und Achtung werth sind; er verschafft uns Reichthum, Landgüter, Equipage, oder verhilft uns, wenn es kleiner herabgeht, zu einer guten Mahlzeit, zu einem warmen Rock, oder zu einem Paar neuer Pantoffeln.

Es kommt nun eben darauf an, zu welcher Art von Ruhm man besondere Lust in sich verspüre, und wie man ihn, nicht erhalte, sondern ihn sich erhalte.

Die glänzendste Art des Ruhmes ist unstreitig die des Helden. Die Menschen haben einen angebornen Respect vor Denjenigen, die dareinschlagen. Nur sehe der Held zu, daß er, wenn er hundertmal mit Glück darein geschlagen, nicht zum hundert ersten Male seiner

ſeits ebenfalls eine Tracht Schläge erhalte. Die macedoniſchen Feldherren und die athenienſiſchen Volksredner haben es gewiß ſehr ernſtlich in Überlegung genommen, ob Alexander, Philippi von Macedonia Sohn, nicht ein ſehr mittelmäßiger Feldherr geweſen, weil er ſeinerſeits ebenfalls ein paar Mal eine Schlappe bekommen; und nehmen wir an, einer von dieſen hätte zur Erhärtung ſolcher Meinung eine Diſſertation geſchrieben, die jetzt unter den aufgewickelten Rollen von Herkulanum, oder als Codex rescriptus zum Vorſchein käme: ſo würde noch heut zu Tage ein Profeſſor Historiae publ. ord. in G— ſagen: Alexander, Philippi von Macedonia Sohn, war zwar allerdings ein ausgezeichneter Feldherr: allein die erſt neulich aufgefundene Abhandlung des athenienſiſchen Medicinae Doctors Eriſiſtratos thut unwiderſprechlich dar, daß er die größten Fehler in der Taktik begangen, und ſein Ruhm als Feldherr bis jetzt ein wenig allzuſehr überſchätzt worden iſt.

Vom Ruhm des Kaufmanns rede ich nicht. Noch weniger vom Ruhm des Lombarden. Wenn ihm nicht irgend einmal ein Banqueroute über den Hals kommt: ſo wurzelt ſein Ruhm feſter, als die Ceder auf dem Libanon.

Gar herrlich grünt und blüht der Baum des literariſchen Ruhmes, und breitet ſeine Zweige über Länder und Völker und über getrennte Welttheile. Daß es nur gar ſo wenigen gelingt, bis zum Gipfel zu gelangen, und daß es, bei dieſen Einzelnen unter Zehentauſenden, unter Hunderten wieder nicht für Einen

der Mühe lohnt, ſich abgekeucht zu haben, um dahi zu gelangen!

Betrachtet die Stufenleiter des literariſchen Ruhme mit eigenen Augen.

Ein Buch ſchreiben,
Einen Verleger finden,
Geleſen werden;
eine Woche lang,
einen Monat lang,
ein Jahr lang,
fünf Jahre lang,
zehn Jahre lang,
zwanzig Jahre lang,
fünfzig Jahre lang,

über fünfzig Jahre lang, durch alle Zeiten und Genera tionen, und da zu ſtehen erhaben über alle wechſelnde Veränderungen des launenhaften Geſchmackes und Zeit geiſtes, wie Dante, Arioſto, Taſſo, und einig wenige Andere. Und wie viele von dieſen ſind ihre Lebens und ihres Ruhmes froh geworden? Göthe h lange und ein glückliches Alter gelebt. Faſt zu lang Denn wenn es auch Leute gab, die ſelbſt nach dem P pier, das er ſich weich rieb, Verlangen trugen, um ſehen, ob nicht ein ſchöner Gedanke darauf ſtehe, d ſich geiſtreich commentiren laſſe: ſo fingen ſie in den le ten Jahren dennoch ſchon an, von allen Seiten an ihm zupfen, und zu verſuchen, wo ſich allenfalls ein Flö chen ausziehen ließe. Die Elenden!

Die Elenden! Denn gibt es wohl einen elenden Pöbel, als den literariſchen Ganz-, Halb-, Viertel

und Achtelspöbel. Wie ſie ſich haſſen, und wie ſie ſich verleumden und verläſtern! Wie ſie intriguiren und tauſend Kniffe ausſinnen, um einander eine Haube voll Wind abzugewinnen! wie ſie ſich freuen, wenn es ihnen gelungen iſt! mit welcher Frechheit ſie ſich an die Beſten wagen, und wie ihnen der Schlechteſte nicht zu ſchlecht iſt, um ihm zu ſchmeicheln, wenn ſie ihn fürchten, oder durch ihn um ein paar Schritte weiter zu kommen hoffen! und wie ſie gar nicht begreifen, daß ſie mit ein bischen Fleiß und Rechtlichkeit weiter kommen würden, als mit all' ihren nichtswürdigen Kniffen!

Und der rechtliche Mann von Talent, der ſich auf dieſe Bahn verlocken läßt: muß er nicht dieſe ſchändliche Meute ſcheuen und ſchonen, wenn er ſie nicht auf den Hacken haben will? Und fehlt es unter den Beſſeren ſelbſt an kleinlicher Eitelkeit, an Geckerei, an Neid, Mißgunſt, Eiferſucht, Klatſcherei und an tauſend andern Verkehrtheiten, wodurch ſie einander, und ſich ſelbſt, das Leben verderben?

Peiresk ließ nie eine Zeile drucken. Dennoch hatte ſein Ruhm ſich durch alle Länder Europa's verbreitet, ſo daß er das Orakel für alle Gelehrten ſeiner Zeit war, und bei allen zweifelhaften Fragen von ihnen zu Rathe gezogen wurde.

Ewald.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.
Schiller.

Komm ich mit Ewald auf literariſche Gegenſtände zu ſprechen: ſo wirft er mir meiſtens obiges Diſtichon

in den Bart. Er will mir damit zu verſtehen geben, ich ſey ein gemeiner Menſch, der für das Hohe, für das Himmliſche der Wiſſenſchaft keinen Sinn habe: ſondern der die Letztere nur in ſo fern zu ſchätzen wiſſe, als ſie Brot gebe. Wie gewöhnlich, wenn er ſeine Sarkasmen gegen mich lancirt, ſchießt er auch hier fehl. Und hier gar zweimal, ſtatt einmal. Denn nie hat mich nach dieſem Stück Brot gelüſtet. Aus Beruf ſtudieren, und keinen andern Beruf haben, als dieſen, kommt mir wie eine Art trübſeliger, triſter Taglöhnerei vor. Weiß ich auch nicht zu ſagen, worin das Leben beſtehe: ſo bin ich doch vollkommen mit mir ſelbſt darüber einig, daß es nicht im Studieren, im Exerziren, Commentiren und Dociren beſtehe. Meinem Sinne nach möchte ich lieber der Zimmermann ſeyn, der das Holz zu einer Maſchine behaut, als mein ganzes Leben durch nichts Anderes thun, als Maſchinen berechnen.

Dann hat Ewald zweitens darin Unrecht, daß er glaubt, ich habe für das Hohe, das Himmliſche in den Wiſſenſchaften keinen Sinn. In der That fühle ich für alle Scienzen eine außerordentliche Hochachtung und Verehrung in mir.

Zuerſt für die Mathematik. Hier iſt Gewißheit. Allein das iſt nicht der höchſte und letzte Grund, warum ich ſo viel Affection zu ihr habe. Ich kann nämlich an die Arithmetik gar nicht denken, ohne zu denken, was ſie, und vorzüglich das Einmaleins, noch einſt Alles leiſten, und wie ſie zur Univerſalwiſſenſchaft erhoben, einſt noch alle andern Wiſſenſchaften entbehrlich machen wird.

Der Phyſik hat Bonnet mein Herz gewonnen. Wenn wir aus der Phyſik die Hypotheſen wegnehmen ollen,« ſagt er mit der allerliebenswürdigſten Offen- it, »was bleibt denn noch davon übrig?«

Mein ganzes Herz aber beſitzt die Grammatik. Sie keine mathematiſche, ſondern eine philoſophiſche Scienz. nd dennoch! Wie hat es nicht oft mein Gemüth er- oben, wenn ich es mit der größten Sicherheit aus- rach: homo hat im Genitivo: hominis; oder τυπτω at im Inf. praes. act. τυπτειν. »Ja,« rief ich dann ei mir ſelbſt mit Begeiſterung aus; »ja, es gibt ein icheres Wiſſen!«

Von der Arzneiwiſſenſchaft habe ich zwar eine ziem- ich geringe Meinung, ſo lange ich geſund, und keine iel höhere, wenn ich krank bin. Aber demungeachtet laub' ich ſind die Ärzte diejenigen Menſchen, welchen er Weg zur Weisheit am meiſten offen ſteht. Denn enn es die erſte Stufe zur Weisheit iſt, zu wiſſen, aß man nichts wiſſe: ſo werden die Ärzte durch ihre rfahrungen, wie durch eine gratia gratis data, zur Weisheitsleiter hingedrängt.

Ungemein viel Achtung habe ich für die Jurispru- enz: denn in ihr iſt die Beſonnenheit, das klare Be- ußtſeyn über Zweck und Mittel mehr, als irgendwo zu auſe. Ich kann nie an ſie denken, ohne daß mir die eiden Verſe aus dem Hexenliede in Macbeth einfielen:

Schön iſt häßlich, häßlich ſchön;
Laßt uns durch Nacht und Nebel gehn.

Faſt aus gleichem Grunde ſchätze ich die Kunſt, durch ie Rede jeder Sache eine beliebige Farbe zu geben, oder

die Redekunſt, ſehr hoch. Ich glaube Hauptmann Belling ſelbſt würde an meiner Definition nichts auszuſetzen haben. Biſt du nicht ein undankbarer Menſch, ſagt Cicero, zu dem Konſul Muräna, glaube ich; habe ich deine Sache, ſo klar ſie auch war, nicht ſo trübe und verworren gemacht, daß die Richter dich zuletzt dennoch losgeſprochen haben.

Die Poeſie achte ich darum ſo hoch, weil ſie ſo zuverläßig iſt. Man weiß bei allem Erhabenen, was ſie uns vorſingt, wenigſtens von vorne herein, wie es gemeint iſt.

Eine ganz außerordentlich hohe Meinung habe ich von der Zuverläßigkeit der Geſchichte, ſeit ich als Knabe die Bemerkung machte, daß nicht weniger als ſieben Perſonen eine Begebenheit, von der ſie insgeſammt theils unbezweifelbar Augenzeugen geweſen waren, theils es geweſen zu ſeyn verſicherten, ſelbſt in den weſentlichen Umſtänden ganz verſchieden erzählten. Dieß macht mir ihr Studium nun äußerſt intereſſant. Ich leſe nämlich nie eine Geſchichte, ohne, wie jener ungariſche Prediger zu ſeinen über die Gebühr gerührten Zuhörern, zu mir ſelbſt zu ſagen: Wer weiß, ob das wahr iſt. Am intereſſanteſten iſt mir die Geſchichte, wenn ſie Charakterſchilderungen oder allgemeine Reſultate aufſtellt. Denn da eben bei dieſen am meiſten ihre Zuverläßigkeit von der Vollſtändigkeit, Wahrheit und Anſchaulichkeit des kleinſten Details abhängt: ſo iſt es gerade hier, wo ſie am allerzuverläßigſten iſt. Beim Himmel! ich glaube dieſe Prieſterin der Wahrheit hat noch keine Begebenheit von einigem Umfange erzählt, bei welcher nicht in ihrer Darſtellung, oder in der Vorſtellung, welche wir

uns dieſer zu Folge davon machen, ſo viel Falſches und Verkehrtes unterliefe, daß ſie für ihre Lügenhaftigkeit und Anmaßung, wir hingegen für unſere Leichtgläubigkeit und Flachheit, den Staubbeſen verdienten.

Die höchſt mögliche Achtung aber hege ich für das Studium der Philoſophie. Es hat mir Anfangs viele Unruhe gemacht. Seitdem ich mich aber mit der Geſchichte der Philoſophie näher bekannt gemacht habe, iſt es eine unverſiegliche Quelle des Troſtes und der Beruhigung für mich geworden. Denn will ich troſtlos in mich ſelbſt zuſammenſinken, weil ich mir auf irgend eine Frage, ohne deren genügende Beantwortung das Leben keinen Werth hat, eine ſolche nicht zu finden weiß: ſo belehrt mich jene, daß die Philoſophen der älteren wie der neueren Zeit ſich genau in demſelben Falle befunden haben; oder kömmt mir irgend eine Behauptung oder Meinung gar zu toll vor: ſo darf ich nur jene Blätter aufſchlagen, um auf dem nächſtbeſten eine noch tollere zu finden. Welches überſchwengliche Gefühl von Verehrung aber bemächtigt ſich meiner nicht dann, wenn ich an der Hand der neueſten Philoſophie das flache Land des gewöhnlichen Forſchens verlaſſe, und die ſteilſten Höhen der Spekulation erklimme! Schon habe ich den Menſchen, und jetzt auch die Erde mit ihren Dörfern, Flecken, Städten, Seen, Wäldern und Bergen aus den Augen verloren, und beſtändig verweiſt ſie mich auf eine noch ſteilere Höhe. Immer ſchärfer werden die Beweiſe, wie beim Erſteigen der höchſten Gebirge die Luft zuletzt ſo ſcharf wird, wie die Schneide eines Scheermeſſers. Noch höher ſoll ich ſteigen; immer noch höher.

Aber meine Nerven halten es nicht länger aus. Es dumpfes Gebrauſe hohler, unverſtändlicher Wörter ſumm mir um die Ohren, und droht mir, wenn ich ihnen dieſe den Eingang geſtatte, den Kopf zu zerſprenge Ich erliege der Betäubung. Allein ſo peinlich dieſer Z ſtand auch iſt, es lohnt der Mühe ihn zu erproben. Der was gleicht meiner Freude und meinem Wohlbehage wenn ich von jenen ſchwindelnden Höhen zur feſtbete tenen Erde zurückkehre, und da wieder auf ein Stü geſunden Menſchenverſtandes ſtoße.

Der Tintenklecks.

Ewald kam, während ich im Zimmer auf un nieder ging, herein, um mir, ich weiß nicht mehr wa zu ſagen, und ſetzte ſich auf den ledigen Stuhl am Schreib pult. Ich wurde hinausgerufen, und fand ihn, als ic wieder zurück kam, in meinem Manuſcripte leſend, da aufgeſchlagen auf dem Pult lag. Sonſt kümmert e ſich um mein Geſchreibe ſehr wenig; allein da ich, al ich zuvor die Überſchrift des vorhergehenden Abſchnitte ſchrieb, einen Tintenklecks gemacht hatte, und, al Ewald eintrat, eben beſchäftigt war, denſelben zu ra diren: ſo war ihm ſein werther Nahme in die Auge geſprungen, und hatte ihn beſtimmt, ſich in den Papiere ein wenig genauer umzuſehen. Als ich dieß bei meine Eintreten gewahr wurde, ließ ich ihn ruhig fortleſe ſtellte mich in die Fenſtervertiefung, und harrte gelaſſe der Dinge, die da kommen ſollten.

Endlich ſchlug er das Blatt um, rückte mit den Stuhl ein wenig vom Pulte weg, und wendete ſich

den linken Arm auf die Lehne legend, mit halbem Leibe langsam gegen mich.

»Da du,« hob er nach einer ziemlichen Pause an, »deine Berufspflichten eben nicht zu vernachläßigen pflegst, und diese in fünf Stunden des Tages abgethan sind: so kann es halb und halb gleichgültig scheinen, auf welche Art du die übrige Zeit verdirbst, da du doch einmal zum Zeitverderben einen unwiderstehlichen Drang spürst. Muß das nun aber durchaus durch Schriftstellerei geschehen: so wünschte ich wenigstens, daß du etwas Anderes schriebest, als solches grillenfängerisches Zeug, woran schwerlich jemand Gefallen finden kann, der nicht ein eben so arger Grillenfänger, wie du selbst, ist. Dir selbst thust du aber damit bei weitem den größten Schaden. Denn Andere bringst du doch nur um ihr Geld und um ihre Zeit: dich selbst aber bringst du um allen Muth, alle Lust, und alle selbstständige Kraft des Geistes, das Leben frisch und kräftig zu ergreifen; und es sollte mich eben nicht wundern, wenn du am Ende nicht mehr wüßtest, ob du über das Leben, wie Demokritus lachen; oder, wie Heraklitus, darüber weinen solltest.«

Damit entfernte er sich. Ich verharrte noch eine geraume Weile unbeweglich in meiner vorigen Stellung. Endlich schlug ich die gekreuzten Arme aus einander, legte die Hände auf den Rücken, und fing an langsam und bedächtlich auf und nieder zu gehen.

»Es ist ausgemacht,« sagte ich zu mir selbst, »er wird jeden Monat hypochondrischer, jede Woche widerhaariger, und jeden Tag gröber. Mir wirft er Grü-

belei vor, und er iſt es, der mich in dieſe Grübel hineingehetzt hat; ich ſoll hypochondriſch ſeyn, und dampft vor Hypochondrie, wie ein Lohbette; ich ſo keine Luſt haben, das Leben friſch zu ergreifen — mei dürrer Magiſter kannte mich in dieſer Hinſicht beſſer und ſein täglicher Weg geht vom Bette zum Leſepul und vom Leſepult zum Bette. Aber Alles ſey ihm dieß mal verziehen,« rief ich, indem ich gegen die Thür gewendet ſtehen blieb, und den Kopf hoch in die Höh hob, »für den Dienſt, welchen er mir eben geleiſte hat. Ohne es zu wiſſen und zu wollen hat er es ausgeſprochen, was mir mit einem Male aus dem Traum hilft, und aller Grübelei ein Ende macht. Selbſtſtändigkeit des Geiſtes! darin liegt und vollendet ſich der Begriff des Lebens. Die Selbſtſtändigkeit des Handelns iſt eine Chimäre, oder höchſtens bei dem einſamen Bewohner einer Inſel der Südſee denkbar. Denn wo der Menſch auch nur mit einem zweiten Menſchen in Verbindung tritt, da wird er in der Ausübung ſeiner Selbſtſtändigkeit beſchränkt, ſelbſt wenn dieſer zweite Menſch ſein Sclave wäre. Aber in der ſelbſtſtändigen Anſicht des Geiſtes fühlt er ſeine Kraft; in ihr kann er einen ſichern Abſchluß finden, und durch ſie bekommt das Leben eine beſtimmte Bedeutung.

»Accidit in puncto,« rief ich ganz vergnügt, »quod non speratur in anno. Es bleibt mir nun nur noch die Kleinigkeit auszumachen, welche Anſicht der Geiſt ſelbſtſtändig ergreifen ſolle; und auch hier hat er mir den glücklichſten Fingerzeig gegeben. Demokritus oder Heraklitus; eine luſtige oder eine ernſte Seite

muß man dem Leben abgewinnen. Doch morgen iſt auch ein Tag!« —

Demokritus und Heraklitus.

Democritus ridet, Heraclitus flet. Demokritus lacht und Heraklitus weint, überſetzte ich in der Infima. Ich fragte den Lehrer, wer Demokritus und Heraklitus geweſen ſeyen, und erhielt zur Antwort: zwei heidniſche Philoſophen, von welchen der eine über die Thorheiten der Menſchen beſtändig gelacht, der andere beſtändig geweint habe. Lachen und Weinen kannte ich; mit dem: Beſtändig, wußte ich freilich nichts anzufangen; aber ich ließ das gut ſeyn. Was läßt man in der Infima nicht gut ſeyn!

Ich weiß mit dieſem Beſtändig auch jetzt noch nichts anzufangen. Ich kenne freilich Geſchöpfe, die beſtändig grinſen, über Alles, was Andere thun und ſagen; aber ſie ſind eine Species von Affen, welche die Naturforſcher bisher unter dieſen einzuregiſtriren vergeſſen haben.

Von unten aufwärts ſteigen darf ich nicht, wenn ich mir einen Begriff bilden will, wie man über die Thorheiten der Menſchen, oder über das Leben überhaupt lächeln könne. Ich will es von oben herabwärts verſuchen.

Ich denke mir ein Weſen, ausgerüſtet mit höheren geiſtigen Kräften, als dem Menſchen gegeben ſind, vertraut mit den letzten Zwecken unſers Daſeyns und mit den Geſetzen, nach welchen wir dieſen Zwecken entgegen geführt werden. Dieſes mit höherer Einſicht begabte Weſen umfaßt nun mit einem Blicke das Treiben und

Streben unſeres Geſchlechtes; es ſieht wie wir mit peinlichem Drange, mit ängſtlicher Ungeduld, mit leidenſchaftlicher Haſt auf Wegen nach dem Ziele ſtreben, welches wir uns geſteckt haben, die uns gerade von dieſem Ziele immer weiter entfernen; wie wir immer unſere Zwecke zu verfolgen glauben, während eine höhere Macht uns gerade dadurch für andere Zwecke erzieht; und wie wir immer uns ſelbſt Geſetz zu ſeyn wähnen, während wir nach unverbrüchlichen und uns unbekannten Geſetzen geführt und geleitet werden. Wenn nun jenes höhere Weſen dieſes unſer unruhigendes und anmaßendes Drängen und Treiben überblickt; wenn es ſieht, wie wir da am thörichtſten ſind, wo wir am weiſeſten zu ſeyn glauben; wie wir Plane entwerfen auf Jahrzehende und Jahrhunderte hinaus, während wir nicht Herren einer Minute ſind, und die nächſte Secunde all' unſere Entwürfe in Trümmer werfen wird; wie wir emſig Thränen ſäen um Freude zu ernten, und wie wir den Schmerz an unſere Bruſt nehmen, und ihn ſchmeichelnd und liebkoſend daran großziehen, bis er ſeinen giftigen Stachel in unſer Herz bohrt, und wir mit Entſetzen unſern Irrthum gewahr werden; wenn, ſage ich, jenes höhere Weſen auf ſolche Weiſe ſeinen Blick über die Erde hingleiten läßt: dann mag es wohl mitleidig über unſere Thorheit lächeln, weil es unſern Irrwahn erkennt, und unſeren Schmerz bedauert, und weil es weiß, daß beide ſich einſt in ein beſſeres Erkennen und in eine reinere Freude auflöſen werden, als diejenige iſt, nach der wir ſo ungeſtüm verlangen. Sein Lächeln wird, wie ich geſagt habe, ein mildes, mitleidsvolles Lächeln ſeyn;

und anders kann ich mir auch das Lächeln des Weisen nicht denken, den ich zunächst an jenes höhere Wesen stelle: weil auch er die Bestimmung des Menschen, die Zwecke und Wege einer höheren, uns leitenden Macht — in so fern dieses dem endlichen Verstande überhaupt möglich ist — klarer und sicherer, als Andere erkannt hat.

Eine überwiegende Einsicht ist in demjenigen immer vorhanden, der über die Thorheiten Anderer lacht, oder er glaubt wenigstens daß sie in ihm vorhanden sey. Wenn sie das aber nicht auf den Grad ist, um ihn selbst vor Thorheit zu schützen? — wenn das nicht: so wird die Thorheit seiner Herr werden; sie wird in ihrem Gefolge die Qual herbeischleppen; diese wird ihm das Lachen verleiden, oder es in ein widerliches Grinsen verwandeln: und Andere werden nur so schonungslos seiner Thorheit und seiner Qual lachen, wie er es bei der ihrigen gethan hat.

Und wenn; wenn er wirklich jene höhere Einsicht, jene reine menschliche Milde besitzt? — Wenn er über die Thorheiten der Menschen lächeln kann: kann er es auch über ihre Bosheit; über Arglist, Heimtücke, Verrath, Heuchelei und Niederträchtigkeit? — Und allzu arm wäre das Leben an Kümmerniß, Schmerz, Pein, Verdruß, und an tausend und wieder tausend Folterwerkzeugen, um nicht jeden Lacher aus seiner tollen, übermüthigen oder heitern und milden Laune herauszuquälen.

Die Laube.

Das Bild eines Menſchen, der beſtändig weint, hat etwas noch Widerlicheres, als das eines Menſchen, der beſtändig lacht. Und dennoch hat der Schmerz über das Leben, wenn ich ihn mir in einem Gemüthe tief eingewurzelt denke, und wie ich ihn mir denke, als Schmerz über den Irrwahn und die Leiden der Menſchheit, und als das Kind der weichſten und reinſten Liebe zur Menſchheit — dennoch hat ein ſolcher Schmerz etwas Erhabenes.

Wenn ich einen Menſchen dieſes Schmerzes fähig halten ſollte: ſo müßte es Erdmann ſeyn.

Ich weiß ſehr wenig von ihm zu erzählen: denn er verſchwand aus unſerem Hauſe, und wahrſcheinlich aus Wien, als ich noch nicht zehn Jahre alt war. Er war ein Freund meines Vaters, und Privatſekretär eines ungariſchen Grafen. Ich liebte ihn ungemein nicht daß er ſich ſo viel mit mir abgegeben hätte: ſondern der Art wegen, wie er es that. In Allem nämlich, was er that und ſagte, lag eine Milde, die, wie ich jetzt begreife, ihre Wurzel in einer ſeltenen Erhebung des Geiſtes hatte. In dieſem Sinn wirkte er auch auf den Knaben, der ihn noch nicht faſſen konnte, und ich empfand für ihn eine unbegränzte Ehrfurcht. Meinen Vater hörte ich einmal ſagen: es gebe ſchwerlich einen Menſchen, deſſen Empfindungen reiner und menſchlicher ſeyn, als die Erdmann's. Sonſt wich mein Vater allen meinen ſpäteren Fragen über dieſen beharrlich aus nicht ohne deutliche Zeichen, daß ſie ihm wehmüthig

Erinnerungen erregten. Es war in meinem zehnten Jahre an einem Sonntage zu Ende des Junius, als mich mein Vater mit ſich zu einem Freunde auf das Land nahm. Er mochte mit dieſem Einiges abzureden haben, denn Beide ſchloſſen ſich gleich nach unſerer Ankunft ein; die Frau vom Hauſe war beſchäftigt, und mich wies man in den Garten. Hier ſtrich ich denn zwiſchen den Gebüſchen hin und her, mit Wohlgefallen mir die Blumen und mit Lüſternheit die reifenden Aprikoſen und Pflaumen betrachtend. Mein höchſtes Intereſſe erregte inzwiſchen ein hoher Strauch voll rother Stachelbeeren. Lange widerſtand meine Scheu der Verſuchung: aber endlich ward dieſe mir zu mächtig. Allein kaum hatte ich die Hand nach der verbotenen Frucht ausgeſtreckt: als ich zwei Perſonen zur Hinterthüre des Gartens herein, uud auf die Stelle zukommen ſah, wo ich mich befand. Es war Erdmann mit einem Frauenzimmer von edlem Wuchſe, und, ſo viel ich mich erinnere, ſehr ausgezeichneten Geſichtszügen. Ob ſeine Geliebte, ſeine Schweſter, ſeine Verwandte, ſeine Freundin: weiß ich nicht zu ſagen.

Als ich ſie gewahr wurde, ſchlüpfte ich ſchnell in eine nahe Laube von wilden Roſen und Weinreben. Sie näherten ſich dieſer mit langſamen Schritten, und blieben faſt hart am Eingange derſelben ſtehen. Die Dame hatte das Haupt geſenkt, und blickte ſchweigend zur Erde; Erdmann ſah einige Augenblicke bald auf ſie, bald mit dem Ausdruck tiefer Schwermuth vor ſich hin.

»Laß mich es dir noch einmal wiederholen,« ſagte jetzt, mit jener ſchönen, weichen Stimme, deren Töne

ich noch immer zu hören glaube; »laß mich es dir noch einmal wiederholen: du thust nicht gut an deinem Entschlusse. Du wirst keine Freude daran haben; ich weiß es.«

Die Dame schwieg.

»Ich werde diesen Schmerz nicht ertragen; er wird mich tödten. Und wenn er mich nicht tödtet: so werde ich elend seyn mein ganzes Leben hindurch. Wirst du ruhig seyn können, wenn du weißt, daß du mich elend gemacht hast?«

Sie hob langsam das Haupt in die Höhe, und blickte ihn einen Augenblick durch ihre Thränen an; dann senkte sie es wieder stumm zur Erde. »O sprich mit mir,« sagte er jetzt mit den weichsten Tönen der Wehmuth; »endlich einmal brich dieses starrsinnige Schweigen. Sonst sah ich klar und hell bis auf den Grund deiner Seele. Jetzt nicht mehr. Jetzt ist Alles trübe Nacht in dir und mir. Einmal, nur ein einziges Mal sprich offen und vertrauungsvoll mit mir. Glaub' es mir, eine himmlische Heilkraft liegt in dem Worte des Vertrauens; es wird dir und mir unsere vorige Ruhe wieder geben.«

Sie schwieg.

»Weh mir!« rief Erdmann jetzt mit dem Accente des tiefsten Schmerzes; »weh mir! Hilft uns nicht erbarmend eine höhere Macht: so weiß ich nicht wie es werden soll. Ich finde keinen Rath mehr für dich und mich. Keine Rettung für mich; und keine,« setzte er mit erstickter Stimme hinzu, »für dich, gegen dein eigenes Herz.«

Sie drückte heftig ihr Tuch vor die Augen, und er führte ſie weiter. Ich blieb noch eine gute Weile zuſammengeſchmiegt in der Ecke meiner Laube zurück: denn ich wußte nicht, was ich aus der Scene machen ſollte, von der ich ſo unvermuthet Zeuge geweſen war.

Gränze der Menſchheit.

Ich weiß es auch jetzt nicht. Was ſie mir in Erinnerung brachte, hab' ich dem Leſer geſagt, und zu welchem Zweck ich dieſe Erinnerung feſthielt, brauche ich ihm nicht zu ſagen. Aber während ich den vorhergehenden Abſchnitt niederſchrieb, jenes Bild in mir erneuerte, und hundert Vermuthungen in mir rege wurden, welches Leiden dem tiefen Schmerz Erdmann's zum Grunde liegen mochte, fühlte ich lebhaft, daß jener andere milde und erhabene Schmerz, der das Leben umfaßt, in der Bruſt des Menſchen keinen Raum habe.

Ein Engel mag ihn empfinden, wenn er die Leiden, welche unſer Geſchlecht erdrücken, die Irrthümer, welche es ins Verderben ſtürzen, aufzeichnet. Dann mag wohl eine Thräne in ſein himmliſches Auge treten. Aber bald wird ſie wieder vertrocknen, und ein heiteres Lächeln ſich über ſein Antlitz verbreiten, wie die Mutter lächelt, wenn ihr Säugling bei der bittern Arznei den Mund kraus zieht, die, wie ſie gewiß weiß, ihm die gewünſchte Geneſung bringen wird. Mit einem ſolchen Lächeln wird er aufblicken zu ſeiner Heimath und ſagen; »Sie leiden! aber Du, Erhabener! wirſt einſt all' ihren Schmerz in Freude verwandeln; und die jetzt irren, und deine Führung verkennen, werden ſie einſt anbetend erkennen die Fügungen deiner gränzenloſen Milde!«

Erdmann's Schmerz war gewiß minder selbstsüchtig, als der Schmerz Castalio's. Der Ton, mit welchem er die letzten Worte sprach: »Ich finde keine Rettung für Dich gegen dein eigenes Herz!« verbürgt es mir. Aber ohne Zusatz von Selbstsucht, glaube ich, war auch sein Schmerz nicht. Kein Schmerz ist ohne solchen Zusatz. Könnte er es seyn: so würde er es nur seyn, wenn Derjenige, bei welchem wir ihn voraussetzen, jene leisere Empfindlichkeit der Seele verloren hätte, ohne welche ein lebhaftes Gefühl für fremde Leiden nicht denkbar ist.

Und dürfen wir dem Menschen deßwegen zürnen. Hier, scheint es mir, ist eine von den Gränzen der Menschheit. Nie kann der Mensch seiner selbst vergessen. Und gibt es nicht einen Schmerz, gibt es nicht Verkettungen von langen, ununterbrochenen Leiden, welche ihm dieses Vergessen unmöglich machen?

Obrist S — *).

Wenn ich zu Ende des Herbstes nach Wien komme: so ladet mich Hofrath A — immer zu einem Familienfeste, welches er jährlich durch ein glänzendes

*) Der Verf. entlehnt die folgende Erzählung von den Schicksalen des Obrist S — aus einem erst in diesem Jahre herausgekommenen, vielgelesenem Reisejournale. Der verständige Leser wird also wissen, wie er Alles in diesem Buche darauf sich Beziehende zu nehmen habe. Nicht überflüssig mag es seyn, zu bemerken, daß auch in jenem Reisejournale der Nahme nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet ist.

Hauptmann Belling.

Souper zu feiern pflegt, und das gerade in dieſe Zeit fällt. Er gehört zu den wenigen Menſchen, welche mir die freundlichſte Zuneigung geſchenkt haben, ohne daß ich Gelegenheit gehabt hätte, dieſe zu verdienen, oder ſie auf andere Weiſe, als durch eine eben ſo herzliche Zuneigung zu erwiedern wüßte. So ungern ich daher eine Einladung annehme: ſo werth iſt mir dieſe; auch mit darum, weil ich ſicher bin, in jenem Hauſe immer einige intereſſante Einheimiſche und Fremde zu treffen.

Unter dieſen bemerkte ich vor drei Jahren einen Engländer, einen blaſſen, ſehr einfach gekleideten Mann, in deſſen Geſicht ein unnennbarer Zug des bitterſten Seelenleidens ſchmerzlich anzog. Er blieb nicht lange, und als ich mich bei dem Herrn des Hauſes nach ihm erkundigte, gab mir dieſer folgende Auskunft. »Dieſer beklagenswerthe Sterbliche, Obriſt S—,« ſagte er, »würde den Helden zu einem ſchauerlichen Romane ableben können. Wenn man von Jemand ſagen kann, er ſey unglücklich geboren: ſo iſt er es. Sein großes Vermögen verlor er früh durch den frauduleuſen Bankerott eines Freundes. Hundertmal kam ihm ſeitdem das Glück entgegen, aber immer nur um ihn im entſcheidendem Augenblick mit dem Verſchwinden aller Hoffnung zu äffen, und faſt jedesmal waren es nur die unbedeutendſten Kleinigkeiten, ein verſpäteter Brief, eine leicht mögliche Verwechslung, ein unheilbringendes Unwohlſeyn, an denen alles ſcheiterte; ſcheinbar ſogar immer ſeine eigene Schuld, und doch nur das Gewebe hohnlachender, tückiſcher Geiſter.«

»So beginnt er ſchon lange nichts mehr, um ſeine

Lage zu ändern,« fuhr der Erzähler fort, »und verſucht keine Beſſerung ſeines Schickſals; im Voraus durch lange, grauſame Erfahrung überzeugt, daß ihm nichts gelingen könne. Einer meiner Freunde in London kennt ihn von Jugend auf. Obgleich harmlos, wie ein Kind, hält ihn doch ein großer Theil der Welt für böſe; obgleich einer der aufrichtigſten Menſchen, für falſch und intriguant; ja man vermeidet und ſcheut ihn, obwohl nie ein Herz wärmer für das Wohl Anderer ſchlug. Das Mädchen, das er anbetete, ward durch ſeine vermeinte Untreue zur Selbſtmörderin; er ſelbſt befand ſich in Folge unerhörter Umſtände lange in Unterſuchung wegen des Mordes ſeines Bruders, neben dem er, ſein eigenes Leben für deſſen Vertheidigung opfernd, blutend gefunden ward. Schon zum Strange verurtheilt, rettete ihn vom ſchimpflichen Tode allein des Königs Begnadigung, der erſt ſpäter die Beweiſe ſeiner Unſchuld folgten. Eine Frau endlich, die er in Folge eines ſchändlichen, lange vorbereiteten Betruges heirathete, lief mit einem Andern davon, und wußte es dennoch dahin zu bringen, daß in der Welt nur ihm der größte Theil der Schuld beigemeſſen ward. Vor der Zeit ſo in jedem Selbſtvertrauen geknickt, jeder Hoffnung auf das Schickſal, wie auf die Menſchen abgeſtorben, lebt er unter ihnen nur noch wie ein theilnahmloſer abgeſchiedener Geiſt; ein herzzerreißendes Beiſpiel, daß es Weſen gibt, die für dieſes Leben wenigſtens dem Unglück ſchon vor der Geburt verkauft geweſen zu ſeyn ſcheinen.«

Ich äußerte mein innigſtes Bedauern mit dem Schickſale des Unglücklichen.

»Wen,« fuhr der Erzähler fort, »der Fluch des Unglücks einmal getroffen hat, dem schafft es nicht nur Feinde auf jedem Schritte: sondern raubt ihm auch das Zutrauen und zuletzt das Herz der Freunde, bis endlich der Arme, überall Getretene, Gestoßene, Gemißhandelte da niedersinkend, sein wundes müdes Haupt hinlegt und stirbt, während sein letzter Seufzer noch der mitleidslosen Menge als eine Anmaßung und als ein unerträglicher Mißton erscheint.«

Der Spaziergang auf den Kahlenberg.

Die Erzählung sowohl, als letztere Bemerkung meines Wirthes gaben mir hinreichenden Stoff zum Nachdenken für den Ausflug, welchen ich den folgenden Tag zu machen beschlossen hatte. Ich fuhr nach Nußdorf, speiste dort im Gasthause zu Mittag, und trat nach dem Essen meine Wanderung nach dem Kahlenberge an, den ich sonst noch nie besucht hatte. In einer eben nicht heiteren Stimmung, aber auch nicht verstimmt, kroch ich nach meiner Bequemlichkeit zwischen den reich mit Trauben beladenen Weingärten hinan, oft stehen bleibend, und mir bald meine Umgebungen betrachtend: bald mit den Augen irgend ein Paar gaukelnder Schmetterlinge verfolgend, oder selbst irgend einem flüchtigen Gedanken nachflatternd. So gelangte ich bis an den Saum des Waldes, der den Gipfel des Berges auf der Süd- und Abendseite umkränzte, und war nicht wenig überrascht, bei meinem Eintritt in denselben auf den Obristen S— zu stoßen. Ich grüßte, und er sah mich einen Augenblick an, als ob er sich besinnen wolle, ob und wo er mich

vielleicht geſehen haben könnte, und bog dann tiefer in den Wald ein, um mich zu vermeiden.

Ich ſchneckte nun auf dem Gipfel des Berges herum, um mir zuerſt die herrliche Ausſicht auf das fürſtliche Kloſterneuburg, auf die geſegneten Fluren des reichen Marchfeldes, und auf die prächtige Kaiſerſtadt zu beſehen, die mit ihren Kuppeln und Thürmen, mit ihren Palläſten und mit dem Kranze von reizenden Gärten und Landhäuſern in der Beleuchtung des nahenden Abends einen höchſt impoſanten Anblick darbot. Erſt jetzt wendete ich mich zu dem meiſtens recht gefälligen Landhäuschen hier oben, beſah mir die Kirche und das alte Herrenhaus, und lenkte nun post tantos labores die Schritte mit etwas beſchleunigter Bewegung dem Hauſe des Traiteurs zu, wo ich Kuchen und eine Flaſche Weidlinger beſtellte, und mir beide in den an das Haus ſtoßenden Garten bringen ließ.

Ich komme nie in eine humanere und behaglichere Stimmung, als wenn ich nach der Fatique eines Spazierganges, wie der heutige, an mir zuſagende Erfriſchungen gerathe, und Jorik ſelbſt iſt nicht milder und ſentimentaler, als ich es dann in den nächſten Stunden zu ſeyn pflege. So wenig ich ſonſt aufdringliche und geſchwätzige Gaſtwirthe und Bediente auch leiden mag: ſo ertrug ich es jetzt doch ganz gelaſſen, daß der Marqueur ſich vor mich hinſtellte, und mir, ohne es müde zu werden, von der Stiftung und Aufhebung des Camaldolenſerkloſters, das hier oben geſtanden hatte, und von der ſtrengen Lebensweiſe erzählte, welche die Mönche deſſelben geführt hatten. Ich lehnte mich mit halbgeſchloſſenen

Augen zurück ins Gartencanapee, öffnete den Mund nur um ein Stück Kuchen hineinzuschieben, oder einen Schluck Weidlinger einzuschlürfen, und ließ meinen Cicerone ununterbrochen fortreden, bis ich es nöthig fand, ihn nach einer zweiten Bouteille wegzusenden.

Da ich nichts weniger, als ein Trinker bin: so hatte ich diese kaum entpfropft und verkostet, als ich merkte, daß bereits ihre Vorläuferin die Thätigkeit meines inneren Lebens so weit gesteigert hatte, daß es mir eben nicht zuträglich seyn dürfte, wenn dieselbe noch um einige Grade vermehrt würde. Ich schob daher die Versucherin von mir weg; allein, da der Abend so schön war, und ich noch keine Lust hatte aufzubrechen: so zog ich sie noch mehr, als einmal, zu mir, um einige Fingerhüte voll daraus ins Glas zu schenken, und den Göttertrank mit sokratischer Mäßigkeit in mich zu schlürfen. So spannte sich denn meine frühere Aufgeregtheit allmählich wieder herab; aber auch die Behaglichkeit, welche ihr unmittelbar vorhergegangen war, war verschwunden. Ich versank in ein ernstes Nachsinnen, das nichts Düsteres hatte, aber auch keinem heiteren Bilde den Zutritt gestattete, und das mich noch auf meinem Sitze festhielt, als bereits der Vollmond am Horizont heraufgestiegen war.

Sein sanftes Licht, über meine nächsten Umgebungen ausgegossen, that eine unbeschreibliche Wirkung, und reizte die Phantasie unwiderstehlich, sich die Bilder einer früheren Zeit zu vergegenwärtigen. »Wo jetzt alle diese niedlichen Landhäuser stehen,« sagte ich zu mir selbst, »standen einst die Zellen der Mönche; wo jetzt

die Lüfte das laute Lachen der Freude, das traulich Geſchwätz freundſchaftlicher Mittheilung, oder das ſüße Geflüſter der Liebe vernehmen: da hörten ſie einſt nur das ſchmerzliche Ächzen des Büßenden, die Geißelſchläge des Bereuenden, oder die verſtohlenen Seufzer eines mit ſich und ſeinem Schickſal Zerfallenen, den nicht innerer Beruf, den vielleicht nur Dürftigkeit oder der Drang der Umſtände in dieſe Mauern geführt hatten.«

Ich konnte das letztere Bild nicht los werden. Ich ſah den Unglücklichen als Jüngling den Berg heraufſteigen, um ihn weder im Leben, noch im Tode wieder zu verlaſſen. Mehr als einmal, und noch am Gitterthore der Mauer, welche alle zum Kloſter gehörigen Gebäude umſchließt, ſteht er ſtille, und wendet den Blick nach der bewegten Welt zurück, von welcher er für immer Abſchied nehmen ſoll. Sie iſt ſo reich, dieſe Welt! Was er darin zurückläßt, iſt freilich wenig, und nur trübe dämmert in dem durch frühe Härte Entmuthigten der Gedanke, daß auch in ihm die Kraft liege, ſich ſeinen Theil ihrer Gaben zu gewinnen. Noch einmal blickt er zurück, und ſchüttelt dann faſt unmerkbar den Kopf, und zieht am Ringe der Kloſterpforte, die ſich ihm öffnet, und — ſich ihm nie wieder öffnen wird. Das Probejahr iſt vollendet; er kniet hin vor den Altar, und legt mit zitternder Stimme das unverbrüchliche Gelübde der Armuth, Keuſchheit und des unbedingten Gehorſams ab für die ganze Dauer ſeines Lebens. Man bedeckt ihn jetzt mit dem Bahrtuche, zum Zeichen, daß er für dieſe Welt geſtorben ſey, und ſagt über ihn die Pſalmen her, welche man über die Sterbenden zu beten pflegt.

Jetzt führt man ihn in ſeine abgeſonderte Zelle mit dem daranſtoßenden Gärtchen, dem Einzigen, was er auf der weiten Welt ſein Eigenthum nennen wird. Mit einem Strom von Thränen nimmt er Beſitz von ihr; und — noch oft wird ſie ſeine Thränen fließen ſehen. Dort die letzte in der gegen Morgen gelegenen Reihe iſt es. Dort ſehe ich ihn des Abends, dort in der ſchweigenden Nacht ihn ſtehen, ſeine Blicke unter ſtummem Nachſinnen nach der nahen Hauptſtadt gewendet, wo alle Kränze des Lebens blühen, und jeder Kraft ihre Bahn geöffnet iſt. Mit geſenktem Blick und mit ſchwerer Bruſt ſchleicht er dann zurück in ſeine einſame Zelle, und legt das Haupt auf das feuchte, mit Aſche gefüllte Kiſſen; und wenn es Morgen wird und er erwacht: ſo ſeufzt er daß ſich ſein Auge aufs neue geöffnet hat, um das Licht zu ſehen.

Dennoch darf ich hoffen, der Friede werde einſt auch in ſeine Bruſt einkehren. Denn indem ich auch die andern Zellen beſuche, treffe ich nicht überall auf feuchte Augen, nicht in jedem Geſichte auf den trüben Ausdruck ſtürmiſcher oder ſchwer bekämpfter Wünſche. Nicht alle ihre Bewohner ſuchen ihr hartes Lager unter Thränen, und auf mehr als einem Antlitz begegne ich dem Ausdruck eines tiefen Seelenfriedens, und einer durch fromme Ergebung feſtbegründeten Ruhe.

»Entſagung und Ergebung!« rief ich, indem ich mir das Glas vollſchenkte, und es austrank. »Sie ſind freilich ein herber Trank, und ich fühle mit Jedem Mitleid, welchem ihn das Schickſal aufdringt. Aber die Kraft den Becher zu leeren, und ſo zu geneſen von dem unruhigen Schmerz über die Geißelſchläge des Mißge-

ſchicks und von dem Drange ungeſtillter Wünſche, liegt dennoch in der Bruſt des Menſchen: und nur von ihm hängt es ab, wenn er ſie gebrauchen will, über beide zu ſiegen, und ſich die Ruhe zu erringen, die er ſonſt ſein ganzes Leben durch ſich fruchtlos erſehnen wird.«

Es war ſpät geworden, und ich hatte keine Secunde zu verlieren, wenn ich noch vor dem Einbruch der Mitternacht die Stadt erreichen wollte. Darum beeilte ich mich. Rüſtig ſchritt ich durch den Wald, trotz dem an meinen letzten Gedanken emſig fortſpinnend. Da blitzte es auf zu meiner Rechten, zwanzig Schritte von mir. Gleich darauf ein Knall. Ich ſpringe nach der Stelle hin. Mit zerſchmettertem Gehirn lag S— zu meinen Füßen. Entſetzen lähmte einige Augenblicke meine Beſinnung. Ich raffe mich zuſammen, ich eile zurück, und mache Lärm. Als ich mit dem Wundarzte und einigen andern Perſonen an die Unglücksſtelle kam, fanden wir, daß S— den letzten Reſt ſeines Lebens bereits ausgeröchelt hatte.

Poeſie und Proſa.

Tief erſchüttert kam ich nach Hauſe. Ich warf mich auf mein Lager. Mein Gehirn glühte; mein ganzes Weſen war in einer fieberhaften Aufregung. Schlief ich, ſchlief ich nicht; wachte ich, träumte ich, träumte ich wachend: ich weiß es nicht. Ich glaubte mich in einem weiten, ganz von Menſchen erfülltem Thale am Fuß eines hohen, vom hellſten Purpurlicht des Abends übergoſſenen Berges zu befinden; reizender, als ich je eine Gegend geſehen, oder mir gedacht hatte. In tau-

end und wieder tauſend verſchiedenen Gruppen webte
nd waltete hier die Freude unter blühenden Bäumen
nd in duftenden Lauben. Überall wo ich hinblickte
cherzte der Frohſinn, koſ'te die Liebe, verſuchte der
:aſche Muth ſich in den mannigfaltigſten Wettkämpfen.
Ich wanderte an S— Arme auf dem blumichten Plan
erum, und ergötzte mich an dem wechſelvollen Anblick
des friſcheſten Lebens. Mein Begleiter ſah etwas blaß
us, wie ich ihn bei dem Hofrathe geſehen hatte; aber
ußt ſprach er ruhig und unbefangen mit mir: nur daß
r manchmal ſtockte, und mit den Blicken einen beſon-
ern Gegenſtand zu verfolgen ſchien. Ich folgte der
Richtung ſeiner Augen, und gewahrte eine weibliche
Geſtalt in einem weiten grauen Gewande, die ſich ge-
chmeidig wie eine Schlange zwiſchen den verſchiedenen
Gruppen durchwand. Hier verweilte ſie einen Augen-
lick, und dort einen; und überall, wo ſie verweilte, ſah
ch Einzelne einſam aus dem Kreiſe ſcheiden, oder in
ieſem wie leblos zu Boden ſinken. Wenn ich ſie jetzt
ier ſah, war ſie im nächſten Augenblicke ſchon wieder
ort: wenn ich jetzt ſie feſt im Auge zu behalten meinte,
atte ich ſie gleich darauf wieder verloren. »Wer iſt
ieſe Geſtalt?« fragte ich meinen Begleiter? Er ſchwieg;
ber ich fühlte, daß ſein Arm in dem meinigen bebte.
Wehe,« rief er jetzt plötzlich, »ſie naht uns!« Be-
ürzt blickte ich auf. Sie gleitete uns entgegen auf
eichen Socken. Wie die Klapperſchlange den Blick be-
ubert: ſo ſchien ſie den widerſtrebenden Blick meines
egleiters anzuziehen. Kaum die Dauer eines Puls-
ſlages hatte er ihr ins Auge geſehen, als er von einem

jähen Schmerz durchzuckt unter einem gellenden Angstschrei hinsank. Nur im Fliehen war ich ihrem erstarrenden Eisesblick begegnet: und kaltes Entsetzen rieselte durch alle meine Adern.

»Wer ist diese Ausgeburt der Hölle?« fragte ich im Flieh'n den dürren Magister, der in einen dunklen Mantel gehüllt abwärts allein stand. »Wer ist diese Furie, die mit ihrem Blicke das Leben vergiftet, und alle Pulse desselben erstarren macht.«

»»Ihr denkt sie wohl in einem Compendium der Mythologie oder in einem Verzeichniß allegorischer Personen aufzusuchen,«« gab er mir mit kaltem Hohne zur Antwort; »»aber ihr werdet sie da nicht finden. Sie hat keinen bestimmten Nahmen, und erscheint Jedem in der Gestalt, in welcher sie für ihn am gräßlichsten ist. Es ist allerdings etwas Poetisches an ihr, was sich in Romanen und Tragödien mit Vortheil verwenden läßt. Ihr seht auch, wie die Andern ihr Wesen lustig forttreiben, wenn Einer aus ihrer Mitte mit berstendem Herzen hinsinkt. Das Poetische verliert sie für Jeden erst dann, wenn er gezwungen ist ihr ins Auge zu sehen. Mein Bescheid ist freilich, wie Euer ganzer Traum selbst, nicht sehr poetisch. Schlichte Prosa; oder schlechte, werdet ihr vielleicht sagen: bis sie euch selbst nahe tritt, und aus ihrem Auge das Gift in euer Herz strömt, welches für dieses am tödlichsten ist.««

Der Brief.

Ich ging des andern Tages zum Hofrath A—, und erzählte ihm den Vorfall. Er war sehr bestürzt darüber,

Wenn ich es Ihnen aufrichtig geſtehen ſoll,« ſagte er letzt, »ſo habe ich einen ſolchen Ausgang ſchon lange wartet. Obwohl ich S— nur auf Veranlaſſung mei- es Londner Freundes, und überhaupt nur ſelten ſah: hatte ich doch Gelegenheit wahrzunehmen, daß es m, ich möchte ſagen, faſt durchaus, an aller religiö- n Begründung fehlte. Was anders aber, als die Re- gion vermag einen Unglücklichen, vom Mißgeſchick ſo hnungslos Verfolgten, von jenem enſetzlichen Schritte zuhalten, als dieſe?« — Ich konnte der Bemerkung eines Freundes nicht widerſprechen, und war über- ugt, daß er vollkommen Recht hatte.

Heute brachte man mir einen Brief von ihm. Als h denſelben öffnete, fiel mir als Einſchluß ein Schreiben es Londner Correſpondenten in die Hände, von wel- em er geſprochen hatte, und der ein vertrauter Freund es unglücklichen S— geweſen war.

»Ihre Bemerkung, daß es S— an religiöſer Be- ründung gefehlt habe,« ſchrieb dieſer, »iſt nur allzurich- g. Er wurde von ſeinen ſehr frommen Eltern im ſtreng atholiſchen Glauben erzogen, welchem jene — ſein Va- r ſtammte aus einer irländiſchen Familie — ſelbſt zu- ethan waren. Allein ſein Aufenthalt in Frankreich, ahin man ihn noch im erſten Jünglingsalter ſchickte, er Umgang, welchen er dort erſt fand, dann aufſuchte, nd die Bücher, die er las, zerſtörten die beſſern Keime iner früheren Erziehung. Nach ſeiner Zurückkunft ach England ſpielte er den Verächter aller geoffenbarten eligion erſt als Geck, und darauf, weil er nun Schrif- n las, welche jene mindeſtens nicht bloß mit den Waf-

ſen der Frivolität angriffen, aus Grundſätzen, wie glaubte. So hatte er denn zerſtört, was allein eine fe und ſichere Grundlage für den religiöſen Glauben geben kann, obwohl er dieſen, in ſo fern er auf bloß Vernunfterkenntniß beruht, nicht nur mit dem Verſtand ſondern ſelbſt mit dem Gemüthe feſthielt. Aber jet begann die Reihe ſeiner Unglücksfälle, die allerding herbe und gehäuft genug eintraten, um ihm keine Zei zu laſſen, ſich zu ſammeln. Sein Gemüth verbitter ſich jetzt immer mehr: und je mehr es ſich verbitterte, deſt ſchwankender wurde nun ſeine Überzeugung auch in Be treff derjenigen Wahrheiten, die ſonſt ihm noch theur und heilig geweſen waren. Was ihnen eine feſte Stütz hätte geben können, hatte der Unglückliche ſchon lang von ſich geworfen. So ſah er ſich denn auf einem für miſchen Meere, bedrängt von allen Seiten von den Wogen des Mißgeſchicks, ohne Kompaß und Steuer und wurde faſt unrettbar den Klippen zugetrieben, a welchen er ſcheiterte. «

Ich fühlte mich von dieſen wenigen Zeilen im Inner ſten ergriffen.

» So alſo iſt es gekommen, « rief ich voll Bitter keit aus, » ſo; und ſo konnte es kommen. Wehe der Menſchen, wenn es ſo kommen, wenn er ſo ſich ſelb verlieren kann. Quam nihil est homo! Und ich Thor ich Geck ſetze mich her und grüble, und gräme mich, da Liebe, Freundſchaft, daß die Thätigkeit für uns un für Andere, daß das Streben nach Ehre und Selbſtach tung, daß Kunſt und Wiſſenſchaft den Menſchen kei ſicheres Ziel ſeines Strebens gewähren; daß ihn jed

Anſtrengung ſeiner Kraft bei dieſem Streben täuſchen, daß Alles, was er erringt, ſich ihm unter den Händen in Nichts verwandeln, und daß er Alles, was er gewinnt, durch die Laune des Zufalls wieder verlieren kann. Aber wehe ihm! er kann noch mehr verlieren! Er kann auch das verlieren, was ihn über jeden Verluſt, über die Beſchränktheit ſeiner Kräfte, über die Unſicherheit aller ſeiner Hoffnungen, über alle ſeine getäuſchten Erwartungen, und über alle die zahl- und namenloſen Qualen beruhigen ſoll, an welchen das Leben ſo überreich iſt — er kann den Glauben an Gott, und an ſeine Fortdauer nach dieſem Leben verlieren. Das Unglück kann die Kräfte ſeiner Seele ſo tief herabſpannen, daß ſie den Muth verliert, ſich zu jenem Glauben aufzuſchwingen; Zagheit und Vertrauensloſigkeit können ſich ſeiner ſo ſehr bemächtigen, daß er die letzte und einzige Stütze von ſich wirft, die ihn aufrecht zu erhalten vermöchte. Noch mehr; er kann vom Unmuth hingeriſſen, von frevelhafter Afterweisheit Anderer, und von ſeinem eigenen Irrwahn bethört, ſich in wildem Trotz gegen denjenigen empören, in welchem er nicht mehr einen liebenden Vater, ſondern einen grauſamen Peiniger ſieht, und das Leben von ſich werfen, das ihm, wie er wähnt, nur als die Bedingung einer endloſen Qual gegeben iſt!«

Kindermord.

»Wehe dem Menſchen,« rief ich noch einmal voll herben Schmerzes aus; »er nennt nichts ſein auf dieſer Erde, auch nicht den Glauben. Ein feſter, ewiger Fels ſteht dieſer für ihn da im wildbewegten Meere des

. er kann jeden Augenblick von ihm herab
, oder in wahnſinniger Bethörung ſich von ihm
abſtürzen in die aufgeregten Wogen. Nicht die Grundſäulen dieſes Felſens können wanken: aber unſer Fuß; nicht ſie vermag der Zweifel zu erſchüttern: aber unſer Vertrauen; nicht die Kraft des Glaubens iſt dem Wandel und der Vergänglichkeit unterworfen: aber unſere Kraft iſt es, die ihn, als das Einzige, was dem Leben Bedeutung gibt, feſthalten ſoll.

Denn welche Bedeutung kann dieſer ewige Wechſel von ſchnell vorüber rauſchender Freude und anhaltendem Schmerz, dieſer wüſte Traum voll abenteuerlicher Zerrbilder, dieſer tolle Rauſch voll leerer Einbildungen, dieſes betäubende Hinundherſchwanken zwiſchen banger Furcht und kecker Zuverſicht an und für ſich ſelbſt wohl haben? Welchem Streben dürfen wir unſere Hoffnung, welcher Hoffnung unſer Glück vertrauen? Wie dürfen wir Andern vertrauen: da wir uns ſelbſt nicht vertrauen dürfen? wie das Glück der Liebe, die Treue der Freundſchaft, die Anerkennung unſers Verdienſtes von Andern erwarten, wenn wir in dem, was Bedingung dieſes Glückes in uns ſelbſt iſt, unſer ſelbſt, nicht ſicher ſind; da jeder Pulsſchlag an unſern Einſichten und an unſern Empfindungen etwas verändert, und beide jede Secunde tauſend Einwirkungen ausgeſetzt ſind, von welchen ſelbſt die unbedeutendſte außer unſerer Berechnung liegt. Unſer Wollen wie unſer Kraftgefühl iſt Täuſchung, und die Säugamme dieſer Täuſchung iſt unſere Flachheit. Weil wir mit den Beinen weit ausgreifen, glauben wir Rieſenſchritte zu machen; weil wir

selten Klarheit genug haben, um bestimmt zu wissen, was wir wollen, und selten Kraft genug, um etwas entschieden zu wollen, glauben wir mit unserer Kraft Wunder ausgerichtet zu haben, wenn wir etwas erreichen; weil wir immer ein Einzelnes aus dem Zusammenhange reißen, glauben wir das Ganze zu umfassen; weil wir weder an jenem, noch an diesem, noch an uns selbst seine und unsere Veränderlichkeit gewahr werden, glauben wir daß jene Dinge und wir in uns selbst Bestand haben.«

»Die kindische Lust an unserer Freude, und die Ungeduld unsers Schmerzes, die uns immer bei dem Gegenwärtigen und Nächsten festhalten: die allein sind es, welche uns das Leben erträglich machen, und uns seine Verworrenheit und Gestaltlosigkeit nicht gewahr werden lassen. Wir sehen seine Erscheinungen an uns vorüber gleiten, jede einzelne mit der vorhergehenden, wie mit der nachfolgenden im Widerspruche: aber wir beachten diese Widersprüche nicht, oder deuteln oder träumen einen Zusammenhang in sie hinein, und glauben nun begriffen und gelöst zu haben, was wir weder verstehen und begreifen können, noch zu schlichten und zu lösen vermögen.«

»Darum,« sagte ich, »hat Ewald Recht; es war Thorheit den Begriff von etwas zu suchen, was sich nicht begreifen läßt. Und so komm denn her, du Kind einiger weniger heiteren und vieler trüber Stunden,« fuhr ich fort, indem ich nach dem Federmesser griff, und einen tüchtigen Schnitt in mein Manuscript that; »dir soll dein Recht widerfahren.«

Der ſchwerſte Akt ſchriftſtelliſcher Selbſtverläugnu
war vollzogen, und das Heft flog in den neben d
Pult ſtehenden Korb zu andern unnützen Papieren.

Der Beſuch.

Eben nicht in der freundlichſten Stimmung ſaß
ein paar Tage ſpäter bei einbrechender Dämmerung
meinem Zimmer, als man klopfte. »Herein!« rief
verdrießlich, und herein trat Hauptmann Belli
Er kam eben von Mailand zurück, wohin ihn ſeine
ſchäfte aus der Schweiz gerufen hatten, ging jetzt n
Wien, und wollte ſich, da er mit M— Geſchäfte ab
reden hatte, zwei oder drei Tage hier aufhalten. Tr
meiner Verſtimmung bewillkommnete ich den werth
Gaſt dennoch auf das herzlichſte: ja dieſe verſchwa
faſt gänzlich, als er mir in der erſten halben Stu
mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Laune eine ſumm
riſche Überſicht ſeiner Reiſebegebenheiten zum Beſten g

»Wenn Sie erlauben,« ſagte er, nachdem wir e
halbe Stunde auf und nieder gegangen waren, und
bei gänzlich eingebrochener Dämmerung Licht angez
det hatte; »ſo rauche ich vor dem Abendeſſen noch e
Pfeife bei Ihnen.«

»»Recht gerne.««

»Geben Sie mir doch zur Güte etwas Papier, u
mein Rohr zu umwickeln.«

Ich griff mit der linken Hand ganz gemächlich u
gedankenlos in den Korb hinab, riß von dem H
welches zu oberſt lag, ein Blatt herab, und gab es ih
Er ſchickte ſich an, es zu ſeinem Gebrauche zuſamm
zu legen: warf aber vorher einen Blick darauf.

»Zum Henker!« rief er, »was iſt das?« Hauptmann Belling. »Wie kommt mein Name auf dieſes Papier. Ei, das iſt luſtig!«

Er las.

»Vermuthlich ein verworfenes Manuſcript?« fragte er, als er geleſen hatte. »Beichten Sie immerhin, werther Freund, ich bin nun einmal in dem Geheimniſſe; und da Sie mir eine Rolle in Ihrem Manuſcript gegeben: ſo habe ich ein unbeſtreitbares Recht des Näheren Beſcheid zu wiſſen.«

Ich mußte alſo beichten.

Er ſchüttelte den Kopf. »Von Allem, was mir mein ganzes Leben durch verhaßt war,« ſagte er, »iſt und war es mir nie etwas mehr, als irgend eine Arbeit oder Unternehmung angefangen, und wieder aufgegeben zu ſehen. Was immer begonnen iſt, ſoll zu Ende gebracht werden. Sind bei der Ausführung Mißgriffe mit untergelaufen: ſo mag man nachbeſſern; und geht das nicht an, ins Himmels Namen von vorne anfangen. Aber etwas Begonnenes ohne die dringendſten Gründe ganz aufzugeben, ſcheint mir ſich nirgends entſchuldigen zu laſſen. Erlauben Sie mir mindeſtens ihre Arbeit durchzuſehen.«

»»Wollen Sie die paar Tage, welche Sie hier ſeyn werden, damit verderben, ein Manuſcript zu durchblättern, das der Autor ſelbſt verworfen hat?««

»Zeit wird ſich finden,« ſagte er; »ich kann ſeit einigen Tagen ohnedieß vor zwei oder drei Uhr gar nicht einſchlafen.«

»»Nun wenn ſie es als Opiat gebrauchen wollen: ſo mag es ſeyn.««

»So war es nicht gemeint,« entgegnete er lachend, steckte das Heft zu ſich, und wir ſprachen von anderen Dingen.

Vorläufige Bemerkungen.

Am folgenden Abend wiederholte der Hauptmann ſeinen Beſuch. Er legte beim Eintritt mein Manuſcript auf das Pult, ohne etwas zu ſagen. Ich ebenfalls, ohne etwas zu ſagen, griff darnach, um es wieder in den Korb zu werfen.

»Veto!« rief er; »wenigſtens ſollen Sie vorher vernehmen die Stimme meines Mundes.« — »Vieles,« declamirte er mit komiſchem Pathos aus Göthe's Epigrammen:

»Vieles hab' ich verſucht, gezeichnet, in Kupfer geſtochen,
Öhl gemalet, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt;«

und nun will ich auch einmal recht ernſtlich kunſtrichtern. Als die eines Kunſtrichters iſt meine Stimme, wie ſich's von ſelbſt verſteht, eine entſcheidende.

»»Sie ſoll Ihnen zugeſtanden ſeyn.««

»Gut denn. Ihr Dorat ſoll gedruckt werden: obwohl ich eine Menge Fehler daran auszuſetzen habe.«

»»Leider geht es mir ſelbſt ſo.««

»Deſto leichter werden wir uns verſtändigen. Doch die ausführliche Beurtheilung verſpare ich bis nach dem Abendtiſche. Vor der Hand nur einige vorläufige Bemerkungen.«

»Zuvörderſt alſo mißbillige ich es, daß durch das ganze Werk ihre Individualität ſo ſtark hervortritt.«

»»Meine Individualität?«« rief ich mit Beſtürzung.

»» Sie debütiren da mit einer Bemerkung, die mich in Schrecken ſetzt. Wenn iſt es wohl erlaubt geweſen, bei einem Werke dieſer Art den Verfaſſer für den Gebrauch des Wörtchens: Ich, auf ſolche Weiſe verantwortlich zu machen?««

»Hm,« meinte er; »es ließe ſich manches dagegen ſagen. Inzwiſchen, wenn ich die Sache nicht Wort haben wolle, komme jener Entſchuldigungsgrund mir allerdings zu Statten, und er wolle ſie fallen laſſen. »Aber nicht ſo leicht ſoll es Ihnen werden,« fuhr er fort, »einen zweiten Vorwurf abzulehnen.« — »Warum,« fragte er, »haben Sie faſt durchaus nur mit halben Farben gemalt?«

»» Auf wie viel Bände wollen Sie, daß ich meine Schrift hätte ausdehnen ſollen?««

Er bedachte ſich einen Augenblick. »Gut,« ſagte er, »die Ökonomie derſelben will ich gelten laſſen; aber das glaube ich ſagen zu dürfen, daß Sie den einzelnen Partien, wenn ſie ſich dabei auch beſchränken wollten und mußten, auch ohne einen großen Aufwand von poetiſcher Erfindungs- und Darſtellungsgabe leicht mehr Relief und Färbung hätten geben können.

»» Ich wollte das nicht?««

»Warum aber nicht?«

»» Der Grund wird Ihnen etwas ſonderbar vorkommen. Ich wollte dem Leſer nicht vorgreifen, und es ihm überlaſſen, das Fehlende auf ſeine Weiſe, und aus ſeinen Mitteln zu ergänzen.««

»Ich verſtehe Sie nicht.«

»» Wenn ich das Leben in der Geſammtheit ſeiner

Erſcheinungen als ein unbegreifliches Räthſel, und da[illegible] Streben des Menſchen, ſein eigenes Leben nach ſeine[illegible] Abſichten zu geſtalten, als durchaus nichtig darſtelle[illegible] wollte: ſo durfte ich, glaub' ich, die einzelnen Umriſſ[illegible] nicht ſchärfer zeichnen, als ich es gethan habe. Ich durft[illegible] den Leſer nicht nur nicht gewaltſam auf meinen Standpunkt herüber zu ziehen ſuchen: ich durfte ihn auch überhaupt keine beſtimmte Anſicht faſſen laſſen, weil eben jede ſolche beſtimmte Anſicht des Einzelnen in jener allgemeinen Anſicht rein aufgeht. Ich mußte mich auf bloße Andeutungen beſchränken, und es darauf ankommen laſſen, was der Leſer in ſeinem eigenen Innern dieſen Entſprechendes finden, und zu meinem Buche mitbringen werde. Die poetiſche Färbung mußte dabei nothwendig verlieren: allein ſie kam nicht in Berechnung bei einem Werke, das von vorne herein auf eine nüchterne Anſchauung der Wirklichkeit baſirt war. Wenn ich hin und wieder ein paar Pinſelſtriche dieſer Art gethan habe: ſo geſchah es nur, um das Ganze ein wenig aufzufriſchen, oder wo ich auf dieſe Weiſe mit irgend einer Seite meines Gegenſtandes mich am leichteſten abfinden zu können glaubte.«

»Wäre ich ein eigenſinniger Kunſtrichter,« erwiederte mein Freund, »ſo würde ich Ihre Entſchuldigung, oder Ihre Gründe vielmehr, ſo leicht nicht gelten laſſen. Inzwiſchen, aufrichtig geſtanden, ich habe beim Leſen ſelbſt ſo etwas gedacht. Nur werden Sie ſich nicht beklagen dürfen, wenn Sie nicht viele Leſer nach ihrem Sinne finden; da Sie dieſen in der That ein wenig viel zumuthen.«

»» Nur daß ſie das Leben von ſeiner ernſten Seite zu faſſen gewohnt ſeyen, und daß ſie ihm eine beſtimmte Bedeutung abzugewinnen geſucht haben. ««

» Das nun eben iſt nicht aller Leute Sache. Mir aber bleibt nun nichts übrig, wenn ich meine Kunſtrichterei nicht gänzlich aufgeben will, als mich an den Inhalt ihres Werkes zu hängen, da ſie meine Einwürfe gegen die Form abgewieſen oder abgelehnt haben. Das aber wollen wir nach dem Abendtiſche ausmachen: da ich C— vorher noch einen Beſuch zu machen habe. «

Damit ging er. Ich aber ſprang, als er kaum die Schwelle verlaſſen hatte, raſch von meinem Stuhle auf, und ihm nach.

» Beſter Herr Hauptmann! « rief ich ihm wehmüthig nach, indem ich den Kopf aus der Thüre ſteckte; » nur ein Wort, ein einziges Wort noch! Wie finden Sie die Sprache? Finden Sie in dieſer trotz aller Glätte und Sauberkeit nichts von einem milden Geſäuſel einer äußerſt zierlich gebildeten Diction, oder einer bis zur Überfülle gehenden Weichheit. «

»» Poſſen! «« gab er mir lachend zur Antwort. »» Ein wenig minder ſorgfältig finde ich ſie inzwiſchen ſtellenweiſe behandelt, als ich es ſonſt bei Ihnen gewohnt bin. ««

» Nun das geht noch mit, « ſagte ich, indem ich den Kopf wieder zurückzog. » Es iſt mir nur des Herrn Doktors Karl R—ſ—k—z wegen. Ich möchte es dem Manne gar gern zu Danke machen. Seine Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter hat mich vielfach belehrt und angeregt, und mich mit aufrichtiger Hochachtung für ihn erfüllt: obwohl —

»Pfui!« ſagte er, »wer wird es ihm übel nehmen, wenn er übellaunig iſt, und dann Andern ein wenig unbillig und unartig mitſpielt: da man gegen ihn nicht bloß unbillig, ſondern höchſt ungerecht iſt, und ihm ſelbſt ſo übel mitſpielt.«

Die Recenſion.

Nach der Abendtafel, als die Andern ſich entfernt hatten, traten wir, ich und Belling, auf die Plattforme hinaus. Es war eine laue Sommernacht in den letzten Tagen des Auguſts, wie ſie unter dieſem Breitengrade nur ſelten ſind. Hell leuchtend ſchwebte die Scheibe des Vollmonds über dem Rande der entfernten Hügel, und goß einen ſanften Schimmer über die ganze Gegend, während ſie ſich in tauſend goldenen Kugeln in den Wellen der Donau ſpiegelte, die ſtolz und ruhig zu unſern Füßen hinrauſchte.

Einige Zeit hindurch überließen wir uns ſchweigend dem Eindruck des lieblichen Nachtſtückes. Jetzt aber zog der Hauptmann den prächtigen Meerſchaumkopf hervor, reinigte ihn auf das ſorgfältigſte, ſtopfte, und fing, indem er mich zum Auf- und Niedergehen einlud, an zu rauchen.

»Wohlan,« ſagte ich; »ſind Sie endlich in der Verfaſſung, Ihr kritiſches Gutachten von ſich zu geben?«

»»Ganz und gar;«« erwiederte er. »»Zuvörderſt aber will ich mich verſichern, ob ich Sie durchaus richtig gefaßt habe.««

»»Ich tadle es nicht, daß Sie Ihr Gewebe an eine ſo unbedeutende Anekdote, wie die von Dorat's Tode

anknüpfen, noch daß Sie mich, wie Ewald ſich ausdrückte, auf die Bühne gebracht haben: da Sie aus unſerm damaligen Streit für Ihren Zweck wenigſtens einigen Nutzen zu ziehen wiſſen. Was ſoll nun aber der Traum von der Cholera? Er ſcheint mir ein wahres Hors d'oeuvre zu ſeyn.«

» Meiner Abſicht nach ſollte er das keineswegs ſeyn;« entgegnete ich. » Wenn das Leben ſeine Bedeutung erſt durch den Tod erhält: ſo hatte ich allen Grund, dieſen der Leſern, den flacheren vorzüglich, gleich anfangs näher unter die Augen zu rücken, und meinem Gebäude dadurch eine feſte Grundlage zu geben. Überdieß konnte ich nicht umhin, einigen meiner werthen Landsleute im Vorbeigehen mein Kompliment zu machen. So gefaßt im Ganzen dieſe, und ſo weiſe die Behörden ſich betrugen: ſo komiſch war die Zerknirſchung und das Betragen Einzelner. Ich ſehe noch immer meinen ehrlichen R—, der ſonſt das ganze Jahr hindurch weder an Gott, noch an den Tod denkt, mit der Reſignation der Verzweiflung auf ſeinen Kaſten ſchlagen, auf welchen eine ganze Batterie von Flaſchen ſtand, und höre ihn noch immer wie einen Halbwahnwitzigen ausrufen: » Kommt ſie, ſo kommt ſie; ich habe hier zwanzig Pfund Kamillenthee und meine ſechs Flaſchen Räubereſſig; und muß es geſtorben ſeyn: ſo fahre ich in Gottes Namen zum —, ſo gut, wie ein Anderer.« — Und was ſoll ich von unſerm, ſonſt ſo verſtändigen M** ſagen. Er konnte im buchſtäblichen Sinne keine Salatſtaude mehr ohne Entſetzen anſehen, und exilirte den Salat förmlich aus ſeinem Hauſe, wie dringende Vorſtellungen Frau

und Töchter gegen ein ſolches Anathem auch machen mochten.«

Belling lachte. »Ich billige es,« fuhr er fort, »daß Sie den Begriff des Lebens zuerſt im Kinde aufſuchen. Sie finden ihn hier im Gefühl des Daſeyns. Richtig wie mir ſcheint. Warum aber ſagten Sie, wenn ſie den Begriff des Lebens in ſeiner letzten Allgemeinheit beſtimmen wollten, nicht lieber: Bewußtſeyn des Daſeyns?«

»»Weil der Ausdruck: Bewußtſeyn, einen ſchärfer beſtimmten Begriff der Sache andeutete, als daß ich ihn hier, und in der Folge, brauchen zu dürfen glaubte.««

»Wohl, ich will mich dabei nicht aufhalten, und werde vielleicht ſpäter darauf zurückkommen. Die Bemerkung, daß das Leben in einzelnen Momenten in einem bloßen Gefühl des Daſeyns rein aufgehe, iſt richtig. Eben ſo richtig iſt es, daß dieſe Momente immer etwas von einer religiöſen Feier haben, und die Pſyche freier von den Feſſeln des Körpers ihre Fittiche ſchwinge. Noch mehrere Zuſtände werden dem Leſer vorgeführt, in welchen das Leben ebenfalls im bloßen Gefühle des Daſeyns, wenn gleich nicht ganz ſo rein, wie in den erwähnten Momenten, aufgeht. Inzwiſchen läßt ſich die Frage nicht ablehnen: auf welche Weiſe fühlt der Menſch ſein Daſeyn? — Im Allgemeinen lähmt und zerſtört der Schmerz zuletzt ſeine Kraft: die Freude belebt und erhöht ſie. So bietet ſich denn freilich das Reſultat: das Gefühl des Daſeyns beſtehe im Gefühl der Glückſeligkeit. Das Behagen an rein ſinnlichem Genuſſe wird in Anbiol, das ausſchließliche Streben nach irdiſchem Beſitz

in Amarin, der Ungestüm der Leidenschaft und ihr Streben nach unbedingter Befriedigung werden in Sarron bei Seite gebracht; und wenn der Abstecher ins Feenland den Wunsch nach einer idealen Glückseligkeit berührt: so weist der Commentar zu Posidipps und Metrodors Lebensphilosophie darauf hin, wie es uns höchst selten beschieden sey, auch nur das dem Sterblichen vergönte Maß derselben zu erreichen. Mit letzterem Abschnitt bin ich am wenigsten zufrieden. Er scheint mir aus dem Ton zu fallen, und der mathematische Beweis am Schlusse kann mich damit nicht versöhnen.«

»»Sie haben Recht.««

»Es liegt eine Kraft im Menschen, durch die er sich über den Schmerz erheben, und sogar von diesem bedrängt, das Gefühl eines heitern und selbst eines frohen Daseyns sich retten kann. Ewalds Beurtheilung des Vorgehenden vermittelt den Übergang zu diesem Kraftgefühl, indem es zugleich das Verkehrte in der früher ausgesprochenen Ansicht vom Leben berichtigt. Allein jene Kraft kann sich nach sehr verschiedenen Beziehungen äußern. Im Apollonius von Thyana und im Weisen von Sillo wird sie zuerst als Streben nach Erkenntniß betrachtet: allein dieses Streben erscheint durchaus als ein unzulängliches, und der Zweifel triumphirt über alle Bestrebungen, eine gewisse Erkenntniß zu erringen.«

»Wenn man Sie kennt,« fuhr mein Beurtheiler fort: »so kann man leicht auf die Vermuthung gerathen, Sie hätten Herrn Eleutherius Quickser bloß darum eingeführt, um in der Schlußpointe des

ihm gewidmeten Abſchnittes einen Tropfen individueller Bitterkeit loszuwerden: inzwiſchen zeigen die folgenden Abſchnitte, daß er, wenigſtens nebenher als Schlagſchatten für die Vergleichung des contemplativen und thätigen Lebens dienen ſoll; nur daß ſich hier, vermuthlich von einer plötzlichen Laune eingegeben, zur Unzeit die Parodie von Vater Heſiods Weltaltern einſchiebt.«

»» Von keiner plötzlichen Laune eingegeben,«« erwiederte ich. »» Da hier vom Denken und Schreiben im Gegenſatz des Handelns die Rede war: ſo bot ſich mir jene Parodie bei dem Blick auf eine Zeit, wo alle Kraft im Schaffen und Beſtreiten abſtrakter Theorien, im Schreiben und Saalbadern ſich aufzulöſen ſcheint, von ſelbſt.««

» Wir wollen darüber hinausgehen,« ſagte mein Freund. » Da ich Sie,« fuhr er fort, » mindeſtens eben ſo gut zu kennen glaube, als der dürre Magiſter, und weiß daß Sie, ungeachtet eines ſtarken Hanges zum contemplativen Leben, ihrem Geſtirn es nie verziehen haben, Sie unter Ihnen wenig zuſagenden Bedingungen, für dieſes allein beſtimmt zu haben: ſo hat mich ihr Aufſatz über Sokrates und Theramenes nicht im Geringſten befremdet. Ich würde den Letzteren, einer Stelle des Cicero zu lieb, vielleicht gerade nicht zum Repräſentanten der Vorzüge des thätigen Lebens gewählt haben. Beſſer wird dieſes durch den römiſchen Staatsmann ſelbſt repräſentirt. Die Kraft ſollte inzwiſchen hier noch in ihrer höchſten Potenz betrachtet werden. Ob Sie nun für dieſen Zweck kein tauglicheres Subject wählen wollten, als » Alexandrum, Philippi

von Macedonia Sohn,« oder keines wählen konnten: mag ich nicht unterſuchen. Genug die Kraft erſcheint in ihrer höchſten Potenz, in dieſem einzigen Beiſpiele, als Unkraft, und der dürre Magiſter findet alle Poeſie des Lebens nur in der Vernichtung alles Vertrauens auf unſer Kraftgefühl. Seiner Anſicht wird in dem folgenden, Poeſie und Proſa überſchriebenen Abſchnitte die allgemeinſte Ausdehnung gegeben; nicht bloß in Beziehung auf die Erfolge des äußern Handelns: ſondern auch in Beziehung auf jene unſers geiſtigen Strebens. Doch gerade dieſer Abſchnitt iſt es, bei dem Sie die Umriſſe am ſchwächſten ausgeprägt, und die Farben am meiſten geſpart haben.«

»» Weil gerade hier mit Phraſendrehen, Aufpinſeln, und mit dem Hinweiſen auf beſondere Fälle am meiſten zu verderben war; und gerade hier es mir darum zu thun war, daß der Leſer einen prüfenden Blick auf die Geſchichte ſeiner eigenen Beſtrebungen werfen, und durch dieſes Beſondere meiner allgemeinen Anſicht zugelenkt werden möchte.««

»Sie können nicht leicht einen billigeren Kunſtrichter wünſchen, als mich,« entgegnete der Hauptmann, »indem ich jederzeit bereit bin, ihre Entſchuldigungen gelten zu laſſen. So will ich denn, da es ihnen darum zu thun war, zu zeigen, daß die Kraft des Menſchen wie im Allgemeinen, ſo auch da nichtig ſey, wo er ſich in der Beſchränkung ſein Loos zu ſchaffen, und einen ſichern Haltpunkt zu finden glaube, es nicht tadeln, daß Sie rückſichtlich der Ehe es dabei bewenden ließen, auf die drei vorzüglichſten Krebsgeſchwüre am Baume

der ehelichen Glückſeligkeit, auf Gleichgültigkeit, Philiſterthum und Rohheit hinzuweiſen. Eine ſchwere Aufgabe hatten Sie mit der Liebe. Sie iſt poetiſch ſo gut accreditirt, daß es nicht leicht war, die Proſa gegen ſie Recht behalten zu laſſen. Um ſie doch nun wenigſtens einmal zu loben: ſo will ich zugeben, daß Sie im Schillernden hier etwas geleiſtet haben.«

»»Ein Lob, das ſelbſt ſtark ſchillert,«« ſagte ich.

»Weit ſchlechter bin ich mit den zunächſt folgenden Aufſätzen über Freundſchaft, Ehre, Selbſtgefühl, über den Ruhm und den Werth der Wiſſenſchaften zufrieden. Gibt man auch zu, daß ſie insgeſammt als Lebensprincipe unhaltbar ſeyen: ſo hätte, wie mir ſcheint, das Unerfreuliche einer ſolchen Beweisführung mindeſtens hin und wieder durch einige Lichteffekte erheitert werden ſollen. Ich vermiſſe dieſe nicht gänzlich in den folgenden Paragraphen, in welchen Sie den Begriff des Lebens in einer ſelbſtſtändig ergriffenen Anſicht deſſelben ſuchen. Ich tadle es nicht, daß Sie hier lieber Alles an Freude und Schmerz, als an eine Prüfung der beiden Endſyſteme aller Lebensphiloſophie, des hedoniſtiſchen und ſtoiſchen geknüpft haben. Aber nur ſcheinbar iſt die Unabhängigkeit des Geiſtes von der Übermacht äußerer Einwirkungen. Das Schickſal hat Mittel genug, um uns, wie ſie ſagen, aus der heiterſten Anſicht des Lebens hinauszuquälen: der Schmerz iſt ſelbſtſüchtig, und verengt unſer Gefühl, ſtatt es zu erheben. So geht denn auch hier ein feſter Begriff des Lebens verloren. Aber es ſoll noch ſchlimmer kommen. Der Glaube gibt dem Leben eine beſtimmte Bedeutung, wenn wir gleich über die

Beziehungen ſeiner einzelnen Erſcheinungen im Dunkeln bleiben. Allein der Menſch kann auch dieſen verlieren, und in ihm den letzten feſten Haltpunkt für den Begriff ſeines Daſeyns. So zerfließt und zerrinnt, zerſtäubt und zerflattert denn Alles: und wenn Sie nicht mit einer Apotheoſe der Flachheit enden wollten, welche alle Erſcheinungen gedankenlos an ſich vorüberziehen läßt: ſo ſeh' ich nicht ein, wie Sie anders hatten enden können, als mit einer Invective gegen das Leben. Sie ſtehen am Ziele, wenn ich anders dieſen Ausdruck brauchen darf: denn das gefundene Reſultat iſt —— ein Nichts.«

Die Uhren.

Schweigend ging ich eine Weile neben dem Hauptmann auf und nieder.

»Das ganze Übel,« hob dieſer wieder an, »kommt daher, daß Sie ſich nicht gleich anfangs um die rechte Definition von Zeit bekümmert haben.«

»»Wie verſtehen Sie das?«« fragte ich.

»Ich will Ihnen erzählen, wie ich ſelbſt dazu gekommen. Mein Vater erbte in ſeinem fünfzigſten Jahre ein bedeutendes Vermögen, trat als Major aus dem Dienſte, und bezog ein Rittergut an der ſüdöſtlichen Gränze von Böhmen, das einen Theil ſeiner Erbſchaft ausmachte. Seine vorzüglichſten Beſchäftigungen waren hier Jagd und Gartenbau, und ich erinnere mich nicht, jemals ein anderes Buch, als die europäiſche Fama in ſeinen Händen geſehen zu haben. Die Bildung des Militärs war damals nicht ſo weit, wie jetzt, vorgeſchritten, und ſo war es denn ziemlich natürlich, daß ſich

mein Vater, da ich vom Anfang her zum Militär bestimmt war, um meine geistige Ausbildung wenig bekümmerte. Ich lernte schlecht lesen, und noch schlechter schreiben, und blieb übrigens den ganzen Tag mir selbst überlassen. Mein einziges Geschäft, außer jenen paar Unterrichtsstunden, bestand darin, täglich mehr als vierzig Uhren aufzuziehen; ein Geschäft, zu welchem ich mit großer Sorgfalt abgerichtet ward, und das ich mit der größten Pünktlichkeit verrichtete. Mein Vater war nämlich ein großer Freund von Uhren, und kaufte und besaß deren von allen Arten.

»Eben so einfach, wie der Unterrichtsplan meines Vaters, war seine Erziehungsmethode im Übrigen. So oft ich etwas verbrach, wurde ich, oft halbe Tage lang, in den Arrest gesperrt; das heißt, in ein großes Zimmer, in welchem sich nicht weniger, als sieben Uhren befanden. Von der fürchterlichsten Langenweile gequält, beschäftigte ich mich oft stundenlang ausschließend mit diesen. Ich verglich sie unter einander, ich zählte die Minuten, die Secunden am Zifferblatte, und mit geschlossenen Augen in Gedanken; und hatte eine kindische Freude, wenn meine Conjectur mit jenem zusammentraf. Ich that das Nämliche, wenn ich aus dem Fenster gewahr wurde, daß jemand ein Geschäft oder einen bestimmten Gang verrichtete, und übte mich, die wahrscheinliche Dauer der Zeit, auch ohne Nachzählen von Minuten und Secunden zu bestimmen. Sie verging mir auf diese Weise oft unglaublich schnell, und daß sie so schnell vergehe, war ein Begriff der sich mir fest einprägte. Ich fing an, sie vor- und rückwärts zu messen, nach

Jahren, Jahrzehenden, Jahrhunderten, Jahrtauſenden: und gelangte ſo von ſelbſt zu dem Begriff ihrer Unendlichkeit. Es wurde mir zur Gewohnheit, bei Allem was ich hörte oder that, zuerſt an die Dauer in der Zeit zu denken, und bei Allem beſtimmte Zeitpunkte in der Zukunft ins Auge zu faſſen. Dieß machte mich, als ich aus dem väterlichen Hauſe in die Kadettenſchule trat, anfangs ſehr fleißig. Ich merkte, daß, und woran es mir fehlte, und wendete alle Kräfte an, das Fehlende zu erſetzen. Auch als ich aus der Kadettenſchule in die Armee trat, fuhr ich in dem eifrigen Beſtreben mich zu bilden fort, und las mit wahrem Heißhunger, was mir nur immer in die Hände fiel. Die Bücher, welche ich las, verdarben zwar nicht mein Herz, aber meine Phantaſie und meine Grundſätze. Ich verſank in ein wüſtes Leben, und ein Freund, mit dem ich mich innig verband, und der bei ſeltener Genialität ein frecher Verächter alles Heiligen war, riß mich unvermerkt auf den Weg, welchen der unglückliche S— in dieſer Hinſicht eingeſchlagen hatte. Was mich hielt, war eben die Vorſtellung eines Unendlichen, wenn ſie auch nur dunkel in mir lag, und auf keinem andern Stützpunkt ruhte, als auf dem Begriff der Unendlichkeit der Zeit, der mir bereits in meiner erſten Kindheit ſo bedeutend geworden war.

»Im Jahre fünfzehn befand ich mich bei der Armee von Italien. Ich kam verwundet nach Mailand und in das Haus eines daſelbſt anſäßigen reichen Kaufmanns. Er hatte eine Nichte, Nahmens Franziska. Ich liebte ſie; ſie liebte mich. Man ſetzte ſich unſerer Verbindung entgegen; aber Franziska's Liebe und meine

Beharrlichkeit triumphirten zuletzt über alle Schwierigkeiten.«

»Hier,« fuhr mein Freund fort, »haben Sie denn eine Liebes- und eine Verlobungsgeschichte in zwanzig Worten. Ich will es versuchen, eben so kurz in dem zu seyn, was ich noch zu sagen habe. Ich war ein wüster Mensch, ohne sittliche Begründung, ohne jeden festen Halt in mir selbst, als ich Franziska kennen lernte. Nicht schnell, nicht plötzlich ward ich durch sie umgewandelt: aber jeden Tag, jede Stunde darf ich sagen, erschien mir jetzt mein bisheriges Seyn und Treiben leerer und gehaltloser; jeden Tag ging mir die Ahnung eines höheren, auf Glauben und Vertrauen gegründeten Lebens heller und lebendiger im Gemüthe auf. Es war nicht meine Liebe zu ihr, nicht die ihrige zu mir, was diese Veränderung bewirkte. Gewiß war es nicht das. Es war der Anblick der höchsten Seelenreinheit, eines ganz im frommen Vertrauen auf Gott, und in der Liebe zu mir sich auflösenden und befriedigten Gemüthes. Ihre Liebe hatte durchaus nichts Leidenschaftliches. Sie schien ihr so natürlich, wie das Äthemholen zu seyn. Ihre Verwandten, welche, wie gesagt, lange unserer Verbindung entgegen waren, legten es auf einige heftige Scenen an. Sie blieb so ruhig und unbefangen dabei, als ob Alles sie nichts anginge; als ob jene in einem sonderbaren Irrthum befangen wären, von dem es sich von selbst verstehe, daß es sich damit geben werde. Über meine Befürchtungen und Besorgnisse lächelte sie, und nie habe ich sie anders, als ruhig und heiter gesehen. Nur einmal — es stand eben am schlimmsten um unsere

Hoffnungen. Wie ſonſt tröſtete ſie mich mit der kindlichſten Unbefangenheit, und ſtrich, vor mir ſtehend, mir die Haare aus der Stirne. »Und wenn ſie uns dennoch trennen, Franziska?« fragte ich ſie. — »»Dann,«« ſagte ſie, »»war es Gottes Wille nicht, daß wir hier ſchon verbunden werden ſollten.«« — »Und wie ſoll ich es ertragen?« fragte ich ſie, und wie wirſt Du, es ertragen?« — Sie blickte mich ſchweigend an, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Dann legte ſie ihr Haupt an meine Bruſt, und kaum vernehmbar hauchte ſie die Worte hervor: »»Gott wird es mir dann verzeihen, wenn ich weine — viel weine.««

»Alles war endlich ausgeglichen. Auf einer nahe bei der Stadt gelegenen Villa ſollte unſere Verbindung vollzogen werden. Am Morgen des beſtimmten Tages ſtand ich, ſchon bereitet, um hinaus zu reiten, in meinem Zimmer. Ich überflog und überrechnete die Tage meiner Liebe, und griff jetzt nach meiner goldenen Repetiruhr, um ſie zu mir zu ſtecken. Der Zeiger ſtand auf zehn Uhr. Kindiſch tändelnd fuhr ich mit dem Zeigefinger der rechten Hand zweimal um den Rand des Glaſes herum: denn um zwölf Uhr ſollte die Trauung ſeyn. Ich ſprengte hinaus. Man führte mich an Franziska's Lager. Schon Abends vorher hatten ſich Spuren der Maſern gezeigt. Das Übel nahm ſchnell einen bösartigen Charakter an. Ich kam nicht von ihrem Bette. Am Abend des dritten Tages ergriff ſie meine Hand, und wollte ſprechen, ohne es zu vermögen. Ich ſank neben ihr auf die Knie. Jetzt fühlte ich ein leiſes Zucken ihrer Hand. Ich blickte auf. Sie lächelte, deutete nach der durch das Fenſter ſchimmernden Abendröthe, und —

Lange ſchwieg der Hauptmann. Ich war zu gerührt, um ſein Schweigen zu unterbrechen.

»Mein Schmerz,« fuhr er fort, »war halber Wahnſinn. Wie fürchterlich auch die Heftigkeit desſelben war: noch qualenvoller und unerträglicher war die darauffolgende Erſchöpfung. Jetzt ſchloß jener Freund ſich noch inniger an mich, wobei es zunächſt auf meine Börſe abgeſehen war; und jetzt wirkte das Gift entſcheidender, das früher meine gute Natur größtentheils wieder ausgeworfen hatte. In einem Gemüth, dem es an vollem Vertrauen auf eine höhere Lenkung unſerer Schickſale fehlt, finden Zweifel und Unglaube immer den fruchtbarſten Boden dann, wenn es durch einen tief ergreifenden Schmerz mit ſich ſelbſt zerfallen iſt.«

»Ich hatte unſinnig in meine phyſiſche Natur hineingeſtürmt, um meinen Schmerz zu betäuben. Ich fing an die Folgen zu empfinden. Gegen das Ende des Januars riefen meine Angelegenheiten mich in die Schweiz. Obwohl ich die Vorboten einer heranziehenden Krankheit fühlte, beſchloß ich dennoch, trotz der dringenden Vorſtellungen meiner Freunde, die Reiſe anzutreten. Mein Weg führte über den großen St. Bernhard; eine Reiſe, welche nicht in dieſer Jahreszeit allein lebensgefährlich iſt. Schon in Aoſta fühlte ich mich unwohl; dennoch ſetzte ich meine Reiſe fort. Aber eh' ich den Gipfel des Bernhards erreichte, ſank ich erſchöpft und beſinnungslos von meinem Maulthiere. Nachziehende Reiſende trugen mich den Berg hinauf, und ich fand in dem Kloſter ſelbſt Aufnahme und ſorgfältige Pflege. Ein heftiges Nervenfieber brachte mich an den Rand des Grabes: allein meine kräftige Natur ſiegte, und ich genas.«

Bruder Felix.

»Ich weiß nicht,« fuhr der Hauptmann in ſeiner Erzählung fort, »in wie fern Sie mit der Einrichtung jener unter dem Nahmen des Hoſpitiums berühmten Anſtalt bekannt ſind. Sie iſt eine der ſchönſten und verdienſtlichſten, welche die Menſchenliebe gegründet hat. Angeblich wurde ſie ſchon im Jahre 962 durch Bernard de Menthon, ein Canonikus zu Aoſta, zur Aufnahme der Durchreiſenden, und insbeſondere der Verirrten beſtimmt, und von ihm den Auguſtinermönchen übergeben. Wahrhaft heldenmüthig iſt der Eifer, womit ſich dieſe dem Dienſte der leidenden Menſchheit widmen. Auf dem höchſten bewohnten Punkt in Europa, wo nie ein Grashalm ſproßt, nur von Eis und kahlen Felſen umgeben, leben ſie einzig für die Erfüllung der Pflicht, den Verunglückten beizuſtehen. So oft nämlich die in dieſen Gegenden ſo häufigen und gefährlichen Tourmenten, orkanartige Windſtöße und Wirbelwinde wehen, oder man vom Sturz von Lawinen vernimmt, begeben ſie ſich, mit langen Stangen verſehen, in Begleitung ihrer Hunde, Marons genannt, auf den Weg, ſpüren die Verunglückten, oder unter dem Schnee Vergrabenen auf, und tragen den erſtarrten Körper auf ihrem Rücken in das Hoſpitium hinauf, wo Alles zu ſeiner Rettung verſucht wird. Iſt dieſe unmöglich: ſo werden die Leichname, in Leinen gehüllt, und in die Todtenkapelle, eine Art von Eiskeller, geſtellt, wo ſie bei der ſcharfen kalten Luft in ihren Geſichtszügen lange kenntlich bleiben, und zuletzt gleich Mumien vertrocknen.

Mit der Heftigkeit der Krankheit hatte ſich auch die Heftigkeit meines Schmerzes gebrochen; aber wie der Körper bei einer langſam vorſchreitenden Wiedergenеſung noch lange kraftlos blieb: ſo auch die Seele. Ich fand keine erhebende Idee in meinem Geiſte, kein ermuthigendes Gefühl in meinem Gemüthe, und durchaus nichts in meinem Innern, woran ich mich hätte aufrichten können. Der Zweifel hatte ſeine Macht über mich verloren; aber eben ſo ferne ſtand mir der Glaube. Selten brachte ich es auch nur zum Grübeln. Alles in mir war geiſtige Lähmung, und dumpfes mattes Hinbrüten.

Zur Wartung hatte man mir einen Laienbruder mit Nahmen Felix gegeben, einen Greis von achtzig Jahren, der ſeiner Geſundheit und ſeinem blühenden Ausſehen nach kaum fünfzig zu zählen ſchien; eine von jenen beſchränkten Naturen, wie man ſie faſt in jedem Kloſter findet, die einig mit ſich und ihrem Berufe, als die glücklichſten Bewohner eines ſolchen Aufenthaltes betrachtet werden dürfen. Mit der muſterhafteſten Treue erfüllte er ſeine Pflicht als Krankenwärter, und ſaß, als ich genas, oft ſtundenlang in ſtiller Betrachtung oder im Gebet an meinem Lager. Eines Nachmittags, als er ſo neben mir ſaß, und draußen das heftigſte Unwetter wüthete, fragte ich ihn, wie lange er ſich bereits im Kloſter befinde.

»Sechzig Jahre,« gab er mir zur Antwort.

»»Und ſeyd ihr immer ſo ruhig, und in euch ſelbſt ſo zufrieden geweſen?««

»Immer;« ſagte er, ohne einen Zug ſeines Geſichtes zu verändern.

»Wie habt ihr das angefangen, guter Bruder,« agte ich mit einer unwillkürlichen Regung von Verwun:rung.

»»Ich habe Gott täglich gebeten, mich ſtark zu erılten im Glauben; und der Herr hat mein Gebet erɔrt,«« ſetzte er hinzu, indem er langſam die Augen ım Himmel aufhob. —

»Sechzig Jahre!« wiederholte ich nach einer Weile; eine lange Zeit.«

»»Sie ſind mir verfloſſen, wie ein Tag,«« ſagte ». »»Ich hätte nicht geglaubt, daß die Zeit ſo ſchnell ɔrüber gehen könne;«« ſetzte er nach einer ziemlichen ›auſe hinzu.

»Wißt ihr denn, was die Zeit iſt?« fragte ich ihn ılb gedankenlos.

Er ſah mich an. »»Ein Theil der Ewigkeit,«« gte er dann mit dem Ausdruck ruhiger Demuth; »»den ıott dem Menſchen zum Handeln gegeben hat.«« —

Ich war überraſcht. Nach langer Zeit, waren dieß e erſten Ideen, von denen ich mich wieder lebendiger griffen fühlte. »Er hatte Gott täglich gebeten, ihn ırk zu erhalten im Glauben; und Gott hatte ſein ebet erhört, und darum war er durch ſechzig Jahre ruhig in ſeinem Innern, und ſo zufrieden geweſen. ieſe Menſchen mußten wohl alle ſtark ſeyn im Glaun: denn was konnte ſie ſonſt bewegen, mit ſo gänzher Selbſtentäußerung nur für den Dienſt ihres Glauns zu leben. Auch Franziska war ſtark geweſen ı Glauben. Ihr kindlich frommer Sinn hatte mich t gerührt: aber nie hatte ich mit voller Kraft ergriffen,

was ſie ſelbſt mit dem unbedingteſten Vertrauen ergri
fen hatte, und feſthielt; und der Schmerz über ihre
Verluſt hatte alle Wirkungen ihres Einfluſſes in ih
Gegentheil verwandelt. War ich ein Thor, oder w
Sie eine leichtgläubige Thörin? Eines von Beid
mußte der Fall ſeyn; es gab kein Zweites. «

»» Die Zeit ſey ein dem Menſchen von Gott zu
Handeln gegebener Theil der Ewigkeit. «« Zum Ha
deln? — Grübleriſch blieb ich bei dieſer Frage ſtehe
Sie haben ein wahres Wort geſprochen. »» Unſer Kra
gefühl iſt Täuſchung, und die Säugamme dieſer Tä
ſchung iſt unſere Flachheit. Nur weil wir ſelten Kla
heit genug beſitzen, um etwas beſtimmt, und ſelt
Kraft genug, um etwas mit Entſchiedenheit zu wolle
glauben wir mit unſerer Kraft Wunder auszurichte
wie wenig das auch ſeyn mag, was wir erreichen.
Wo wir immer auf die äußern Erfolge unſers Handel
ſehen, erſcheint unſere Kraft unzulänglich, unſicher, u
unabhängig von dem Walten einer Macht, welc
jene Erfolge beſtimmt nach ihren Abſichten, ohne auf k
unſrigen zu achten; mithin als nichtig: und es iſt eb
nur der Glaube, der dieſes drückende Gefühl verſöhne
und nur die Flachheit, welche es verläugnen, oder glei
gültig darüber hinausgehen kann.

Amely.

» Endlich war ich vollkommen wieder hergeſtel
und im Stande, meine Reiſe fortzuſetzen. Am Morg
meiner Abreiſe, nachdem ich meine Verpflichtungen geg
das Kloſter ſchon früher erfüllt hatte, begab ich mi

noch einmal in die Zelle des Priors, um von ihm Abſchied zu nehmen. Ich traf dort Bruder Felix mit einem jungen Sennen. »Er wird es deiner Beſchreibung nach wohl ſeyn,« ſagte der Prior bei meinem Eintritte eben zu dem Hirten; »ich kann nicht zweifeln. Arme Amely!« — »Das iſt ein junger Hirt, aus einem der untern Thäler,« ſagte er, zu mir ſich wendend. »Er hat eine Schweſter mit Nahmen Amely. Ein Hirt aus der Nachbarſchaft bewarb ſich um ſie, und da ihm eine alte Baſe in Martinach vor einigen Wochen ein kleines Stück Geld vermacht hat; ſo ſahen ſich die beiden jungen Leute unvermuthet am Ziel ihrer Wünſche. In allen Thälern herum iſt ihre Liebe bekannt, und jedermann gönnt ihnen das Beſte. Denn Jery iſt oder war, ein ſo wackerer Burſche, wie wenige; und Amely iſt ein ſtilles, frommes, treues Gemüth, wie ſich vielleicht im ganzen Wallis kein zweites findet. Nun hat ſich der Burſche vor drei Wochen aufgemacht, um in Martinach ſeine Erbſchaft zu erheben, und iſt nicht wieder zurückgekehrt: da doch ſichere Nachrichten vorhanden ſind, daß er die Stadt verlaſſen, und die Rückreiſe angetreten hat. Eben in jenen Tagen aber fiel eine Lawine; ſieben Reiſende wurden verſchüttet, und nur vier davon gelang unſern Leuten zu retten. Da iſt nun Amely mit ihrem Bruder heraufgekommen, um ſich durch den Augenſchein zu überzeugen, ob Jery unter den Verunglückten ſey. Ich glaube es iſt ſo. Arme Amely! Nehmt die Schlüſſel, Bruder Felix. Wollen Sie uns begleiten: ſo kommen Sie.«

Ich ging alſo mit. Vor der Kloſterpforte ſtand

Amely, in der reizenden Tracht der Walliserinnen. Ihre sanften Züge, herzgewinnend durch den Ausdruck demuthsvoller Unschuld und der schmerzlichsten Bekümmerniß, wären des Pinsels eines Raphaels würdig gewesen. Sie küßte dem Prior die Hand. »Willst du nicht Steffi allein mit uns gehen lassen, mein Kind,« fragte sie dieser; »und hier warten, bis wir zurückkommen.« Sie schüttelte schweigend den Kopf. »Und wenn es so seyn sollte, wie du fürchtest,« fragte sie der Prior, »wirst du dich willig in die Fügung Gottes ergeben?« Sie sprach kein Wort, und blickte den Fragenden aus ihren dunklen Augen, die von Thränen schwollen, mit einer unbeschreiblichen Wehmuth an: während ihre Unterlippe schnell und heftig zuckte. »Nun so komm,« sagte der Prior gerührt, und ging vorwärts.

Bruder Felix ging voraus, um aufzuschließen, dann folgte ich mit dem Prior, und hinter uns gingen Steffi und Amely.

Der Anblick, der sich dem Auge darbot, als Bruder Felix geöffnet hatte, war an und für sich selbst erschütternd genug. Rings herum an den Wänden standen, dicht an einander gereiht, in weißen Sterbekitteln, die jeder mit einem schwarzen Kreuze bezeichnet waren, die Leichen, theils bereits zu Mumien vertrocknet, theils erstarrt durch die fürchterliche Kälte. Eine Sekunde lang vergaß ich darüber alles Übrige. Aber plötzlich drängte Amely sich zwischen mir und dem Prior durch, und mit einem Jammerlaut, der nicht Ächzen und nicht Schrei war, stürzte sie mit gerungenen Händen, und

it dem Ausruf: »Mein Jery! mein Jery! O mein
ott!« auf einen der Leichname zu, und umklammerte
n feſt mit ihren Armen. Der Anblick war herzzerrei-
end und gräßlich. Da ſie den Leichnam ſo gefaßt hatte,
aß ſeine ſtarren Arme über den ihrigen lagen, und da
e nach der Seite zu mit ihm an die Wand geſunken
ar: ſo hatte es den Anſchein, als ob der Todte auch
e umfaßt halte. Noch einmal; der Anblick war grau-
nhaft. Der fahle Tod hielt hier das warme blühende
eben umarmt; das ſtarre weitgeöffnete Auge blickte
hne Sehkraft in das brechende Auge der Liebe; und
n Herz voll heißen Schmerzes ſchlug gegen eine Bruſt,
ie für den Schmerz, wie für die Liebe erſtarrt war
ir immer. Wir Alle ſprangen hinzu, um der Unglück-
chen beizuſtehen: aber nur mit großer Mühe gelang
s uns, ihre krampfhaft in einander gepreßten Hände
szulöſen. Ohne Zeichen des Lebens trugen Bruder
elix und Steffi ſie ins Hoſpitium zurück. Ich
eß an Geld für ſie zurück, was ich nur immer entbeh-
en konnte. Auf meiner heurigen Rückkehr erfuhr ich,
aß ſie wenige Monate nach jener Begebenheit geſtorben
ar, und das von mir zurückgelaſſene Geld dazu ange-
endet hatte, den Leichnam ihres Geliebten nach dem
riedhof ihres Kirchſpiels bringen zu laſſen, wo ihr ſelbſt
n ſeiner Seite ihre Ruheſtätte bereitet wurde.

Poeſie des Lebens.

»Es gibt Momente in unſerem Leben,« ſagte der
auptmann, nachdem wir ein paar Mal ſchweigend auf
nd nieder gegangen waren, »die uns eine gänzliche Um-

wandlung unſerer ganzen Denk- und Sinnesart ſo nahe legen, daß nur der höchſte Leichtſinn und die gedankenloſeſte Flachheit es verſäumen können, ſie zu ergreifen. Wenn ſie denn aber auch eine plötzliche Veränderung hervorzubringen ſcheinen: ſo iſt dieſe darum nicht minder ſtätig in uns vorbereitet, und jene Momente ſind ſo zu ſagen nur der Druck auf die Feder, durch welchen die neue Scenerie zum Vorſchein gebracht wird. So war es auch bei mir. Alles war mir gegeben; ich brauchte das Gegebene nur zu verarbeiten.«

»Der Weg, welchen ich hierbei nahm, war kein anderer, als eben jener, welchen Ihr dürrer Magiſter gegangen war, und welchen Sie ſelbſt den Leſer, wenn gleich nur bis zu einem gewiſſen Ziele, geführt haben. Wunderbar genug treffen die Tiefe, wie die Flachheit des Geiſtes auf dieſem Wege zuſammen. Beiden zeigt ſich die menſchliche Kraft, in ſo fern ſie *ihre* Zwecke auf eine von ihr gewählte Weiſe verfolgen will, als nichtig: nur daß die Tiefe des Geiſtes dieſe Nichtigkeit klar erkennt, der Flachheit aber, eben weil ſie Flachheit, und als ſolche zuverſichtlich iſt, dieſe Vorſtellung nie, und am wenigſten in Beziehung auf ihre eigenen Beſtrebungen klar aufgeht. Dieſe ſieht mit träumeriſcher Gleichgültigkeit auf die Widerſprüche des Lebens; jene empfindet den herbſten Schmerz, und ruht nicht, bis ſie in das Widerſprechende Einklang, in das ſcheinbar Zerriſſene Zuſammenhang, und in das Bedeutungsloſe ſichere Bedeutung gebracht hat.«

»In den äußeren Erſcheinungen ſelbſt, in ſo fern dieſe auf unſere Beſtrebungen, wie auf unſer Schickſal

einwirken, wird ſie Einklang und Zuſammenhang vergebens ſuchen. Sie hängen vom Zufall oder von den Fügungen einer höheren Macht ab. Jener kennt kein Geſetz; die Geſetze, nach welchen dieſe wirkt, liegen außer dem Bereich unſerer Berechnung, wie unſers Widerſtrebens. Der Glaube an die Weisheit und Güte dieſer Macht gibt uns über das Widerſprechende in den Erſcheinungen des Lebens Beruhigung, und zwar eine unbedingte, als unbedingter Offenbarungsglaube: allein mindeſtens bleibt in dem tieferen Gemüthe die Sehnſucht, in dieſen Erſcheinungen ſelbſt eine ſichere Bedeutung zu erkennen.«

»Dieſe Bedeutung nun können wir allein in ihrer Beziehung zu unſerem innern Leben finden. Was immer auf uns einwirkt, mittelbar oder unmittelbar, in nächſter oder in entfernter Verzweigung: es wirkt ein auf die Entwicklung und Geſtaltung unſeres inneren Lebens. Was wir immer thun und erſtreben: es wirkt *dadurch, daß wir es thun*, abgeſehen von ſeinem Erfolgen, nach jener Beziehung auf uns ſelbſt, wie auf Andere ein; und es gibt in dieſer Hinſicht nichts Gleichgültiges, nichts Unbedeutendes, wie wenig es uns auch möglich ſeyn mag, die Beziehung jedes Einzelnen zu erkennen, oder ſie nach ihrer Verzweigung mit unſerem Blick zu verfolgen.«

»Wie dieſe Wahrheit ſich mir jetzt aufdrängte, da tiefergreifende Erſchütterungen mein Gemüth von Groll und Zweifel gereinigt, und das Bedürfniß, eine ſichere Bedeutung des Lebens zu erfaſſen, in ihm geweckt hatten: ſo leitete mich das Verweilen bei derſelben, und

die Prüfung meines eigenen Lebens, vorzüglich in ſeiner letztern Periode, zu einer zweiten Wahrheit, durch welche jene erſt ihren vollen Gehalt gewinnt. Franziska's himmliſche Seelenreinheit und ihr kindlich frommer Sinn hatten nicht anders, als wohlthätig, auf meine eigene ſittliche Entwicklung einwirken können: allein eben aus ihrem Tode, eben aus dieſer ganzen Verkettung aller Umſtände, ging meine Entzweiung mit dem Leben, mein finſterer Groll, mein dumpfer Mißmuth, und die traurige Verſunkenheit meines vertrauungsloſen Unglaubens hervor. Ein Wendepunkt war eingetreten: aber dieſer hätte auch ausbleiben können. Allein wo ich immer den Blick prüfend auf dem ſittlich Verkehrten feſthielt — es hatte keinen Beſtand in ſich ſelbſt. Das Gute allein konnte durch ſich ſelbſt beſtehen. Jenes vermochte dieſes zu unterdrücken: aber dieſes trug nicht in ſich ſelbſt die nothwendigen Keime ſeiner Zerſtörung. Der Tod konnte mich hinraffen, eh' dieſe Keime ſich entwickelt hatten, wie er Franziska und Amely hingerafft hatte, während ſie auf Erden noch tauſend Blüthen für den Himmel hätten entfalten können: allein für die Entwicklung unſers inneren Lebens zeigt ſich uns bei der Gewährleiſtung, die in der ſelbſtſtändigen Kraft des Guten für eine ſittliche Weltregierung liegt, nirgends eine Gränze; und dieſe »Spanne Zeit« iſt« —

»»Ein dem Menſchen von Gott zu ſeiner ſittlichen Entwicklung gegebener Theil der Ewigkeit,«« ſagte ich, da Belling inne hielt, und mich fragend anſah. »Sie hatten Recht, zu ſagen, Herr Hauptmann,« ſetzte ich hinzu, »daß Ihre Definition von Zeit nur dann einen

Werth habe, wenn man sie selbst gesucht hat. Und auch darin hatten Sie Recht, daß Sie einen so hohen Werth auf Ihre Definition legten: denn aus ihr in Verbindung mit der Idee einer sittlichen Weltregierung ergibt zunächst sich der Begriff von Leben, als einer Fortschreitenden Entwicklung für die Ewigkeit.«

»In diesem Sinne,« fuhr jetzt der Hauptmann fort, »hatte Ihr dürrer Magister nun freilich Recht, wenn er behauptete, daß alle wahre Poesie aus der Prosa des Lebens sich aufbaue, und allein in der Überzeugung von der Nichtigkeit aller menschlichen Kraft ihre Grundlage habe. Denn indem wir gewahr werden, wie die äußeren Erfolge aller unserer Bestrebungen an sich selbst außerhalb alles Bereiches unserer Berechnung, wie unserer Kraft, liegen: sehen wir uns angewiesen, die Bedeutung der äußeren Erscheinungen in unserem Innern aufzusuchen. Das Gesetz nun, welches wir hier entdecken, verbürgt uns das Walten einer sittlichen Weltregierung; und diese Idee allein ist es, von welcher alle echte Begeisterung der Poesie ausströmt. Wie Gottes Hauch über den Gewässern, so schwebt sie über dem Chaos des Lebens, und baut über den Trümmern seiner vergänglichen Herrlichkeit und über den scharfen Dornen, die überall zwischen diesen Trümmern fortwuchern, den Altar auf, auf welchem, wie ihr Freund sagte, nur Opfer der reinsten und heiligsten Demuth brennen.« — — —

»Unſer Freund Belling,« ſagte ich zu Ewald, als ich ihm meine Unterredung mit jenem hatte leſen laſſen, »hat an der Definition des Bruders Felix von Zeit, nachgebeſſert: und ich meinerſeits habe an ſeiner Definition von Leben etwas nachzubeſſern gefunden.«

»»Nun?««

»Entwicklung für die Ewigkeit,« ſagte ich, »iſt das Leben auch bei dem Peſcherähh. In höherer Potenz nun könnte man, glaub' ich, ſagen: ſey es Bewußtſeyn des Fortſchreitens in unſerer ſittlichen Entwicklung für die Ewigkeit.«

»»Das haſt du ſchlau gemacht,«« entgegnete er; »»ich hätte gedacht, du wäreſt froh geweſen, durch die Definition des Hauptmanns den Zweifel, ob du ſelbſt wirklich lebeſt, losgeworden zu ſeyn.««

Es iſt vollkommen ausgemacht: er wird jeden Tag ungezogener. Es wäre gar hübſch von ihm geweſen, wenn er mit dem Zweifeln bei ſich ſelbſt angefangen hätte.

GENERAL BOOKBINDING CO.
CONTROL MARK

PT 1858 .E768 .D6 C.1
Dorat's Tod /
Stanford University Libraries
3 6105 037 014 193

PT
1858
.E768
.D6

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305